Bilder-Magazin

№ 1. 1845.

Stockholm und das königliche Schloß.

Die Reiselust wendet sich jetzt mehr als sonst dem Norden zu und die beiden letzten Jahre haben uns eine ungewöhnlich große Anzahl Beschreibungen solcher Reisen gebracht. Ihnen schließt sich so eben eine neue, von den früheren aber ganz verschiedene, von Heinr. Laube an: „Drei Königsstädte" (Leipzig, Weber). Laube besitzt, wie er es schon in früheren Werken bewiesen hat, ein eigenthümliches Talent, Reiseeindrücke ansprechend zu schildern. Er begnügt sich nicht blos mit dem, was er mit Augen sieht, sondern blickt vielmehr überall in die Vergangenheit zurück und weiß an jedem merkwürdigen Orte die wichtigen Personen, welche früher da handelten, so wie die Ereignisse, die da geschehen, dramatisch lebendig vor dem Auge des Lesers vorüberzuführen. So auch in den „Königsstädten", aus welchem Werke wir unseren Lesern, im Auszuge, die Schilderung des königl. Schlosses zu Stockholm mittheilen, um sie im Voraus auf die wichtige neueste Schrift des Verfassers aufmerksam zu machen.

— — „Das Schiff wendete links um die vorliegende Insel und Holm für Holm stieg Stockholm vor uns aus den Fluten empor, erst zu unserer äußersten Linken der Södermalm, die südliche Vorstadt, welche steil an einem Berge emporklettert, dann die Mitte, das Herz der Stadt, die Stadt, kurzweg Staden genannt, ein breiter Hügel, worauf das Schloß und der Ritterholmthurm; dann rechts der lange und breite Norrmalm, die nördliche Vorstadt, welche sich an Hügeln hinausdehnt und alle die anderen Holme und Malme, die vor und hinter ihm liegen, beherrscht. Dies sind die drei Haupttheile, in welchen sich Stockholm sehr malerisch darstellt. Södermalm links ist der steilste Theil, Norrmalm rechts der weiteste, die Stadt in der Mitte der stattlichste und schönste, denn er trägt auf der Höhe seiner Hügelbreite das Schloß und dies Schloß ist von stattlicher Schönheit; ich kenne kein schöneres.

Und dies Alles sieht auf den Ostseespiegel und die Ränder werden umsäumt durch die Schiffe des Hafens; man denkt unwillkürlich an Genua.

Gerade auf das Schloß zu rauscht das Schiff und man sucht mit den Augen, wo der Mälar-See herabkomme, denn hinter dem Stockholm, welches man jetzt sieht, liegt sechs Fuß höher als das Meer der 18 Quadratmeilen große Mälar-See. Zu beiden Seiten der eigenthümlichen Stadt, des Staden, kommt er herab in die Ostsee, aber nicht, wie man erwarten könnte, wasserfallartig, sondern sanft einströmend durch Schleußen.

Die Seite des Schlosses nach dem Salzsee zu hat zwei vorspringende kurze Flügel, und der also entstehende offene Hofraum ist auf geschmackvolle Weise zum Blumenparterre gemacht. Auf dieser Seite im zweiten Stock wohnt König Oskar; es ist die Wohnung des Kronprinzen, die er noch nicht verlassen hat. Er sieht gegen Morgen nach dem Meere hinaus. Der Hügel, auf welchem das Schloß liegt, ist nicht eben hoch, aber doch von der östlichen und westlichen Seite so hoch, daß man Treppen hinaufsteigen muß zum Königshause. Nach der nordöstlichen Ecke des Schlosses kommend und zwei Fronten desselben übersehend, bleibt man unwillkürlich stehen, um den edeln Styl, den wirklich majestätischen Eindruck zu genießen. Graf Nicodemus Tessin hat es vor hundert Jahren erbaut. Sein Sohn hat die Vollendung geleitet, und das Ganze ist also ein Werk der Tessins. Seit 1753 hat die königliche Familie dies neue Schloß bezogen, welches auf der Stelle des alten, mehrmals abgebrannten Schlosses steht. Es ist ein großes geschlossenes Viereck. Der Baustyl ist wohl italienisch zu nennen, doch scheint es mir, er schließe sich an keinen gegebenen Styl mit starrer Treue. Er zeigt zwei Stockwerke, aber dazwischen und darüber breite Mauerflächen, welche sparsam verziert sind und den Charakter stolzer Würde haben.

Auf der Ostseite dicht an dem Salzsee, auf der Nordseite dicht an der Mälarmündung, über welche die steinerne Norrbrücke nach Norrmalm hinüberführt, beherrscht es die Wasserflächen. Jenseits im Süden steigt der Hügel des Staden noch etwas höher auf, und westlich hin fällt er abwärts zum Ritterholmplatze und zu dem Landungsplatze am Mälar hinab. Hier der Norrbrücke gegenüber ist ein Hauptportal des Schlosses und an der Rampe liegen zwei colossale steinerne Löwen.

Mit gutem Geschmacke ist die ganze Wasserseite vor dem Schlosse frei. Sie wird als Landungsplatz Schiffbrücke (Skeppsbron) genannt. Rückwärts nach rechts steht das Standbild Gustavs III. und hinter demselben, jenseits der Norrbrücke, das Schauspielhaus, in welchem er erschossen wurde; bei Fackelschein

trug man den verwundeten König, der noch Sinn hatte für diese malerische Scene, über diese Brücke die Schloßtreppe hinauf in das Schloß, welchem er jetzt zugewendet steht, und aus welchem er nur als Leiche wieder zum Vorschein kommen sollte. — So hatte uns also beim Eintritte in Stockholm der Gedanke an die blutigste moderne Katastrophe Schwedens begrüßt ꝛc. ꝛc.

— Das Innere des Schlosses entspricht durchaus nicht dem schönen Aeußeren und die schwedischen Stände sollten, wenn sie das schönste Haus Stockholms und das Haus des Königs zum Vertreterhause schwedischen Geschmackes machen wollten, eine stattliche Summe bewilligen für würdige Ausschmückung. Daß sie nicht längst darauf gedrungen, ist mir räthselhaft. Sie haben offenbar viel Sinn für Glanz und Schönheit, sie haben außer dem Schlosse kein eigentlich schönes Gebäude, in diesem Schlosse aber ein so schönes, daß in gewisser Weise selbst der neue Louvre, dies pretentiöser geschmückte Königshaus, von diesem einfacheren, schöner gelegeneren Schlosse übertroffen wird und — sie lassen in diesem Schlosse bestehen: ein Treppenhaus, ein Säulenwesen von Holz, welches zu noch beleidigenderem Eindrucke marmorartig angestrichen ist; ein Parquet von verwahrloster Alltäglichkeit, eine Ausstattung abgenutzten Palaisstyls in Sesseln, Tapeten und Farben. Nirgends besonderer Geschmack, nirgends großer Sinn, alles wie steuermäßig geliefert! Unter König Oskar besonders müßten die Reichsstände selbst den würdigen Ausbau des Schlosses beantragen, denn König Oskar weiß übrigens, was Noth thut, und begründet sein Regiment auf Sparsamkeit.

Der König wohnt noch im zweiten Stock, wo er als Kronprinz gewohnt hat. Er war eben ausgegangen und sein Schlafrock lag noch auf dem Lehnstuhle vor dem Schreibtische. Man besorgte nicht irgend eine zudringliche Neugierde, denn es war Alles offen und sichtbar, was er eben getrieben und geschrieben hatte.

Interessant war es mir, unter den Büchern, welche nahe bei der Hand waren, auch manches deutsche Buch zu sehen, darunter das Staatslexikon, sogar Rottecks Weltgeschichte. Es ist bekannt, daß König Oskar sich vorzugsweise mit Studien über die bessere Stellung der unglücklichen Staatsangehörigen, der Gefangenen und Armen, beschäftigt, ja selbst darüber geschrieben hat. Seine Häuslichkeit zeigt dies ringsum. Ich möchte sagen: sie gleicht der eines Schriftstellers. Alle nur irgend wichtigen Bücher der neuern Zeit sind vorhanden und zum Gebrauch vorhanden, nicht in ferner Bibliothek zum Einstäuben aufgestellt; überall, in hundert Kleinigkeiten, sieht man ein ganz modernes Königthum, welches inmitten des geistigen Verkehrs unserer Tage heimisch ist und nach einer ausgebreiteten Bildung trachtet. Ueberall Einfachheit. So lobenswerth diese ist, so nahe grenzt sie doch im Hause der Könige an einen tiefen Uebelstand. Wer unterstützt die Künste des Luxus, wenn nicht der König? Wo bleibt der Reiz des Königthums, wenn es aufhört, das zu belohnen, was auf dem Markte seinen Lohn nicht finden kann? Auch die Pracht mag einfach sein, und die beste Einfachheit des Königs ist edeler Geschmack ꝛc.

Die Rückseite des Stockwerks, welches der neue König bewohnt, ist zum Theil durch einen eingeschobenen Entresol noch bürgerlicher gemacht und die kleine Ausstattung einzelner Zimmer paßt dazu. Man sieht in den Schloßhof und der König mag hier viel studirt haben. Seine Bücher sind in größter Menge auf dieser Seite, seine Waffen und Alles, was ein wohlhabender Mann an Sammlungen hegt, — ein wohlhabender Mann, denn ein reicher Gentleman ist bei uns oft kostbarer versehen mit Schießgewehren als der jetzige König von Schweden.

Ganz versteckt zwischen Mauern und kleinen Treppen ist hier oben eine katholische Kapelle für die Königin angebracht, in welcher sie allein einem Cultus dienen darf, welcher in Schweden verboten ist. Diese nur matt beleuchtete Kapelle in dem verborgensten Innern des Schlosses erinnert an Maria Stuart.

Je länger man übrigens in diesen anspruchslosen Gemächern weilt, je genauer man in die Lebensweise des Königs hineinblickt, desto deutlicher wird Einem die Vorstellung: hier wohnt ein gereifter demokratischer Fürst. Er steht früh am Morgen auf, schläft am Tage gar nicht und geht erst um Mitternacht zu Bett. Mit eifrigster Gewissenhaftigkeit verwaltet er sein hohes Amt. — In Stockholm bin ich seiner nicht ansichtig geworden, aber es sind hier in den Zimmern zahlreiche Bilder von ihm und ich habe ihn vor sieben Jahren in Berlin gesehen. Er ist ein stattlich gewachsener Mann mit südlich dunkelem ausdrucksvollem Gesicht. Sein Wesen ist ernst, seine Haltung würdevoll.

Als wir wieder in die vorderen Zimmer kamen, von welchen man eine volle Aussicht auf den Ostseehafen genießt, verweilten wir mit einer gewissen Andacht im Conseilzimmer. Von hier wird jetzt Schweden und Norwegen regiert. Es ist ein geräumiges Zimmer, in dessen Mitte eine längliche, mit schwarzem Sammet überzogene Tafel steht. Um sie her stehen schwarzsammetne Lehnstühle, etwa zwölf. Der obere des Königs ist nur durch ein silbergesticktes Emblem ausgezeichnet. Diese Trauerfarben und die Einfachheit des Zimmers machen einen wohlthuenden Eindruck und man denkt sich, wie die begabtesten Köpfe des Reichs hier familienhaft um den König gereiht sitzen, gemeinschaftlich berathen, disputiren und mit dem letzten Worte des Königs beschließen ꝛc. ꝛc."

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

(Stockholm und das königliche Schloß.)

Bilder-Magazin

№ 2. 1845.

Die Sylvesternacht.

Eine Gespenstergeschichte von Glocken, die ein altes Jahr aus- und ein neues Jahr einläuteten.

Von Charles Dickens.

Erstes Viertel.

Nicht viele Leute — und da zu wünschen ist, daß ein Geschichtenerzähler und ein Geschichtenleser so bald als möglich wissen, wie sie mit einander stehen, so erlaube ich mir die Bemerkung, daß ich die Behauptung weder auf junge, noch auf kleine Leute allein beschränke, sondern sie von allen Arten von Leuten verstanden wissen will, von kleinen und großen, jungen und alten, von noch wachsenden und von bereits wieder einkriechenden —, nicht viele Leute also, sage ich, würden in einer Kirche schlafen mögen. Ich meine nicht unter der Predigt bei warmem Wetter (da ist es allerdings hier und da einmal geschehen), sondern in der Nacht und allein. An hellichtem Tage werden sich allerdings sehr Viele über eine solche Annahme verwundern; aber es handelt sich um die Nacht und in der Nacht also muß die Sache auch verhandelt werden. Und ich mache mich verbindlich, in jeder stürmischen Winternacht, die man zu einem solchen Versuche bestimmt, einem jeden Gegner gegenüber zu gewinnen, der allein, auf einem alten Kirchhofe, vor der Thüre einer alten Kirche mit mir sich einfinden und mir vorher die Ermächtigung geben will, ihn bis zum andern Morgen einzuschließen, wenn es zu seiner gänzlichen Ueberführung nöthig sein sollte.

Der Nachtwind hat eine schauerliche Art um ein solches Gebäude herumzujagen, dabei zu wehklagen, mit seinen unsichtbaren Händen an den Fenstern und Thüren zu rütteln und irgend einen Riß aufzusuchen, durch den er hineingelangen könnte. Ist er hinein, so sucht er wie Jemand, der nicht findet, was er suchte, es mag sein, was es will, heulend und jammernd wieder herauszukommen. Auch begnügt er sich nicht, durch das Schiff der Kirche zu schreiten, um die Pfeiler herumzuhuschen und die dumpfe Orgel zu versuchen, er schwingt sich auch an die Decke hinauf und sucht das Gebälk auseinanderzureißen, dann stürzt er verzweiflungsvoll wieder auf die Steine herunter und zwängt sich murrend in die Grabgewölbe hinunter. Aber auch da heraus schleicht er sich wieder; er kriecht an den Wänden hin und scheint flüsternd die Inschriften zu lesen, die den Verstorbenen geweiht sind. Bei einigen derselben erhebt er laut seine Stimme, als lache er; bei anderen senkt er sie, wie wehklagend. Einen geisterhaften Ton hat er auch am Altare, denn da scheint er in seiner Weise von Mord und Unheil, die vollbracht worden, und von falschen Göttern zu singen, die man verehrt, trotz der Gesetzestafeln, die so glatt und zierlich aussehen, aber doch so zersprungen und zerbrochen sind. Ach! der Himmel bewahre uns, die wir so behaglich im warmen Zimmer sitzen! Der Wind, der um Mitternacht in einer Kirche singt, hat eine schauerliche grauenvolle Stimme.

Und nun erst hoch oben im Thurme! Da heult und pfeift der rauhe Sturm! Hoch oben im Thurme, wo er ungehindert durch viele luftige Bogen und Schallöcher hinein- und herausfahren, um die schwindelhohe Treppe sich schlingen und drehen, den kreischenden Wetterhahn herumreißen und den ganzen Thurm hin- und herzerren und rütteln kann! Hoch oben im Thurme, wo der Glockenstuhl ist, wo Rost gleich Lumpen an eisernen Stäben hängt, wo Platten von Blei und Kupfer, die im Wetter runzelig geworden und zusammengeschrumpft sind, unter ungewohnten Fußtritten ächzen und knarren; wo Vögel ärmliche Nester in Winkel alter Eichenbalken stopfen; wo der Staub alt und grau wird und gesprenkelte Spinnen, träge und fett von langer Sicherheit, in den Schwingungen der Glocken träge mit hin und her schweben, ihre Beute in ihren selbstgesponnenen Burgen in der Luft nie verlieren, gewandt wie Matrosen emporklettern, oder sich auf den Boden herablassen und ein Dutzend flinker Beine anstrengen, um das Leben zu retten. Hoch oben in dem Thurme einer alten Kirche, weit über den Lichtern und dem Summen der Stadt, und doch tief unter den fliegenden Wolken, die ihn beschatten, ist der grauenhafteste Ort in der Nacht, und hoch oben in dem Thurme einer alten Kirche hingen die Glocken, von denen ich erzähle.

Es waren wahrhaftig alte Glocken. Vor Jahrhunderten hatten Bischöfe sie getauft, vor so vielen Jahrhunderten, daß ihre Taufzeugnisse lange lange vor Menschengedenken verloren gegangen waren, und Niemand ihre Namen kannte. Sie hatten ihre Pathen gehabt (nebenbei gesagt, ich würde auch lieber die Pathenverantwortlichkeit bei einer Glocke, als bei einem Knaben übernehmen), ohne Zweifel auch ihre Pathengeschenke

erhalten; aber der Tod hatte ihre Pathen längst mit seiner Sense gemäht und Heinrich VIII. die silbernen Pathengeschenke eingeschmolzen, so daß sie nun namenlos und habelos in dem Kirchthurme hingen, — aber nicht sprachlos, nein, im Gegentheil. Diese Glocken hatten helle, starke, lustige, schallende Stimmen und man konnte sie weit und breit hören mit dem Winde. Ja, es waren so rüstige Glocken, daß sie sich auf das Belieben des Windes allein nicht verlassen mochten; sie kämpften vielmehr tapfer gegen ihn, wenn er ihnen hinderlich sein wollte; sie ließen ihre freudigen Töne geradeaus zu dem lauschenden Ohre dringen, und wenn sie in stürmischen Nächten einer armen Mutter, die neben einem kranken Kinde wachte, oder einem einsamen Weibe, deren Mann auf dem Meere war, sich vernehmlich machen wollten, überwältigten sie wohl gar bisweilen einen brüllenden Nordwest „ruckweise", wie Toby Beck sagte, denn obgleich ihn die Leute Trotty Beck (Trippel-Beck) nannten, so hieß er doch Toby (oder Tobias), und das war nur durch eine förmliche Parlamentsacte zu ändern, da er zu seiner Zeit so gut getauft worden, wie die Glocken in der ihrigen, wenn auch nicht ganz so feierlich und unter so allgemeinem Jubel.

Ich für meinen Theil gestehe, daß ich der Meinung des Toby Beck bin, da er gewiß Gelegenheit genug gehabt hatte, zu der richtigen zu gelangen. Was Toby Beck sagt, sage ich auch, und ich stehe bei Toby Beck, ob er gleich den ganzen Tag lang (ein trauriges Geschäft) außen an der Kirchthüre stand, denn er war ein Träger und wartete da auf Arbeit.

Zur Winterszeit war es, wie Toby Beck wohl wußte, ein windiger Platz, wo Gänsehaut, rothe Nasen, erfrorene Zehen und Zähneklappern wohlfeil waren. Der Wind kam reißend um die Ecke — namentlich der Ostwind — gerade als ob er blos deshalb von dem Ende der Welt herangesauset käme, um dem armen Toby eins zu versetzen. Manchmal schien es, als erreiche er ihn früher, als er erwartet, denn wenn er um die Ecke herum- und an Toby vorbeigehetzt war, drehete er sich plötzlich um, als wenn ihm Jemand zuriefe: „Heda! Hier ist er!" Sogleich wurde ihm dann die kleine weiße Schürze über den Kopf geworfen; sein schwacher kleiner Stock kämpfte und rang nutzlos in seiner Hand, seine Beine zitterten und wankten entsetzlich und Toby selbst, der das Gesicht bald nach der, bald nach jener Seite wendete, wurde so gezauset, gezerrt, gestoßen, gerüttelt und emporgehoben, daß es beinahe ein Wunder war, daß er nicht leibhaft in die Luft emporgewirbelt wurde, wie es bisweilen mit Fröschen, Schnecken, oder anderen tragbaren Geschöpfen geschieht, die es dann wieder herunter*regnet* zur großen Verwunderung der Leute in irgend einem Winkel der Welt, wo man die Eckensteher noch nicht kennt.

Windiges Wetter war indeß für Toby, wie arg es ihm auch mitspielte, eine Art Festtag. Es war ihm nämlich, als warte er in dem Winde nicht so lange auf ein Paar Groschen, wie zu anderen Zeiten, denn der Kampf mit diesem ungestümen Elemente nahm seine Aufmerksamkeit ganz in Anspruch und erfrischte ihn, wenn er anfing hungrig und kleinmüthig zu werden. Auch ein starker Frost, oder ein Schneefall war ein Ereigniß und schien ihm auf die oder jene Weise wohlzuthun, wenn es sich auch so eigentlich nicht angeben ließ, in welcher.. Genug, Wind und Frost und Schnee und vielleicht ein tüchtiges Hagelwetter waren rothgedruckte Tage in Toby Becks Kalender.

Nasse Witterung war das Schlimmste, jene kalte Nässe, die ihn wie ein feuchter Mantel umhüllte, der einzige Mantel, den Toby sein nannte, und der ihm am wohlsten that, wenn er ihn ablegen konnte; nasse Tage, wenn der Regen langsam, dicht, mit entsetzlicher Ausdauer herunterfiel, wenn dampfende Regenschirme hin und her schwankten und sich rundum drehten, wie eben so viele Kreisel, sobald sie auf den Trottoirs aneinander stießen und dabei einen kleinen Wasserfall von unangenehmen Tropfen fallen ließen, wenn die Dachtraufen sprudelten und die Nässe von den vorragenden Steinen und Simsen der Kirche tropf! tropf! tropf! auf Toby fielen und den Strohwisch, auf dem er stand, zu Schmuz machten . . Das waren seine Prüfungstage, und da hätte man Toby ängstlich aus seinem Zufluchtsorte in einem Winkel der Kirchenmauer — der übrigens so geringfügig war, daß er im Sommer nicht mehr Schatten warf, als ein anständiger Sotck auf dem sonnigen Pflaster — mit trostlosem und langem Gesicht hervorlauschen sehen sollen. Jeden Augenblick kam er heraus, um sich Bewegung zu machen und sich zu erwärmen, und wenn er ein Dutzend Mal hin und her gerannt war, kehrte er zufrieden in seinen Schlupfwinkel zurück.

Die Leute nannten ihn Trippel-Beck von seinem Gange, der rasch aussah, wenn er es auch nicht war. Er hätte vielleicht schneller gehen können, höchst wahrscheinlich sogar; aber wenn man ihm seinen Trippelgang genommen hätte, würde Toby sich in sein Bett gelegt haben und gestorben sein. In schmuzigem Wetter bespritzte er sich durch diesen Gang; er wurde ihm gewaltig sauer und er hätte mit weit größerer Gemächlichkeit gehen können, aber gerade deshalb blieb er so hartnäckig dabei. So schwächlich, klein und hager der alte Mann war, ein so gewaltiger Riese war er in seinem guten Willen. Er verdiente sein Geld gern und glaubte mit Freuden — Toby war sehr arm und konnte also eine Freude nicht wohl entbehren — er sei das Salz werth, das er verbrauche. Erhielt er ein kleines Packet zur Bestellung und ein Paar Groschen als Lohn, so stieg sein Muth, der immer hoch stand, noch um vieles höher und wenn er auf seinem Wege hintrippelte, rief er den schnellfüßigsten Briefträgern, die vor ihm gingen, zu, sie möchten bei Seite treten, denn er glaubte steif und fest, er würde sie sehr bald einholen und über den Haufen rennen. Eben so fest stand sein Glaube — der freilich nicht häufig auf die Probe gestellt wurde — er könne alles tragen, was ein Mensch zu heben im Stande sei.

So trippelte denn Toby auch, wenn er aus seiner Schutzecke bei nasser Witterung herauskam, um sich zu erwärmen. Er machte da mit seinen gar nicht wasserdichten Schuhen eine krumme Linie von Fußtapfen in dem Kothe und hauchte dabei in seine kalten Hände, die vor der brennenden Kälte durch fadenscheinige grauwollene Handschuhe schwach geschützt wurden, welche nur für den Daumen einen besondern Raum hatten, während die übrigen Finger sich mit einem gemeinschaftlichen begnügen mußten, und so trippelte er mit krummen Knien, den Stock unter dem Arme, hin und her. Er trippelte auch, wenn er weiter auf die Straße hinüber ging, um nach dem Thurme hinaufzusehen.

Diese letzte Wanderung machte er des Tages mehrmals, denn die Glocken oben waren seine Gesellschaft . . Hörte er ihre Stimme, so hatte er ein Interesse dabei, nach ihrer Behausung hinaufzuschauen und darüber nachzudenken, wie sie bewegt würden und welche Hämmer auf sie schlügen. Vielleicht interessirte er sich für diese Glocken so sehr, weil sie mit ihm manche Aehnlichkeit hatten. Sie hingen in jedem Wetter da, dem Winde und Regen ausgesetzt; sie sahen immer nur das Aeußere aller der Häuser umher, kamen nie nahe an die flakkernden Feuer, die durch die Fenster schimmerten, oder brausend aus den Schornsteinen herausfuhren, und konnten nie etwas von den guten Dingen erhalten, welche den verschwenderischen Köchinnen durch die Hausthüren hineingereicht wurden. An vielen Fenstern erschienen und verschwanden Gesichter, unbekannte hübsche Gesichter, jugendliche, liebliche Gesichter, bisweilen auch solche, die das Gegentheil davon waren; aber Toby wußte eben so wenig als die Glocken (ob er gleich oftmals darüber nachdachte, wenn er müßig auf der Straße stand), woher sie kamen, oder wohin sie gingen, oder ob, wenn die Lippen sich bewegten, das ganze Jahr lang ein freundliches Wort von ihnen gesprochen wurde.

Toby war kein Casuist, wenigstens so viel er selbst wußte, und ich will auch nicht behaupten, daß er diese Beobachtungen einzeln durchnahm, oder eine große Gedankenmusterung hielt, als er sich um die Glocken zu kümmern und allmälig eine genauere Bekanntschaft mit ihnen anzuknüpfen begann. So viel aber möchte ich aussprechen und ich thue es auch, daß, wie die Functionen des Körpers Tobys, seine Verdauungsorgane z. B. aus eigener Klugheit und durch viele Operationen, von denen er gar nichts wußte, und deren Kenntniß ihn in großes Erstaunen versetzt haben würde, ihren Zweck erfüllten, auch seine Geistesfähigkeiten, ohne sein Mitwissen oder Mitwirken, alle diese Räder und Federn nebst tausend anderen in Bewegung setzten, als sie seine Vorliebe für die Glocken bewirkten.

Hätte ich gesagt „seine Liebe", so würde ich das Wort auch nicht zurückgenommen haben, wenn es auch sein complizirtes Gefühl nicht ganz ausgedrückt hätte, denn er gab ihnen einen seltsamen und feierlichen Charakter. Sie waren so geheimnißvoll, wurden oft gehört und doch nie gesehen; sie waren so hoch oben, so weit entfernt, so reich an Melodie, daß er sie mit einer Art Schauer anhörte; wenn er zu den dunkelen gewölbten Thurmfenstern hinaufsah, erwartete er bisweilen, es werde ihm da etwas zunicken, was keine Glocke und doch das sei, was er so oft von den Glocken gehört. Aus allen diesen Gründen hörte Toby mit Unwillen auf ein gewisses Gerücht, nach welchem es bei den Glocken nicht recht richtig sein sollte, weil darin die Möglichkeit lag, sie könnten mit dem Bösen in Verbindung stehen. Kurz, sie klangen oft in sein Ohr, er hatte sie oft in Gedanken und hegte immer eine gute Meinung von ihnen. Sehr oft wurde ihm das Genick so steif, wenn er mit offenem Munde lange zu dem Thurme hinaufgesehen hatte, wo sie hingen, daß er ein Paar Mal extra hin- und hertrippeln mußte, um den steifen Nacken wieder los zu werden.

Das that er denn eben auch an einem kalten Tage, als der letzte schläfrige Schlag der zwölften Stunde gleich einem melodischen Ungeheuer vor einer Biene durch den Thurm summte.

„Essenszeit, ah!" murmelte Toby, indem er vor der Kirche hin- und hertrippelte. „Ah!"

Tobys Nase war sehr roth, seine Augenlider waren auch sehr roth, er blinzelte sehr oft, die Achseln hatte er bis an die Ohren hinaufgezogen und die Beine waren ihm fast steif geworden; offenbar fror er sehr und hatte lange schon gefroren.

„Essenszeit, ah!" murmelte Toby noch einmal, während er seinen rechten Fausthandschuh als Vorhandschuh benutzte und sich auf die Brust schlug, zur Strafe dafür, daß sie fror. „Ah!" Darauf trippelte er einige Minuten schweigend hin und her.

„Nichts," sagte Toby, aber mit einem Male stellte er sein Trippeln ein und befühlte mit großer Theilnahme und einiger Besorgniß seine Nase ihrer ganzen Ausdehnung nach. Sie hatte freilich keine große Ausdehnung, da es keine große Nase war, und Toby kam bald ans Ende.

„Ich dachte, sie wäre hin," sagte Toby, indem er weiter trippelte; „es ist aber noch alles in Ordnung . . Schelten könnte ich nicht, wenn sie fort wäre . . Sie hat einen schlimmen, bösen Posten in der kalten Witterung und schlechte Aussichten: denn ich führe keine eigene Schnupftabaksdose. O, das arme Ding ist selbst in der besten Zeit hart geprüft; wenn sie einmal was Angenehmes riecht (was nicht oft vorkommt), so ist es meist von dem Essen anderer Leute, von einem Braten, der von dem Bäcker nach Hause geholt wird."

Dieser Gedanke erinnerte ihn an den Gedanken, den er nicht vollendet hatte.

„Nichts," sprach er also bei sich, „stellt sich regelmäßiger ein, als die Essenszeit, aber nichts unregelmäßiger, als das Essen. Das ist der große Unterschied zwischen beiden. Ich habe lange zugebracht, ehe ich ihn herausfand, und möchte wohl wissen, ob es sich für einen Herrn lohnte, diese Beobachtungen für die Zeitungen oder für das Parlament zu kaufen."

Toby spaßte blos, schüttelte aber ernst den Kopf in Selbstmißachtung.

„Du lieber Gott," fuhr Toby fort, „die Zeitungen sind voll von solchen Bemerkungen und im Parlamente kommen oft

genug auch ähnliche vor. Da habe ich ein Blatt von voriger Woche," sagte er und er nahm ein schmuziges aus der Tasche, hielt es mit ausgestreckten Armen vor sich und fuhr fort: „Voll von Bemerkungen, voll von Bemerkungen! Ich will so gern wie einer die Neuigkeiten wissen," sagte Toby langsam, indem er das Zeitungsblatt zusammenlegte und wieder in die Tasche steckte, „aber jetzt kommt mir es schwer an, eine Zeitung zu lesen. Es graut mir fast. Ich weiß nicht, wohin es mit uns armen Leuten gekommen ist. Gott gebe, daß es im neuen Jahre besser mit uns werde."

„Vater! Vater!" rief eine liebliche Stimme ganz in der Nähe.

Toby hörte sie nicht, trippelte weiter hin und her, grübelte nach und sprach mit sich selbst.

„Es scheint, als könnten wir nichts recht machen, und als könnte aus uns nichts rechts gemacht werden," fuhr er fort. „Ich habe nicht viel gelernt als ich jung war, und kann es also nicht herausbringen, ob wir auf der Erde wirklich etwas zu suchen haben oder nicht. Manchmal kommt es mir vor, als müßten wir wenigstens etwas Weniges zu suchen haben, manchmal aber denke ich auch, wir gehören nicht her. Manchmal bin ich nicht einmal im Stande, mit mir darüber ins Reine zu kommen, ob etwas Gutes in uns ist, oder ob wir schlecht geboren werden. Wir scheinen schreckliche Dinge zu thun und große Verlegenheiten und Besorgnisse zu erregen; immer klagt man über uns und ist auf der Hut vor uns. Wir füllen, auf die oder jene Weise, alle Zeitungen. Und nun das neue Jahr!" sagte Toby traurig; „ich kann viel ertragen, mehr als Mancher andere, denn ich bin stark wie ein Löwe, was nicht Alle sind, aber, wenn wir wirklich kein Recht auf das neue Jahr haben sollten, wenn wir uns wirklich unrechtmäßiger Weise zugedrängt hätten . ."

„Vater! Vater!" rief die liebliche Stimme von Neuem.

Toby hörte sie jetzt, sah empor, blieb stehen und stand da vor seiner Tochter, der er gerade in die Augen schaute.

Und es waren schöne Augen, Augen, in die eine Welt hineinschauen konnte, ohne ihre Tiefe zu ergründen, dunkele Augen, die alle anderen Augen zurückspiegelten, welche nach ihnen blickten, Augen, die nicht blitzten, sondern ruhig, ehrlich und geduldig glänzten, und mit dem Lichte, das der Himmel gab, um Liebe und Freundlichkeit baten; Augen, die schön und treu waren und von Hoffnung glänzten, von so junger frischer Hoffnung, so kräftiger und lebendiger Hoffnung, trotz den zwanzig Jahren von Arbeit und Armuth, die sie bereits gesehen hatten, daß sie für Trippel Beck eine Stimme wurden und sagten: „Wir haben doch wohl etwas wenigstens hier zu suchen."

Toby küßte die Lippen, welche zu den Augen gehörten, und nahm das ganze blühende Gesicht zwischen seine Hände.

„Kind," sagte er, „was giebt es? Ich erwartete Dich heute nicht, Gretchen."

„Ich erwartete auch nicht, kommen zu können, Vater," sagte das Mädchen, die dabei nickte und lächelte, während sie sprach. „Aber da bin ich und nicht allein, nicht allein."

„Was meinst Du?" fiel Toby ein, indem er neugierig auf einen bedeckten Korb sah, den sie in der Hand trug, „was kannst Du . . ."

„Rieche einmal, Vater," sagte Gretchen, „rieche einmal."

Toby wollte sogleich den Deckel eilig aufreißen, aber sie hielt ihn mit ihrer Hand fest.

„Nein, nein," sagte sie mit kindlicher Freude. „Nur da an der Seite will ich ihn ein klein wenig aufmachen, ein ganz klein wenig," sagte Gretchen, die dabei zierlich that, was sie sagte, und so leise sprach, als fürchte sie von etwas in dem Korbe gehört zu werden; „da! Nun? Was ist es?

Toby roch an der Seite des Korbes, wo der Deckel ein klein wenig gelüftet war, und rief entzückt aus:

„Es ist warm!"

„Heiß, Vater, heiß," entgegnete Gretchen. „Ha! Ha! kochend heiß."

„Ha! ha! ha!" lachte Toby laut auf; „es ist brühsiedend heiß."

„Aber was ist es, Vater?" fragte Gretchen. „Du hast es noch nicht errathen, was es ist. Und Du mußt es errathen. Ich kann es nicht herausnehmen, ehe Du es errathen hast . . Uebereile Dich nicht so! Warte eine Minute. So, ich nehme den Deckel noch ein klein wenig mehr ab . . Jetzt rathe!"

Gretchen fürchtete sehr, er möchte es zu bald errathen; sie bog sich zurück, während sie ihm den Korb hinhielt, zog ihre hübschen Schultern empor, hielt sich mit der Hand das Ohr zu, als wenn sie dadurch das rechte Wort von den Lippen Tobys fern halten könnte, und lachte dabei leise.

Toby aber legte eine Hand auf jedes Knie, hielt seine Nase hinunter an den Korb und zog den Duft, der herausdrang, in langen Zügen ein, während ein freundliches Lächeln sich über sein altes Gesicht verbreitete, als habe er Lachgas eingeathmet.

„Ach, das riecht! Das riecht!" sagte Toby. „Aber Fische sind's nicht?"

„Nein, nein," fiel Gretchen hocherfreut ein; „nichts der Art."

„Nein," sagte Toby weiter, nachdem er noch ein Mal an den Deckel gerochen hatte.

„Nein, es ist — milder als Fische, aber sehr gut, sehr gut . . Jeden Augenblick kommt mir's besser vor, Schaffüße sind es gewiß nicht. Nicht wahr?"

Gretchen war entzückt.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 3. 1845.

Die Sylvesternacht.

Eine Gespenstergeschichte von Glocken, die ein altes Jahr aus- und ein neues Jahr einläuteten.

Von Charles Dickens.

(Fortsetzung.)

„Sollte es Leber sein?" rieth Toby weiter. „Nein. Der Geruch hat etwas so Mildes und Liebliches, was auf die Leber nicht paßt. Schweinsfüße? — Auch nicht . . Dazu ist es nicht schwach genug . . Würste sind's nun sicherlich gar nicht . . Jetzt aber will ich Dir sagen, was es ist . . Kleine Kaldaunen sind's."

„Nein, nein," rief Gretchen jubelnd aus. „Nein."

„Nun, was soll ich dann denken?" sprach Toby, indem er sich plötzlich so gerade emporrichtete, als es ihm möglich war . . „Wenn es so fortgeht, vergesse ich nächstens meinen eigenen Namen. Es sind große und kleine Kaldaunen."

So war es, und Gretchen setzte in der größten Freude hinzu, in der nächsten Minute würde er sagen, so gut habe er das Gericht noch nie gegessen.

„Ich will auch," setzte sie hinzu, indem sie sich ämsig mit dem Korbe beschäftigte, „ich will gleich decken, Vater, denn ich habe Alles in einen tiefen Teller gebracht, und da mit einem Taschentuche zugebunden . . Wenn ich einmal stolz sein will und das Taschentuch statt Tischtuch auflege, so kann mir es kein Gesetz verbieten, nicht wahr, Vater?"

„So viel ich weiß, nein, mein Kind," sagte Toby . . „Freilich macht man immer neue Gesetze."

„Und nach dem, was ich Dir letzthin aus der Zeitung vorlas, Vater, was der Richter sagte, sollen wir armen Leute alle diese Gesetze kennen . . Ha! ha! Fehlgeschossen! Du meine Güte, für wie gescheidt man uns hält!"

„Ja, mein Kind," sprach Trippel-Toby; „und sie würden den von uns sehr lieb haben, der sie wirklich alle kennte . . Er würde dick und fett bei der Arbeit werden, die er erhielte, und beliebt sein bei den Vornehmen in seiner Gegend, sehr."

„Er würde seine Mahlzeit mit großem Appetite verzehren, wenn sie so gut röche, wie diese," entgegnete Gretchen freundlich . . „Mach schnell, denn da ist auch eine warme Kartoffel dabei und Bier in der Flasche. Wo willst Du speisen, Vater? Auf dem Pfahle oder auf den Stufen? Ach, Gott, wie vornehm wir sind! Zwei Plätze können wir zum Speisen wählen."

„Heute auf den Stufen, mein Kind," sagte Toby. „Auf den Stufen, wenn es trocken ist, auf dem Pfahle bei nassem Wetter . . Zwar ist es auf den Stufen allemal besser, weil man sich dabei setzen kann, aber wenn es naß ist, holt man sich das Reißen."

„Nun," fiel Gretchen ein, indem sie nach kurzer Geschäftigkeit in die Hände klatschte, „nun, es ist Alles bereit. Und wie hübsch es aussieht! Komm, Vater, komm!"

Toby hatte, seit der Inhalt des Korbes entdeckt war, dagestanden und Gretchen in Gedanken angesehen, auch in Gedanken mit ihr gesprochen und zwar in einer Weise, aus welcher hervorging, daß sie zwar der Gegenstand seiner Gedanken und Augen war, selbst mit Ausschluß des ihn erwartenden Mittagsmahls, daß er sie aber nicht so, wie sie jetzt vor seinen Blicken und Gedanken stand, sondern irgend ein Drama oder eine Skizze ihres künftigen Lebens vor sich hatte. Als er durch ihren freundlichen Aufruf aus seinem Nachdenken geweckt wurde, hörte er auf, melancholisch das Haupt zu schütteln, was er eben gethan hatte, und trippelte zu ihr hin. Eben als er sich bückte, um sich zu setzen, ließ sich das Glockenspiel hören.

„Amen," sagte Toby, indem er seinen Hut abnahm und nach den Glocken hinaufsah.

„Du sagst zu den Glocken Amen, Vater?" fragte Gretchen.

„Sie fielen ein, wie zum Tischgebet, liebes Kind," sagte Toby, indem er sich setzte. „Sie sagen mir überhaupt mancherlei Liebes und Gutes."

„Die Glocken?" lachte Gretchen, während sie den Teller vor ihn stellte und Messer und Gabel dazu legte.

„Mir ist es so, mein Gretchen," antwortete Toby rasch und bestimmt. „Und wo ist da der Unterschied? Was kommt darauf an, ob sie wirklich sprechen oder nicht, wenn ich sie nur höre? Wie oftmals," fuhr er fort, während er mit der Ga el nach dem Thurme hinaufzeigte, und unter der Einwirkung des Essens immer lebendiger wurde, „wie oftmals habe ich die Glocken rufen hören: „Toby Veck, Toby Veck, habe Muth,

habe Muth! Toby Beck, Toby Beck, habe Muth!" Eine Million Mal und noch öfters."

„Ich nie," sagte Gretchen.

Sie hatte es aber doch gehört, sehr oft, denn es war Toby's Lieblingsthema.

„Wenn es recht schlecht geht," fuhr Toby fort, „recht herzlich schlecht, so daß es fast nicht schlechter gehen kann, dann rufen sie: „Toby Beck, Toby Beck, Arbeit kommt, Arbeit kommt! Toby Beck, Toby Beck, Arbeit kommt!"

„Und zuletzt findet sich Arbeit, Vater," sagte Gretchen mit einem Anklange von Betrübniß in ihrer Stimme.

„Immer," entgegnete Toby unwillkürlich, „immer."

Toby machte während dieses Gesprächs durchaus keine Pause in seinen Angriffen auf das leckere Mahl, das vor ihm stand, sondern schnitt und aß und schnitt und trank und schnitt und kaute und fuhr hin und her, von den Kaldgunen zu den heißen Kartoffeln, von den heißen Kartoffeln wieder zu den Kaldaunen mit immer gleichem Behagen. Als er jetzt eben zufällig auf die Straße hinsah — für den Fall, daß ihm Jemand aus einem Fenster oder einer Thüre winke, um ihm einen Auftrag zu geben — fielen seine Blicke, als sie zurückkehrten, auf Gretchen, die mit übereinandergeschlagenen Armen vor ihm saß, und mit glückseligem Lächeln ihm zusah.

„Gott vergieb mir die Sünde!" rief Toby aus, indem er Messer und Gabel fallen ließ. „Lieb Gretchen, warum hast Du mir nicht gesagt, daß ich ein Rabenvater bin?"

„Du, Vater?"

„Ich sitze da," fuhr Toby in reuevoller Erklärung fort, „esse und trinke, schwelge, stopfe mich voll, und Du sitzest da und hast das Zusehen, mußt fasten . ."

„Ich faste nicht, Väterchen," fiel die Tochter lachend ein. „Ich habe schon gegessen."

„Das ist nicht wahr!" rief Toby aus. „Eine doppelte Mahlzeit an einem Tage! Nicht möglich . . Eben so gut könntest Du mir weiß machen wollen, es kämen zwei Neujahrstage zusammen, oder ich hätte mein Lebtage einen goldenen Kopf gehabt und ihn nicht klein gemacht."

„Ich habe aber doch gegessen, Vater," sagte Gretchen, indem sie näher an ihn rückte, „und wenn Du weiter essen willst, werde ich Dir erzählen, wo und wie, auch wie ich zu Deiner Mahlzeit kam und — noch etwas anderes."

Toby schien immer noch ungläubig zu sein, aber sie sah ihn mit den klaren Augen an, legte die Hand auf seine Achsel und forderte ihn auf, weiter zu essen, während es noch warm sei. So nahm er denn wieder Messer und Gabel und ging von Neuem ans Werk, wenn auch langsamer als vorher und mit Kopfschütteln, als ob er mit sich selbst gar nicht recht zufrieden sei.

„Ich habe gegessen, Vater," sagte Gretchen nach einiger Zögerung, „mit, mit — Richard. Seine Essenszeit war zeitig, und da er sein Essen mitbrachte, als er zu mir kam, so — aßen wir mit einander, Vater."

Toby nahm einen Schluck Bier und schmatzte mit den Lippen. Dann sagte er: oh! weil Gretchen inne hielt.

„Und Richard sagt, Vater . ." fuhr Gretchen fort. Aber sie hielt da wieder inne.

„Was sagte Richard, Gretchen?" fragte Toby.

„Richard sagt, Vater . ." Gretchen kam noch immer nicht weiter.

„Was sagte er denn?"

„Er sagt, Vater," fuhr Gretchen fort, indem sie endlich die Augen aufschlug, und mit bebender Stimme, jedoch ganz vernehmlich, „bald ist nun wieder ein Jahr vergangen und was hilft das Warten von einem Jahre zum anderen, da es doch so unwahrscheinlich ist, daß es uns jemals besser gehen wird als jetzt? Er sagte, Vater, jetzt sind wir arm und später werden wir auch arm sein; aber jetzt sind wir jung und die Jahre werden uns alt machen, ehe wir es merken. Er sagt, wenn wir, Leute von unserem Stande, warten, bis wir den Weg ganz deutlich vor uns sehen, wird der Weg ein sehr schmaler Weg — der gewöhnliche — sein, das Grab, Vater."

Ein kühnerer Mann als Toby Beck hätte alle seine Kühnheit zu Hilfe nehmen müssen, um das zu läugnen . . Toby schwieg also.

„Und wie hart ist es, Vater, alt zu werden und zu sterben, und dabei denken zu müssen, wir hätten einander lieb haben und beistehen können! Wie hart ist es, durchs ganze Leben einander zu lieben und getrennt von einander zu trauern und einander arbeiten, sich verändern und alt und grau werden zu sehen! Selbst wenn mir's möglich wäre, ihn zu vergessen (was nie geschehen wird), wäre es doch hart, Vater, ein so volles Herz zu haben, wie das meinige jetzt, und es allmälig in Tropfen abrinnen zu sehen, ohne daß die Erinnerung an einen glücklichen Augenblick eines Frauenlebens zurückbliebe, mich tröstete und aufrecht erhielte."

Toby saß ganz still da. Gretchen trocknete die Augen und fuhr heiterer, d. h. bald mit Lachen, bald mit Schluchzen, bald mit Lachen und Schluchzen, fort:

„Richard sagte also, Vater, da er gestern für eine längere Zeit Arbeit erhalten, und da ich ihn liebe, und volle drei Jahre geliebt habe — ach, noch länger, wenn er es nur wüßte — so möchte ich mich am Neujahrstage mit ihm trauen lassen, an dem besten und glücklichsten Tage im Jahre, wie er sagt, an dem Tage, der fast gewiß Glück bringe. Es ist das bald, Vater, nicht wahr? Aber mein Vermögen braucht nicht erst in Ordnung gebracht und mein Brautkleid nicht erst gearbeitet zu werden, wie bei den vornehmen Damen, nicht wahr, Vater? Und er sprach so viel in seiner Weise, so ernst und bestimmt, und doch so sanft und freundlich, daß ich antwortete, ich würde zu Dir gehen und mit Dir reden, Vater. Und da ich diesen Vormittag (freilich unerwartet) Geld für meine Arbeit erhielt,

Du aber eine ganze Woche lang nichts Rechtes zu essen gehabt hast, und ich von Herzen wünschte, der heutige Tag möchte auch für Dich eine Art Festtag sein, wie er für mich ein lieber und glücklicher Tag ist, so sorgte ich für das kleine Gericht und brachte es Dir, um Dich zu überraschen."

„Und er läßt es dastehen und kalt werden," sagte eine andere Stimme.

Es war die Stimme desselben Richards, der unbemerkt herangeschlichen war, und nun vor dem Vater und vor der Tochter stand und beide mit einem Gesichte ansah, das glühete, wie das Eisen, auf welches täglich sein schwerer Hammer schlug. Er war ein hübscher gutgewachsener, kräftiger junger Bursch mit Augen, die funkelten wie die rothglühenden Funken in dem Schmiedefeuer, mit schwarzem Haar, das sich an seinen gebräunten Schläfen lockte, und mit einem Lächeln, einem Lächeln, das Gretchens Lobeserhebung von seiner Gesprächsweise bestätigte.

„Wie er es da auf den Stufen kalt werden läßt!" sagte Richard. „Gretchen weiß nicht, was er gern ißt."

Trippel-Toby streckte in seiner Geschäftigkeit und Gefühlseligkeit Richard sogleich die Hand entgegen und wollte eben eilig mit ihm reden, als die Hausthüre plötzlich aufging und ein Diener fast in den Teller trat.

„Aus dem Wege da! Wird's werden? Immer müßt Ihr doch da auf den Stufen sitzen. Könnt Ihr denn nicht auch einmal zu dem Nachbar gehen, he? Wollt Ihr Platz machen oder nicht?"

Eigentlich hätte er sich die letzte Frage ersparen können, da die Leute sich schon entfernt hatten.

„Was giebt's? Was giebt's?" fragte der Herr, für den die Thüre geöffnet worden war, und der mit dem leicht-schweren Tritte, dem eigenthümlichen Mitteldinge zwischen Gehen und Rennen heraustrat, mit welchem ein Herr auf der ebenen Bahn des Lebens mit knarrenden Stiefeln, einer Uhrkette und reiner Wäsche aus seinem Hause treten kann, nicht blos ohne seiner Würde etwas zu vergeben, sondern sogar mit der Andeutung, daß er wichtige Dinge zu besorgen habe. „Was giebt's? Was giebts?"

„Immer bettelt und bittet Ihr," sagte der Bediente scharf betont zu Trippel-Beck. „Warum laßt Ihr unsere Stufen da nicht in Ruhe? Könnt Ihr sie nicht in Ruhe lassen?"

„Ganz gut, ganz gut!" sagte der Herr. „Heda, Träger!" Und er winkte Trippel-Beck mit dem Kopfe. „Hierher! Was ist das? Ihr Mittagsessen?"

„Zu Befehl," sagte Toby, der das Essen in einem Winkel stehen ließ.

„Lassen Sie es nicht dort," fiel der Herr ein. „Bringen Sie es her. So! Das ist also Ihre Mittagsmahlzeit?"

„Ja, Herr," wiederholte Toby, der unverwandt mit lüsternem Munde auf ein Stück Kaldaune sah, das er für den letzten fetten Bissen aufgespart hatte, und das nun der Herr mit der Gabel hin- und herwendete.

Zwei andere Herren kamen mit ihm heraus. Einer davon war ein melancholischer Mann von mittleren Jahren, mit betrübtem Gesicht und hagerer Gestalt, der die Hände fortwährend in den Taschen seiner grauen Beinkleider trug, so daß sie davon sehr weit geworden waren und wie Hundeohren dahingen . . Im Ganzen sah er nicht besonders gebürstet und gewaschen aus. Der andere war ein wohlbeleibter Herr im blauen Frack mit blanken Knöpfen und einem weißen Halstuche. Dieser Herr hatte ein sehr rothes Gesicht, als wenn ein übergroßer Theil des Blutes seines Körpers sich in seinen Kopf gedrängt habe, — was vielleicht auch den Umstand erklärte, daß er um das Herz herum ziemlich kalt aussah.

Derjenige, welcher Toby's Speisenüberrest an der Gabel hatte, rief den ersten mit Namen Filer hinzu und beide traten näher. Da aber Herr Filer außerordentlich kurzsichtig war, so mußte er das Gesicht so nahe an den Ueberrest der Mahlzeit Toby's halten, ehe er ermitteln konnte, was es war, daß das Herz Toby's zitterte: aber Herr Filer aß es nicht.

„Es ist eine Art thierischer Nahrung, Alderman," sagte Filer, indem er mit einem Bleistifthalter hineinstach, „unter den arbeitenden Classen des Landes gemeiniglich unter dem Namen Kaldaunen bekannt."

Der Alderman lachte und blinzelte, denn Alderman Cute war ein sehr jovialer Mann, oh und ein schlauer Fuchs dazu, der alles wußte, nicht betrogen werden konnte und in den Herzen des Volks zu lesen verstand. Oh, Alderman Cute kannte das Volk durch und durch.

„Aber wer ißt Kaldaunen?" fragte Herr Filer, indem er sich rund umsah. „Kaldaunen sind ohne Ausnahme der mindest ökonomische Verbrauchsgegenstand, den die Märkte des Landes möglicher Weise bieten können. Man hat gefunden, daß durch das Kochen von einem Pfund Kaldaunen sieben Achtel seines Fünftes mehr verloren gehen als bei einem Pfunde irgend einer andern animalischen Substanz . . Kaldaunen sind eigentlich ein kostspieligeres Gericht als Ananas aus einem Treibhause. Wenn man die Zahl der Thiere, welche jährlich geschlachtet werden, mit den Bevölkerungslisten vergleicht und die Quantität der Kaldaunen, welche die geschlachteten Thiere geben können, nur gering anschlägt, so ergiebt sich, daß mit dem Verluste von diesen Kaldaunen im Kochen fünfhundert Mann Soldaten fünf Monate lang (jeden zu einunddreißig Tagen gerechnet) ernährt werden könnten. O die Verschwendung!"

Trippel-Toby stand da wie vom Donner gerührt und seine Beine zitterten unter ihm, als wenn er eine Besatzung von fünfhundert Mann zum Verhungern gebracht hätte.

„Wer ißt Kaldaunen?" fragte Herr Filer nochmals; „wer?"

Trippel-Toby machte eine jammervolle Verbeugung.

„Sie? Sie?" fragte Herr Filer. „Dann will ich Ihnen etwas sagen. Sie nehmen, guter Freund, diese Kaldaunen aus dem Munde der Wittwen und Waisen."

„Das hoffe ich nicht, Herr," antwortete Trippel-Toby halblaut. „Lieber wollte ich selbst verhungern."

„Dividiren Sie, Alderman," fuhr Herr Filer fort, „den vorhin erwähnten Kaldaunenbetrag mit der angenommenen Zahl von Wittwen und Waisen und es wird auf jede dieser Personen kein Quentchen davon kommen. Für den Mann da bleibt also kein Gran übrig und er ist folglich ein Räuber."

Trippel-Toby entsetzte sich so gewaltig, daß er es gleichgiltig mit ansehen konnte, wie der Alderman das übrige Stück selbst verzehrte, um die Speise zu kosten. Es war ihm sogar eine Erleichterung, sie los zu sein.

„Und was sagen Sie nun?" fragte der Alderman scherzweise den Herrn mit dem rothen Gesicht und dem blauen Frack.. „Sie haben Herrn Filer gehört. Was sagen Sie?"

„Was läßt sich da sagen!" antwortete der Herr. „Was kann man da sagen? Und welches Interesse kann man an einem solchen Menschen nehmen" — er meinte Toby — „in solch ausgearteten Zeiten, wie die unserigen sind. Sehen Sie ihn an! O die gute alte Zeit! Die große herrliche alte Zeit! Das war die Zeit für rüstiges kräftiges Landvolk und dergleichen, für Alles . . Jetzt ist nichts mehr. Ach!" seufzete der Herr mit dem rothen Gesichte; „die gute alte Zeit! Die gute alte Zeit!"

Der Herr gab nicht an, welche besondere Zeit er meinte, auch sagte er nicht, ob er die jetzige Zeit nicht leiden könnte, weil er sich uneigennütziger Weise bewußt sei, daß sie eben nichts besonderes gethan, als sie ihn hervorgebracht.

„Die gute alte Zeit! Die gute alte Zeit!" wiederholte der Herr. „Das war eine Zeit, die einzige Zeit! Es nützt nichts, von andern Zeiten zu reden und sich um das zu streiten, was das Volk jetzt ist. Sie nennen das doch nicht Zeiten? Ich nicht. Schlagen Sie Strutts „Costume" auf und überzeugen Sie sich da, was ein Träger unter einer der früheren guten alten englischen Regierungen war."

„Er hatte, auch wenn es ihm ganz gut erging, kein Hemd auf dem Leibe und keine Strümpfe an den Füßen. Auch wuchs in ganz England kaum ein Gemüse, das er essen konnte," sagte Filer. „Ich kann es beweisen, durch Tabellen beweisen."

Trotzdem rühmte der Herr mit dem rothen Gesicht die gute, die herrliche alte Zeit noch immer. Was auch Jemand sagen mochte, er ging unablässig in bestimmten Redensarten um sie im Kreise herum, wie ein armes Eichhörnchen in einem Käfig, der sich dreht und von dessen Mechanismus es wahrscheinlich eine eben so klare Vorstellung hat, wie der Mann mit dem rothen Gesichte von seiner guten alten Zeit.

Es ist möglich, daß der Glaube des armen alten Toby an jene alte unbestimmte Zeit nicht ganz zerstört wurde, denn in diesem Augenblicke waren seine Gedanken überhaupt nicht recht klar und deutlich. Nur eins stand ihm bei seiner Noth deutlich vor Augen, daß nämlich seine Ahnungen an dem Morgen wie an vielen andern Morgen wohl begründet wären, wie sehr auch jene Herren in den Einzelnheiten von einander abweichen möchten. „Nein, nein, wir können den rechten Weg nicht gehen, wir können nichts recht machen," dachte Toby in Verzweiflung. „Es ist nichts Gutes an uns. Wir kommen schlecht zur Welt."

Aber Trippel-Toby hatte ein Vaterherz im Busen, das irgend wie trotz jener Schicksalsfügung da hinein gekommen war, und er konnte es nicht ertragen, daß Gretchen in der Wonne ihrer kurzen Freude ihr Schicksal von diesen weisen Herren erfahren sollte. „Gott stehe ihr bei," dachte der arme Toby, „sie wird es zeitig genug erfahren."

Er winkte deshalb dem jungen Schmied besorgt, daß er sie hinwegführe; der Schmied aber war so beschäftiget und sprach so eifrig in einiger Entfernung mit ihr, daß er den Wunsch des Alten erst gleichzeitig mit Alderman Cute merkte. Der Aldermann aber hatte seine Meinung noch nicht zum Besten gegeben und er war doch ein Philosoph, ein praktischer überdies, ein sehr praktischer und da er die Zahl seiner Zuhörer nicht verkleinern lassen wollte, so rief er: „halt!"

„Sie wissen," sagte der Alderman zu seinen beiden Freunden, während wie gewöhnlich ein selbstzufriedenes Lächeln auf seinem Gesichte lag, „ich bin ein einfacher, ein praktischer Mensch und gehe in einfacher praktischer Weise zu Werke. Das ist so meine Art. Es ist gar nicht schwer, mit solchen Leuten umzugehen, wenn man sie nur kennt und versteht und in ihrer Weise mit ihnen reden kann. Sie, Träger, dürfen mir oder sonst Jemandem nicht weiß machen wollen, Sie hätten nicht immer genug zu essen und vom Besten; ich weiß das besser . . Ich habe Ihr Essen gekostet, wie Sie wissen, und Sie können mir nichts „vorflunkern". Sie wissen, was „flunkern" heißt, he? Das ist das rechte Wort, nicht wahr? ha! ha! ha! Es ist kinderleicht," setzte er zu seinen Freunden gewendet hinzu, „mit solchen Leuten umzugehen, wenn man sie nur versteht."

O, der Alderman Cute war dem Volke gegenüber ein famoser Mann! Nie verließ ihn seine gute Laune, er war immer freundlich, gesprächig und spaßhaft mit ihm.

„Sie sehen, lieber Mann," fuhr der Alderman fort, „daß über Mangel und Noth viel dummes Zeug geschwatzt wird; es geht knapp her, so sagt man immer, nicht wahr? ha! ha! ha! Ich werde das anders machen. Man macht erschrecklich viel unsinnige Worte über Hungerleiden und Verhungern, aber ich werde das anders machen. Man kann," sagte der Alderman, indem er sich wieder zu seinen Freunden wendete, „unter solchen Leuten alles ändern, wenn man es nur recht anzugreifen versteht."

Trippel-Toby nahm Gretchens Hand und zog sie durch seinen Arm, es schien aber, als wisse er nicht, was er that.

„Ihre Tochter?" fragte der Alderman, indem er sie vertraulich am Kinn faßte.

Ach, der Alderman Cute war mit den arbeitenden Classen immer freundlich. Er wußte, was ihnen gefiel und war gar nicht stolz.

„Wo ist ihre Mutter?" fragte der würdige Herr.

„Todt," antwortete Toby. „Ihre Mutter plättete Wäsche und wurde in den Himmel abgerufen, als das Kind da zur Welt kam."

„Wahrscheinlich nicht, um dort Wäsche zu plätten," scherzte der Alderman.

Toby konnte sich seine Frau im Himmel mit ihrer frühern Beschäftigung denken oder er konnte es nicht; würde aber der Alderman Cute, wenn seine Frau Gemahlin in den Himmel abgerufen werden sollte, sich vorgestellt haben, daß sie dort irgend einen Rang einnähme?

„Und Sie machen ihr den Hof?" fragte Cute den jungen Schmied.

„Ja," antwortete Richard schnell, denn die Frage ärgerte ihn. „Und am Neujahrstage machen wir Hochzeit."

„Was?" fiel Filer ein. „Heirathen?"

„Ja, Herr, wir denken zu heirathen," sagte Richard. „Wir haben Eile, wie Sie sehen, wenn es vielleicht anders gemacht werden soll."

„Ach!" seufzete Filer. „Wenden Sie das ab, Alderman, und Sie werden etwas Verdienstliches thun. Heirathen! Heirathen! Die Unwissenheit solcher Leute in den ersten Grundlehren der Staatswirthschaft, ihre Sorglosigkeit und ihre Schlechtigkeit ist bei Gott! groß genug, daß . . Sehen Sie einmal das Paar da an!"

Das Paar war wirklich des Ansehens werth und die Verheirathung der beiden jungen Leute das Vernünftigste, was sie thun konnten.

„Ja, man kann so alt werden wie Methusalem," sagte Filer, „und sich sein ganzes Leben lang zum Wohle solcher Menschen abmühen und Thatsachen und Zahlen bergehoch aufsammeln, man darf doch nicht hoffen, sie zu überreden, daß sie gar kein Recht haben, geboren zu werden. Daß sie kein Recht haben, wissen wir, wir haben es längst schon mit mathematischer Gewißheit bewiesen."

Alderman Cute hatte seinen großen Spaß dabei, legte seinen rechten Zeigefinger an seine Nase als wollte er zu seinen beiden Freunden sagen: „Nun seid so gut und seht mich einmal an, seht den praktischen Mann an" und rief Gretchen zu sich.

„Komm einmal zu mir, mein Kind," sagte er.

Ihrem Liebhaber war in den letzten Minuten das junge Blut zornglühend in das Gesicht gestiegen und er hatte große Lust, sie fortzuführen. Er that sich aber Gewalt an, folgte Gretchen und stellte sich neben sie. Trippel-Toby hielt ihre Hand noch immer auf seinem Arme, sah aber alle Anwesenden so stier an wie ein Schläfer im Traume.

„Ich will Ihnen ein Paar gute Lehren geben, mein Kind," sagte der Alderman in seiner gewöhnlichen freundlichen Weise. „Es ist mein Amt, guten Rath zu geben, da ich ein Richter bin. Sie wissen, daß ich ein Richter bin, nicht wahr?"

Gretchen antwortete schüchtern: „Ja." Aber Jedermann wußte, daß Alderman Cute ein Richter war und ein sehr thätiger Richter.

„Ihr wollt heirathen, sagt Ihr," fuhr der Alderman fort. „Das ist sehr unschicklich und unzart von einem Frauenzimmer; wir wollen aber darüber hingehen. Nachdem Sie verheirathet sind, werden Sie sich mit Ihrem Manne zanken und ein unglückliches Weib werden. Vielleicht denken Sie, das sei nicht wahr, aber es wird so werden, weil ich es sage. Nun sage ich Ihnen wohlmeinend, daß ich fest entschlossen bin, alle unglücklichen Weiber zu beseitigen. Kommen Sie also nicht etwa zu mir. Sie werden Kinder bekommen, Knaben. Diese Knaben werden natürlich schlecht aufwachsen und sich ohne Schuhe und Strümpfe in den Straßen herumtummeln. Merken Sie sich, junger Freund, ich werde mit allen und jeden kurzen Prozeß machen, denn ich bin entschlossen, es soll keine barfüßigen Jungen mehr geben. Vielleicht (höchst wahrscheinlich) stirbt Ihr Mann jung und läßt Sie mit einem Säuglinge zurück. Dann werden Sie aus dem Hause gewiesen werden und in den Straßen umherirren . . Kommen Sie da ja nicht in meine Nähe, denn ich bin fest entschlossen, keine Mütter mehr zu dulden, die herumirren. Ich dulde keine junge Mutter mehr, es ist mein fester Entschluß. Denken Sie nicht, daß Sie sich bei mir mit Krankheit entschuldigen wollen oder mit ganz kleinen Kindern, denn ich leide keine kranken Personen und kleinen Kinder mehr. Und wenn Sie versuchen sollten, aus Verzweiflung, undankbarer und gottloser Weise versuchen sollten, sich zu ertränken oder zu erhenken, so werde ich gar kein Mitleid mit Ihnen haben, denn ich dulde durchaus keinen Selbstmord mehr. Ja," sagte der Alderman mit seinem selbstzufriedenen Lächeln, „wenn ich es von irgend etwas sagen kann, so kann ich es hiervon sagen, daß ich vor allen Dingen entschlossen bin, keinen Selbstmord mehr zu dulden. Also versuchen Sie es mit dem Heirathen lieber nicht. So lautet die Redensart, nicht wahr? Ach, wir verstehen einander schon."

Toby wußte nicht, ob er sich ängstigen oder freuen sollte, als er sah, daß Gretchen leichenblaß geworden war und die Hand ihres Geliebten losgelassen hatte.

„Sie, junger Mann," sagte der Alderman, indem er sich mit erhöheter Freundlichkeit und Artigkeit an den jungen Schmied wendete, „warum denken Sie an's Heirathen? Warum brauchen Sie zu heirathen? Wenn ich ein hübscher junger Kerl wäre wie Sie, würde ich mich schämen, so albern zu sein und mich an eine Weiberschürze zu hängen . . Sie wird eine alte Frau sein, ehe Sie ein Mann von den besten Jahren werden. Und Sie werden dann ein schönes Gesicht machen, wenn Ihnen ein schlampiges Weib und eine Schaar schreiender Kinder nachzieht, wohin Sie auch gehen."

O, der Alderman Cute wußte, wie er die gemeinen Leute fassen mußte.

„Gehen Sie," fuhr er fort, „und schämen Sie sich. Sie werden doch nicht ein solcher Narr sein, zum Neujahrstage zu heirathen? Ehe wieder ein Neujahrstag kommt, werden Sie ganz

anders darüber denken. So ein netter Bursch wie Sie, dem alle Mädchen nachsehen! Gehen Sie! Gehen Sie!"

Sie gingen, aber nicht Arm in Arm oder Hand in Hand, oder freundliche Blicke tauschend, sondern sie in Thränen, er niedergeschlagen und betrübt. Waren das die Herzen, die noch eben das des alten Toby zur Freude aufgerufen hatten? Nein, nein. Der Alderman (Gott segne ihn!) hatte sie anders gemacht.

„Da Sie einmal da sind," sagte der Alderman zu Toby, „so können Sie einen Brief für mich besorgen. Können Sie schnell laufen? Sie sind ein alter Mann."

Toby, der ganz verblüfft Gretchen nachgesehen hatte, antwortete halblaut, er laufe sehr schnell und sei sehr stark.

„Wie alt sind Sie?" fragte der Alderman.

„Ueber sechszig," antwortete Toby.

„Der Mann ist weit über das durchschnittliche Menschenalter hinweg," fiel Filer ein, als wenn seine Geduld wohl Einiges aushalten könnte, dies aber doch etwas zu weit ginge.

„Ich fühle es, daß ich hier nichts zu suchen habe," sagte Toby. „Ich hatte schon diesen Morgen eine Ahnung davon. Du mein Gott!"

Der Alderman unterbrach ihn, indem er ihm den Brief aus seiner Tasche reichte. Toby hätte vielleicht auch einen Schilling (10 Ngr.) dafür erhalten, da aber Filer klar nachwies, daß er in diesem Falle eine gewisse Anzahl von Personen jede um neun Pence und einen halben Penny bringen würde, so erhielt er nur einen Sixpence (5 Ngr.) und er glaubte, noch gut dabei wegzukommen.

Dann gab der Alderman jedem seiner Freunde einen Arm und schritt stolz und wohlgemuth davon; schnell kam er indeß allein zurück, als hätte er etwas vergessen.

„Träger!" rief der Alderman.

„Herr!" antwortete Toby.

„Nehmen Sie Ihre Tochter in Acht.. Sie ist zu hübsch."

„Selbst ihre Schönheit ist irgend einer anderen Person entwendet," dachte Toby, indem er auf den Sixpence in seiner Hand sah und an sein Mittagsessen dachte. „Ich würde mich nicht wundern, wenn Einer sagte, von ihrer Schönheit könnten fünfhundert vornehme Damen etwas Schönes erhalten und sie habe diese beraubt, da sie diese Schönheit allein besitze. Es ist entsetzlich."

„Sie ist viel zu schön, guter Mann," wiederholte der Alderman. „Ich sehe es deutlich, daß nichts Gutes dabei herauskommen wird. Merken Sie, was ich sage, und haben Sie ein Auge auf sie." Damit eilte er wieder hinweg.

„Ueberall Unrecht! Ueberall Unrecht!" sagte Toby, indem er die Hände zusammenschlug. „Wir kommen schlecht zur Welt und haben da nichts zu suchen."

Während er diese Worte sprach, fiel das Glockenspiel ein, volltönend, laut, weitschallend, aber ohne ihm Ermuthigung zu bringen.

„Der Ton ist verändert," sagte der alte Mann, indem er horchte. „Warum sollte er es auch nicht sein? Ich habe mit dem neuen Jahre nichts zu schaffen und mit dem alten auch nicht . . Ich möchte sterben."

Die Glocken aber klangen fort in ihrem veränderten Tone: „Muß sich ändern! Muß sich ändern! Gute Zeit! Alte Zeit! Anders werden! Anders werden!" Wenn sie überhaupt etwas sprachen, so sprachen sie dies, bis sich das Hirn Toby's im Kreise drehete.

Er drückte seinen Kopf mit beiden Händen zusammen, als wollte er verhindern, daß er auseinander falle, und das war, wie sich ergab, eine zeitgemäße Handlung, denn Toby fand dabei den Brief in einer seiner Hände, der Brief erinnerte ihn an den erhaltenen Auftrag und er begann unwillkürlich fortzutrippeln.

Zweites Viertel.

Der Brief, den Toby von dem Alderman Cute erhalten hatte, war an einen vornehmen Mann in dem vornehmen Theile der Stadt gerichtet, in dem vornehmsten Theile der Stadt. Es muß der vornehmste Theil der Stadt sein, weil ihn die Bewohner „die Welt" zu nennen pflegen.

Der Brief schien wirklich in Toby's Hand schwerer zu wiegen, als ein anderer Brief, nicht weil ihn der Alderman mit einer verschwenderischen Menge von Siegellack gesiegelt und ein sehr großes Wappenpetschaft darauf gedrückt hatte, sondern wegen des gewichtigen Namens, der darauf geschrieben stand, und wegen der schweren Menge Gold und Silber, die damit zusammenhing.

„Wie verschieden von uns!" dachte Toby in aller Einfalt und in vollem Ernst, als er auf die Adresse sah. „Man divi-dire die lebendigen Tauben mit der Zahl der Vornehmen, die sie kaufen können, und jeder bekommt seinen Theil. Jemandem aber den Rest eines Kalbaunengerichts von dem Munde wegzunehmen. — Das will gar nichts sagen."

(Fortsetzung folgt.)

Imogene.

Das nebenstehende Bild, ein Meisterstück englischer Holzschneidekunst unserer Zeit, ist nach einem Gemälde Westalls entworfen und zeigt uns Imogene in Männerkleidung (aus Shakespeares Cymbeline) und zwar vor der Höhle des Balarius (3. Act, 6. Scene), in dem Augenblicke, als sie hineinruft, und da Niemand antwortet, den Degen zieht, um gegen jeden etwaigen Angriff in der Felsenhöhle gerüstet zu sein, in welche sie hineingehen will.

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

(Imogene nach einem Gemälde von Westall.)

Bilder-Magazin

№ 4. 1845.

Die Sylvesternacht.

Eine Gespenstergeschichte von Glocken, die ein altes Jahr aus- und ein neues Jahr einläuteten.

Von Charles Dickens.

(Fortsetzung.)

In unwillkürlicher Ehrfurcht vor einem so hochstehenden Manne brachte Toby einen Zipfel seiner Schürze zwischen den Brief und seine Finger.

„Seine Kinder," sagte Trippel-Toby und es dunkelte ihm vor den Augen, . . „seine Töchter . . nun ja, vornehme Herren können ihr Herz gewinnen und sie heirathen . . Sie können glückliche Frauen und Mütter werden, sie dürfen so hübsch sein, wie mein liebes Gre . ."

Er konnte den Namen nicht aussprechen . . Die letzten Buchstaben schwollen in seiner Kehle zu dem Umfange des ganzen Alphabets an.

„Aber gleichviel," dachte Toby. „Ich weiß, was ich meine . . Das ist mehr als genug für mich," und mit diesem tröstlichen Gedanken trippelte er weiter.

Es war an diesem Tage tüchtig kalt und die Luft rein und schneidend. Die Wintersonne sah, wenn sie auch keine Wärme geben konnte, strahlend auf das Eis herunter, das sie nicht zu schmelzen vermochte, und breitete einen leuchtenden Glanz darüber aus. Zu anderen Zeiten hätte Trippel-Toby von der Wintersonne etwas für die Armen lernen können, aber jetzt war er nicht dazu aufgelegt.

Das Jahr war an diesem Tage alt; es hatte sein Leben unter den Vorwürfen und Schmähungen seiner Verläumder verbracht und getreulich seine Arbeit gethan, Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Es hatte sich in dem ihm bestimmten Kreise herumgearbeitet und legte nun sein müdes Haupt zum Sterben nieder. Obgleich für sich selbst von aller Hoffnung und allem thätigen Glücke ausgeschlossen, aber als Bote vieler Freuden für Andere bat es im Niedersinken, man möge seiner mühevollen Tage und seiner geduldigen Stunden gedenken, und es in Frieden sterben lassen. Trippel-Toby hätte in dem hinscheidenden Jahre ein Bild für den Armen sehen können, aber er war nicht aufgelegt dazu.

Und nur er? Oder haben jemals siebenzig Jahre auf dem Haupte eines englischen Arbeiters zusammen diese Bitte ausgesprochen, vergebens ausgesprochen?

In den Straßen herrschte Leben und Bewegung und die Läden waren schön ausgeschmückt. Man erwartete das neue Jahr wie den jugendlichen Erben der ganzen Welt mit Geschenken und fröhlichem Willkommen. Es gab da Bücher und Spielwerke für das neue Jahr, glänzenden Schmuck für das neue Jahr, Kleidungsstücke für das neue Jahr, neue Erfindungen zu seiner Unterhaltung. Sein Leben war in Kalendern und Taschenbüchern vertheilt, die Ankunft seiner Monde, seiner Sterne, seiner Ebbe und Flut auf die Minute im Voraus bekannt, und jede Thätigkeit seiner Jahreszeiten in ihren Tagen und Nächten so genau berechnet, wie nur immer Herr Filer Männer und Frauen summiren konnte.

Das neue Jahr, das neue Jahr! Ueberall das neue Jahr! Das alte Jahr galt bereits für verstorben und seine Effecten wurden wohlfeil losgeschlagen, wie die Habseligkeiten eines ertrunkenen Schiffers. Seine Schätze waren neben den Reichthümern seines noch ungeborenen Nachfolgers werthlos.

Trippel-Toby hatte, seiner Meinung nach, weder von dem neuen noch an dem alten Jahre etwas zu fordern.

„Anders machen! Anders machen! Gute Zeit! Alte Zeit! Anders machen! Anders machen!" in diesem Tacte trippelte er fort.

Aber selbst dieser melancholische Trippelgang brachte ihn in der gehörigen Zeit an das Ende seiner Wanderung, zu dem Hause des Sir Joseph Bowley, des Parlamentsgliedes.

Die Thüre wurde durch einen Portier geöffnet, aber von was für einem Portier! Das war ein ganz anderer Mann als Toby. Er keuchte lange, ehe er sprechen konnte, da er außer Athem gekommen, weil er zu eilig, zu unvorsichtig von seinem Stuhle aufgestanden war, ohne sich erst zu sammeln und sich gehörig vorzubereiten. Als er endlich seine Stimme wiedergefunden hatte — was eine hübsche Zeit währte, denn sie war unter eine gewaltige Fettschicht versteckt — fragte er in heiserem fettem Flüstern:

„Von Wem?"

Toby sagte es.

„Selbst hineintragen," sagte der Portier, indem er auf eine Thüre am Ende eines langen Ganges zeigte. „An dem heutigen Tage geht alles gerade ein. Sie kommen zu rechter Zeit, denn der Wagen steht vor der Thür. Die Herrschaft ist nur auf ein Paar Stunden in die Stadt gekommen."

Toby trat seine Füße rein ab (sie waren aber schon ganz trocken) und ging in der ihm angedeuteten Richtung hin. Unterwegs machte er die Bemerkung, daß es ein erschrecklich großes Haus, aber ganz still war, als befinde sich die Familie auf dem Lande. Nachdem er an der Thüre angeklopft hatte, rief man innen: „Herein!" Er ging also hinein und gelangte in ein großes Bibliothekzimmer, wo an einem mit Papieren und Akten bedeckten Tische eine stattliche Dame in einem Hute und ein nicht eben sehr stattlicher schwarzgekleideter Mann saß, der schrieb, was sie ihm dictirte, während ein anderer, älterer, weit stattlicherer Herr, dessen Hut und Stock auf dem Tische lagen, auf- und abging und dabei die eine Hand unter den Rock auf der Brust gesteckt hatte. Von Zeit zu Zeit betrachtete er wohlgefällig sein eigenes Portrait in ganzer Figur, in sehr großer ganzer Figur, das über dem Kamine hing.

„Was giebt's?" fragte der zuletzt genannte Herr. „Herr Fisch, wollen Sie gefälligst warten?"

Herr Fisch bat um Verzeihung, nahm Toby den Brief ab und übergab ihn ehrfurchtsvoll dem Herrn.

„Von dem Alderman Cute, Sir Joseph."

„Weiter nichts? Sonst haben Sie nichts, Mann?" fragte Sir Joseph den Ueberbringer.

Toby verneinte es.

„Sie haben keine Rechnung oder Forderung an mich? Ich heiße Bowley, Sir Joseph Bowley; keine Forderung irgend einer Art von irgend Jemand?" fragte Sir Joseph weiter. „Wenn Sie eine haben, so zeigen Sie dieselbe vor. Neben Herrn Fisch liegt das Cassenbuch . . Ich lasse nichts ins neue Jahr sich hinüberziehen. In diesem Hause wird zu Ende des alten Jahres alles bezahlt und jede Rechnung abgeschlossen, so daß, wenn der Tod den Lebensfaden . ."

„Abschneiden sollte," fiel Herr Fisch ein.

„Durchschneiden sollte," verbesserte Sir Joseph barsch, „meine Angelegenheiten völlig geordnet sind."

„Lieber Sir Joseph," sprach da die Dame, die weit jünger war als der Mann, „wie entsetzlich!"

„Mylady Bowley," entgegnete Sir Joseph, der sich in seinen tiefsinnigen Bemerkungen bisweilen verwirrte, „in der jetzigen Jahreszeit — des Jahres müssen wir — an uns selber denken; wir müssen nach unsern — Rechnungen sehen; — wir müssen bedenken, daß jede Wiederkehr einer so ereignißvollen Zeit im Menschenleben höchst wichtige Verhältnisse des Menschen mit seinem — Bankier berührt."

Sir Joseph sprach diese Worte in einem Tone, welcher deutlich bewies, daß er ihre tiefe Bedeutung vollkommen fühlte und daß er zugleich wünschte, selbst Toby möge eine Gelegenheit haben, durch eine solche Rede zu besseren Gesinnungen zu gelangen. Möglicher Weise war dies auch der Grund, warum er das Siegel des Briefes noch immer nicht erbrach und zu Toby sagte, er möge noch eine Minute warten.

„Du wünschtest, liebe Frau, Herr Fisch möge . ." fuhr Sir Joseph fort.

„Herr Fisch hat es, glaube ich, bereits gesagt," entgegnete die Dame, indem sie auf den Brief sah. „Aber, wahrhaftig, Sir Joseph, ich glaube nicht, daß ich ihn abschicken kann. Es ist zu theuer."

„Was ist theuer?" fragte Sir Joseph.

„Diese Mildthätigkeit, lieber Mann. Man gestattet nur zwei Stimmen bei einer Unterzeichnung von fünf Pf., das ist denn doch zu arg."

„Mylady Bowley," erwiederte Sir Joseph, „ich wundere mich sehr. Steht die Wonne des Gefühls im Verhältniß zu der Zahl der Stimmen? Gewährt nicht das Bewußtsein, über zwei Stimmen unter funfzig Personen zu verfügen, die reinste Freude?"

„Mir nicht," entgegnete die Dame. „Uebrigens kann man auch seinen Bekannten nicht besonders gefällig sein. Du freilich, Du denkst anders, Du bist der Freund des Armen."

„Ich bin der Freund des Armen," wiederholte Sir Joseph mit einem Blick auf den anwesenden Armen. „Man hat mich viel geneckt und neckt mich noch, aber ich verlange keinen andern Titel."

„O, Gott segne den edelen Herrn!" dachte Toby.

„Hier gleich bin ich z. B. mit Cute nicht einverstanden," sagte Sir Josrph, indem er den Brief vor sich hielt. „Ich bin mit der Partei Filer's nicht einverstanden, mit keiner Partei. Mein Freund, der Arme, hat mit nichts der Art zu schaffen und nichts der Art hat mit ihm zu schaffen. Mein Freund, der Arme, in meinem Bezirke liegt mir am Herzen. Niemand und keine Partei hat ein Recht, sich zwischen meinen Freund und mich zu drängen. Da stehe ich fest. Ich nehme einen, einen väterlichen Character gegen meinen Freund an und sage: Lieber Freund, ich werde Sie väterlich behandeln."

Toby hörte sehr andächtig zu und es wurde ihm allmälig leichter um's Herz.

„Mein guter Freund," fuhr Sir Joseph fort, indem er gedankenvoll oder gedankenlos Toby ansah, „Sie haben es nur mit mir zu thun. Sie brauchen für gar nichts selbst zu sorgen, über gar nichts selbst zu denken. Ich denke für Sie, ich weiß, was Ihnen gut ist; ich bin Ihr Vater . . Die allweise Vorsehung hat es weise so eingerichtet . . Sie hat mit Ihnen den Zweck, nicht daß Sie sich viehisch vollessen und volltrinken sollen" — Toby dachte sehnsüchtig an sein Mittagsgericht — „sondern daß Sie die Würde der Arbeit erkennen und gerade in der lieben Morgenluft umhergehen. Also, leben Sie mäßig, bleiben Sie ehrerbietig, üben Sie sich in Selbstverläugnung, erziehen Sie Ihre Kinder mit so wenigen Kosten als möglich, bezahlen Sie Ihre Miethe auf die Stunde, zeigen Sie sich immer pünktlich in Allem, was Sie thun (ich gehe Ihnen mit

gutem Beispiel voran; Sie werden Herrn Fisch, meinen Secretair, jeder Zeit mit einem Cassenbuche neben sich finden) und Sie können sich darauf verlassen, daß ich Ihr Freund und Vater bin."

„Niedliche Kinderchen, wahrhaftig, Sir Joseph," sagte die Dame schaudernd, „rheumatisches Fieber, krumme Beine und Engbrüstigkeit und allerlei Gräul."

„Mylady!" entgegnete Sir Joseph feierlich, „nichtsdestoweniger bin ich der Freund und Vater des Armen, nichtsdestoweniger soll er bei mir Ermuthigung finden. Jeden Quartalstag wird er mit Herrn Fisch in Berührung kommen; jeden Neujahrstag trinke ich mit meinen Freunden seine Gesundheit, jedes Jahr halten wir, meine Freunde und ich, eine tiefgefühlte Anrede an ihn; einmal in seinem Leben wenigstens soll er öffentlich und in Beisein der Gebildeten und Vornehmen eine Kleinigkeit von einem Freunde erhalten, und wenn er durch diese Mittel und die Würde der Arbeit nicht mehr aufrecht gehalten werden kann, wenn er in sein bequemes Grab sinkt, dann —" hier schnaubte sich Sir Joseph — „werde ich unter denselben Bedingungen ein Freund und Vater seiner Kinder sein."

Toby war außerordentlich gerührt.

„Ach, Du hast auch eine dankbare Familie!" rief die Gemahlin aus.

„Mylady," sagte Sir Joseph wahrhaft majestätisch. „Es ist bekannt, daß die Undankbarkeit das Laster dieser Klasse ist; ich erwarte nichts anderes."

„Ja, ja, wir kommen gleich schlecht zur Welt," dachte Toby; „nichts kann uns besser machen."

„Was der Mensch thun kann, das thue ich," fuhr Sir Joseph fort. „Ich thue meine Pflicht als Freund und Vater des Armen und bemühe mich seinen Geist zu bilden, indem ich ihm bei jeder Gelegenheit die eine große moralische Lehre einpräge, welche für diese Classe erforderlich ist, d. h. ihr gänzliches Vertrauen auf mich. Sie brauchen sich gar nicht, nicht im mindesten selbst um sich zu kümmern. Wenn ihnen böswillige Menschen etwas anderes sagen, wenn sie in Folge davon ungeduldig und unzufrieden werden, wenn sie sich schwarzen Undankes und Ungehorsams schuldig machen, was unzweifelhaft geschieht, so bleibe ich dennoch ihr Freund und Vater. Die Vorsehung will es so; es liegt in der Natur der Dinge."

Nachdem er diese großherzigen Worte ausgesprochen hatte, erbrach er den Brief des Alderman und las ihn.

„Sehr artig und aufmerksam!" rief Sir Joseph aus. „Mylady, der Alderman ist so gefällig, mich daran zu erinnern, daß er die „ausgezeichnete Ehre" habe — er ist ein braver Mann — im Hause unseres gemeinschaftlichen Freundes Deedles, des Bankiers, mich zu sehen, und er fragt mich ferner, ob es mir angenehm sei, daß Will Fern beseitigt werde."

„Sehr angenehm," antwortete Lady Bowley. „Er ist der Schlimmste von allen; hoffentlich hat er einen Diebstahl begangen."

„Das nicht," entgegnete Sir Joseph, indem er in den Brief sah, „nicht ganz, aber beinahe, nicht ganz. Er ist, wie es scheint, nach London gekommen, um Arbeit zu suchen (um zu versuchen, sich zu bessern, wie er immer sagt), und da man ihn in der Nacht schlafend in einem Schuppen fand, so hat man ihn in Gewahrsam gebracht und am nächsten Morgen vor den Alderman geführt. Der Alderman bemerkt nun (sehr zweckmäßig), er sei entschlossen, so etwas nicht länger zu dulden, und wenn es mir angenehm wäre, Will Fern beseitigt zu sehen, würde er mit Vergnügen bei diesem den Anfang machen."

„Ja, ja, er soll ein Exempel statuiren," erwiderte die Dame. „Im vorigen Winter, als ich das Sticken und Hohlnädeln unter den Männern und Jungen im Dorfe als eine angenehme Abendbeschäftigung einführte und das Lied:

„Laß uns unsre Arbeit lieben,
Segnen unsern gnäd'gen Herrn,
Mit dem Brode uns begnügen
Und gedenken unsres Stands,"

nach dem neuen Systeme in Musik setzen ließ, damit sie es dabei singen könnten, griff dieser Fern — ich sehe ihn noch vor mir — an seinen Hut und sagte: ich bitte gehorsamst um Verzeihung, Mylady, aber bin ich denn nicht etwas von einem Mädchen verschieden? — Ich mußte so etwas erwarten; wer kann von dieser Classe etwas anderes als Frechheit und Undankbarkeit erwarten? — Ich bemerke dies nur im Allgemeinen, aber laß an ihm ein Exempel statuiren."

„Hm!" hustete Sir Joseph. „Herr Fisch, wollen Sie gefälligst aufmerken . ."

Herr Fisch griff sogleich zu seiner Feder und schrieb, was Sir Joseph dictirte:

„Werther Herr, ich bin Ihnen sehr verbunden wegen Ihrer Artigkeit in der Sache des William Fern, von dem ich, leider, nichts Gutes berichten kann. Ich habe mich fortwährend als seinen Vater und Freund betrachtet, bin aber (wie das, traurig genug, gewöhnlich der Fall ist) mit Undank und Widersetzlichkeit gegen meine Pläne belohnt worden. Er ist ein unruhiger widerspenstiger Kopf. Nichts wird ihn überzeugen, daß er glücklich sein könnte, wenn er nur wollte. Unter diesen Umständen muß ich gestehen, daß, wenn er wieder vor Ihnen erscheint (wie er, Ihrer gefälligen Mittheilung zu Folge, für morgen versprochen hat, — und so weit, glaube ich, kann man ihm trauen), eine Verurtheilung als Landstreicher für einige Zeit ein Dienst sein würde, welchen Sie dem Staate leisteten, und ein heilsames Beispiel in einem Lande, wo wegen derjenigen, welche die Freunde und Väter der Armen sind, sowie wegen der im Allgemeinen wohl blos irregeleiteten Classe selbst — Beispiele sehr nöthig sind. Ich bin ꝛc.

„Es ist wirklich," bemerkte Sir Joseph, nachdem er den Brief unterzeichnet hatte, und Herr Fisch ihn siegelte, „als wollte es das Schicksal so haben, wahrhaftig. Mit dem Jahresschlusse schließe ich meine Rechnung selbst mit William Fern ab."

Trippel-Toby, der schon seit einer ziemlich langen Zeit wieder in seine traurige Stimmung zurückverfallen war, trat jetzt mit einem jammervollen Gesichte vor, um den Brief in Empfang zu nehmen.

„Mit meinem Gruße und Dank," sagte Sir Joseph. „Aber, halt!"

„Halt!" wiederholte Herr Fisch.

„Sie haben vielleicht," sagte Sir Joseph, „gewisse Bemerkungen vernommen, welche ich über die feierliche Zeit fallen ließ, in welcher wir angekommen sind, sowie über die Pflicht, die uns obliegt, unsere Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, und uns bereit zu halten. Sie haben bemerkt, daß ich mich nicht hinter meiner höhern Stellung in der Gesellschaft verstecke, sondern daß Herr Fisch — der Herr da — ein Kassabuch neben sich liegen hat und da sitzt, um mich in den Stand zu setzen, ein neues Blatt umzuwenden, und den neuen Zeitabschnitt mit rein abgeschlossener Rechnung anzutreten. Nun, guter Fr.und, können auch Sie Ihre Hand auf das Herz legen und sagen, Sie wären zum neuen Jahr vorbereitet?"

„Ich fürchte," stammelte Toby, indem er den Herrn mit einer Armensündermiene ansah, „daß ich ein wenig — ein klein wenig im Rückstand mit der Welt bin."

„Im Rückstand mit der Welt!" wiederholte Sir Joseph Bowley in erschrecklich verständlichem Tone.

„Ich fürchte," stotterte Toby, „daß ich der Frau Chickenstalker zehn oder zwölf Schilling schuldig bin . ."

„Der Frau Chickenstalker!" wiederholte Sir Joseph in demselben Tone wie vorher.

„Sie handelt mit allerlei," setzte Toby zur Erklärung hinzu. „Auch etwas von der Miethe, gar nicht viel. Ich weiß es, ich hätte es nicht schuldig bleiben sollen, aber es ging sehr knapp her."

Sir Joseph sah seine Frau, dann Herrn Fisch und Toby der Reihe nach und zwei Mal nacheinander an, dann machte er eine verzweifelnde Bewegung mit beiden Händen zugleich, als gebe er nun Alles auf.

„Wie ein Mann, selbst unter den sorglosen Menschen dieser Classe, die nichts lernt, ein alter Mann, ein Graukopf, dem Neuen Jahre ins Gesicht sehen kann, während seine Umstände so in Unordnung sind, wie er sich Abends in sein Bett zu legen und früh wieder aufzustehen im Stande ist . . Da," sagte er, indem er Toby den Rücken zudrehete, „nehmen Sie den Brief, nehmen Sie den Brief."

„Ich wünsche von Herzen, es wäre anders," sagte Toby, der sich gerne entschuldiget hätte. „Wir haben uns auch sehr zusammengenommen."

Sir Joseph wiederholte noch immer: „Nehmen Sie den Brief! nehmen Sie den Brief!" und da auch Herr Fisch nicht blos dasselbe sagte, sondern der Aufforderung dadurch noch mehr Nachdruck gab, daß er nach der Thüre zu wies, so blieb Toby nichts übrig, als sich zu verbeugen und das Haus zu verlassen. Auf der Straße drückte Trippel-Toby seinen alten abgegriffenen Hut auf den Kopf, um darunter seinen Schmerz zu verbergen, daß er mit dem Neuen Jahre durchaus nichts zu schaffen habe.

Er rückte den Hut nicht einmal etwas, um zu dem Glockenthurme hinauf zu sehen, als er auf dem Rückwege an die alte Kirche kam. Aus Gewohnheit blieb er da einen Augenblick stehen. Er wußte, daß es dunkel wurde und daß der Thurm undeutlich in der schwarzen Nacht über ihm sich emporstreckte; er wußte, daß das Glockenspiel sich sehr bald würde hören lassen und daß es jetzt wie Stimmen aus den Wolken in seinem Ohre klingen würde; aber er beeilte sich nur um so mehr, den Brief an den Alderman abzugeben und fortzukommen, ehe die Glockentöne begönnen, denn er fürchtete, sie möchten zu dem Refrain, den sie das letzte Mal ertönen ließen, nun noch hinzusetzen: „Freund und Vater! Freund und Vater!"

Toby entledigte sich also seines Auftrags so schnell als möglich und trippelte sodann nach Hause, aber bei diesem Gange, der wenigstens der ungeschickteste auf der Straße war und da er den Hut so tief über die Stirn hereingedrückt hatte, trippelte er sehr bald an Jemanden an, so daß er von dem Trottoir heruntertaumelte.

„Ich bitte tausend Mal um Verzeihung," sagte Toby, indem er in großer Verlegenheit den Hut abnehmen wollte, wobei aber das abgetrennte Futter wie ein Bienenkorb auf seinem Kopfe blieb; „ich hoffe, Ihnen nicht weh gethan zu haben."

Was das Wehthun anlangt, so war Toby überhaupt nicht der Simson darnach; eher konnte er sich wehthun und er war auch wirklich wie ein Ball auf den Fahrweg der Straße hinuntergeflogen. Gleichwohl hatte er eine so große Meinung von seiner Stärke, daß er wirklich um die Gegenpartei besorgt war und deshalb wiederholte:

„Hoffentlich habe ich Ihnen nicht wehgethan."

Der Mann, mit welchem er zusammengerannt war, ein sonnenverbrannter kräftiger Mann, vom Lande, wie es schien, mit grauem Haar und nicht rasirtem Kinne, sah ihn einen Augenblick mit großen Augen an, als wenn er ihn im Verdacht habe, daß er spotte. Da er sich aber bald überzeugte, daß es der Mann ehrlich meinte, antwortete er:

„Nein, Freund, Sie haben mir nicht wehgethan."

„Auch dem Kinde nicht, hoffentlich," fuhr Trippel-Toby fort.

„Auch dem Kinde nicht," entgegnete der Mann. „Ich danke Ihnen."

Während er so sprach, sah er das kleine Mädchen an, das er auf dem Arme trug und das da schlief, bedeckte ihr Gesicht mit dem langen Ende eines ärmlichen Tuches, das er um den Hals geschlungen hatte, und ging langsam weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 5. 1845.

Die Sylvesternacht.

Eine Gespenstergeschichte von Glocken, die ein altes Jahr aus- und ein neues Jahr einläuteten.

Von Charles Dickens.

(Fortsetzung.)

Der Ton, in welchem der Mann sprach: „Ich danke Ihnen," drang tief in Toby's Herz. Er war so matt und ermüdet, so beschmutzt von langer Wanderung und sah so verlassen und fremd aus, daß es ihm wohl zu thun schien, doch Jemandem danken zu können. Toby blieb stehen und sah ihm nach, wie er mit müden Tritten langsam weiter ging und wie das Kind das Aermchen um seinen Hals geschlungen hatte. Er sah der Gestalt in den abgelaufenen Schuhen — die kaum noch Schatten von Schuhen waren — in den Ledergamaschen, dem gewöhnlichen Kittel und dem breiten Hute so aufmerksam nach, daß er gegen alles Uebrige in der Straße blind war. Hauptsächlich sah er auf den Arm des Kindes, der sich um den Nacken des Mannes gelegt hatte.

Ehe der Fremde ganz im Dunkel verschwand, blieb er stehen, und da er beim Umdrehen Toby noch immer stehen sah, schien er unentschlossen zu sein, ob er zu diesem zurückkomme oder weiter gehe. Nachdem er erst das eine und das andere gethan hatte, kam er zurück, und Toby trippelte ihm die Hälfte des Weges entgegen.

„Vielleicht," sagte der Fremde mit einem schwachen Lächeln, „vielleicht können Sie mir sagen — und wenn Sie es können, werden Sie es gewiß auch gern thun — wo der Alderman Cute wohnt."

„Gleich hier, ganz in der Nähe," antwortete Toby; „ich will Ihnen mit Vergnügen das Haus zeigen."

„Ich wollte eigentlich morgen zu ihm gehen," sagte der Fremde, der nun mit Toby weiter ging, „aber man hat mich in einem Verdachte, ich möchte mich deshalb gern sobald als möglich rechtfertigen, damit ich frei werde und mein Brod suchen kann — wo? weiß ich freilich nicht. Er wird es mir also wohl nicht übel nehmen, wenn ich heute Abend zu ihm komme."

„Sie heißen doch nicht Fern?" fuhr Trippel-Toby auf.

„Nun?" fragte der Andere, der ihn mit Erstaunen ansah.

„Fern? Will Fern?" fuhr Toby fort.

„Das ist mein Name," entgegnete der Fremde.

„Dann," sagte Toby, indem er den Mann am Arme faßte und sich vorsichtig umsah, „dann gehen Sie um Gottes Willen nicht zu ihm! Gehen Sie nicht zu ihm! Er wird Sie unglücklich machen, so wahr Sie geboren wurden. Kommen Sie hierher bei Seite, ich will Ihnen sagen, was ich meine. Gehen Sie nicht zu ihm!"

Sein neuer Bekannter sah ihn an, als glaube er, es möge in dem Kopfe des Mannes nicht recht richtig sein; aber er ließ sich doch die Gesellschaft desselben gefallen. Als sie endlich vor jeder möglichen Beobachtung sicher waren, erzählte ihm Toby Alles, was er wußte.

Der Mann hörte ihn mit einer Ruhe an, welche ihn überraschte. Er widersprach und unterbrach nicht, nicht ein Mal; bisweilen nickte er, als bestätige er eine sehr alte längst bekannte Geschichte; ein Paar Mal schob er den Hut zurück und strich mit seiner gesprenkelten Hand über die Stirn, auf der jede Furche, die er in seinem Leben auf dem Felde gezogen hatte, ihr Bild im Kleinen gefunden zu haben schien. Sonst that und sagte er nichts.

„In der Hauptsache ist das Alles wahr," sprach er endlich; „hier und da könnte ich wohl die Körner von der Spreu sondern, aber es mag so bleiben, wie es einmal ist. Was schadet's? Was hilft's? Ich habe zu meinem Unglücke gegen seine Pläne gehandelt. Ich kann's nicht ändern und würde es morgen eben so wieder thun. Ehe die vornehmen Leute uns nur mit einem wohlfeilen guten Worte unter die Arme greifen, besehen und prüfen sie unsern Charakter von außen und innen, damit ihnen ja kein Fleckchen daran entgehe. Ich für meine Person habe mit dieser meiner Hand" — und er streckte die Hand aus — „nie etwas genommen, was nicht mein war, und sie nie von der Arbeit zurückgezogen, wie schwer sie auch war, und wie gering sie auch bezahlt wurde. Wer's anders weiß, mag auftreten und reden! Wenn aber die Arbeit mich nicht als ein menschliches Geschöpf erhält, wenn mein Unterhalt so schlecht und gering ist, daß ich hungere, wenn ich sehe, daß ein Leben voll Arbeit so beginnt, so endiget und keine Aussicht auf Aenderung da ist, dann sage ich zu den Vornehmen: „Bleibt mir vom Leibe! Laßt meine Hütte in Frieden! Sie ist dunkel genug, so daß Ihr sie nicht noch mehr zu verdunkeln braucht.

Rechnet nicht auf mich, wenn Ihr eine Parade an einem Geburtstage zu veranstalten gedenkt oder eine schöne Rede halten wollt. Treibt Euer Spiel ohne mich und vergnügt Euch dabei, wenn Ihr könnt. Wir haben nichts mit einander zu schaffen. Es ist am besten, wenn man mich in Ruhe läßt."

Da er hier sah, daß das Mädchen auf seinem Arme die Augen aufgeschlagen hatte und sich verwundert umschaute, so unterbrach er sich, um sie zu liebkosen, ihr ein Paar schmeichelnde Worte zuzuflustern und sie auf die Straße herabzulassen. Dann wickelte er langsam einen der langen Zöpfe des Kindes um seinen rauhen Zeigefinger, während sie sich an sein Bein anschmiegte, und sagte zu Trippel-Toby:

„Ich bin von Natur nicht boshaft oder eigensinnig, glauben Sie mir das; ich bin leicht zufriedengestellt. Ich trage gegen Niemanden Groll im Herzen und will nur leben wie ein Geschöpf des Allmächtigen; das kann ich aber nicht, und so liegt ein Abgrund zwischen mir und den Leuten, die es können . . Es giebt noch andere Meinesgleichen, und sie lassen sich nach Hunderten und Tausenden zählen."

Toby wußte, daß der Mann die Wahrheit sprach, und er schüttelte sein Haupt dabei.

„Ich bin dabei in schlechten Ruf gekommen," sprach Fern weiter, „und ich fürchte, daß ich keinen bessern erhalte. Ich weiß nicht, ob mir der Alderman Cute ein großes Leid zufügen könnte, wenn er mich ins Gefängniß schickte; aber er wird es thun, wenn nicht ein guter Freund ein Wort für mich einlegt. Und Sie sehen . ." Fern zeigte dabei mit dem Finger auf das Kind.

„Das Mädchen hat ein liebliches Gesichtchen!" sagte Toby.

„Ach ja," erwiederte der Mann leise, indem er des Kindes Gesicht faßte, „ich habe es auch gar oftmals gedacht; ich habe es gedacht, wenn mein Heerd kalt und mein Speiseschrank leer war; ich dachte es auch in voriger Nacht, als man uns festnahm wie Diebe . . Aber man sollte das Gesichtchen nicht so oft auf die Probe stellen; das ist kaum bei einem Manne wohl gethan."

Er sprach dies so leise und sein Gesicht nahm einen so finster-ernsten Ausdruck an, daß Toby, um den Gedanken des Mannes eine andere Richtung zu geben, fragte, ob seine Frau noch lebe.

„Ich habe keine Frau gehabt," antwortete Fern kopfschüttelnd. — „Die Kleine ist meines Bruders Kind, eine Waise, neun Jahre alt, was Sie ihr wohl schwerlich ansehen. Die Armenanstalt, achtundzwanzig Meilen weit von unserer Heimath, hätte sie aufnehmen müssen, wahrscheinlich zwischen vier Wände wie meinen armen Vater, als er nicht mehr arbeiten konnte (— er belästigte sie freilich nicht lange!) — aber ich nahm sie lieber selber zu mir, und sie ist seitdem bei mir gewesen. Ihre Mutter hatte einmal eine Freundin hier in London. Wir wollen sie aufsuchen und Arbeit, wenn es möglich ist. Es ist freilich eine große Stadt. Na, schadet nichts; so ist auch Platz für uns darin."

Toby begegnete den Blicken des Kindes, die ihn mehr rührten, als Thränen, und er reichte dem Manne die Hand.

„Ich kenne nicht einmal Ihren Namen," sagte der Mann, „aber ich habe Ihnen frei mein Herz ausgeschüttet, denn ich bin Ihnen Dank schuldig . . Ich werde Ihrem Rathe folgen und dem Alderman aus dem Wege gehen!.. Vielleicht habe ich morgen mehr Glück. Gute Nacht! Ein glückliches neues Jahr!"

„Warten Sie," agte Toby, der die Hand des Fremden wieder ergriff; „warten Sie. Das neue Jahr kann mir kein Glück bringen, wenn wir so scheiden, wenn ich das Kind und Sie so auf Geradewohl umherwandern sehe, und weiß, daß Sie kein Obdach haben. Kommen Sie mit mir! Ich bin ein armer Mann und lebe an einem ärmlichen Orte; aber für eine Nacht kann ich Ihnen doch Unterkommen geben, ohne etwas einzubüßen. Kommen Sie mit mir! Das Kind will ich tragen." Und er hob das Mädchen auf. „Sie ist so leicht . . Ich habe zwanzig Mal schwerere Lasten getragen . . Sagen Sie mir, ob ich Ihnen zu schnell gehe, denn ich habe einen sehr raschen Gang." Toby mußte, während er so sprach, auf einen Schritt seines ermüdeten Begleiters sechs seiner Trippelschrittchen machen und seine armen schwachen Beine zitterten unter der Last, die er trug.

„Ach, sie ist so leicht!" sagte Toby und er trippelte im Sprechen wie im Gehen, denn er mochte keinen Dank haben, und fürchtete deshalb jede Pause; „so federleicht, wahrhaftig, viel leichter. Hierher! Um die erste Ecke rechts, an dem Brunnen vorbei und gerade auf das Gäßchen links zu, rechts dem Wirthshause gegenüber. Hierher! Gerade hinüber und merken Sie auf den Pastetenmann an der Ecke! Hierher! Da an dem Marstalle hin, und geben Sie auf die schwarze Thür Acht, an der „T. Veck" angeschrieben steht. Hierher! Da sind wir; lieb Gretchen wird sich wundern."

Mit diesen Worten setzte er athemlos das Kind vor seiner Tochter mitten in sein Stübchen nieder. Die Kleine sah Gretchen an und lief freundlich auf sie zu.

„Da sind wir! Da sind wir!" rief Toby aus, indem er in dem Stübchen hin und her trippelte. „Da, Onkel William, da ist's Feuer! Warum setzen Sie sich nicht an's Feuer? Gretchen, mein Kind, wo ist der Theekessel? Ah, da ist er, und das Wasser wird in einer halben Minute kochen."

Toby hatte wirklich bei seinem Umhertrippeln im Stübchen irgendwo den Kessel gefunden und stellte ihn aufs Feuer, während Gretchen das Kind in eine warme Ecke setzte und vor ihm niederknieete und ihm die Schuhe auszog und die nassen Füße abtrocknete. Dann lachte sie über Toby, so herzlich, so laut, daß Toby sie hätte segnen können, wie sie so knieete, denn er hatte es wohl gesehen, daß sie, als sie eingetreten waren, weinend an dem Feuer gesessen hatte.

„Väterchen! Väterchen!" rief Gretchen aus. „Bist Du ganz verdreht, heute? Ich möchte wissen, was die Glocken heute sagten. — Die armen Beinchen, wie sie kalt und feucht sind!"

(Der König und die Königin von Schweden.)

Bilder-Magazin

№ 6. 1845.

Die Sylvesternacht.

Eine Gespenstergeschichte von Glocken, die ein altes Jahr aus- und ein neues Jahr einläuteten.

Von Charles Dickens.

(Fortsetzung.)

„Wer der Zeit oder ihren Dienern," sprach der Glockengeist weiter, „einen Ruf der Klage oder Sehnsucht nach den Tagen in den Mund legt, die ihre Prüfung und ihr Leid gehabt und so tiefe Spuren davon zurückgelassen haben, daß sie ein Blinder sehen kann, — einen Ruf, der nur der jetzigen Zeit nützt, indem er den Menschen zeigt, wie sehr sie ihrer Hilfe bedarf, wenn wirklich einige Ohren auf solche Sehnsucht nach der Vergangenheit hören können, — wer dies thut, begeht ein Unrecht. Und dies hast Du uns gethan."

Trippel-Toby's erste große Angst war jetzt überstanden; er war ja immer freundlich und dankbar für die Glocken gesinnt gewesen, wie wir gesehen haben, und als er hören mußte, daß man ihn beschuldige, er habe sich so schwer gegen sie vergangen, erfüllte sich sein ganzes Herz mit schmerzlicher Trauer.

„Wenn Sie wüßten," sagte Trippel-Toby, indem er seine Hände flehentlich zusammenschlug, — „und vielleicht wissen Sie es — wenn Sie wüßten, wie oft Sie mir Gesellschaft geleistet haben, wie oft Sie mich erfreuten und aufheiterten, wenn ich betrübt war, wie Sie fast das Spielzeug und das einzige meines Gretchens waren, als ihre Mutter starb und sie und ich allein waren, würden Sie mir wegen eines vielleicht übereilten unbedachten Wortes nicht grollen."

„Wer in uns, in dem Stundenschlage, einen Ton von Mißachtung irgend einer Hoffnung, einer Freude, eines Schmerzes, oder einer Sorge der sorgenbelasteten Menge hört; wer in unsern Tönen eine Antwort auf irgend einen Glauben hört, welcher menschliche Leidenschaften und Gefühle mißt, wie er den Betrag der elenden Nahrung mißt, thut uns Unrecht. Dieses Unrecht hast Du uns gethan," sagte die Glocke.

„Ja, das habe ich," antwortete Trippel-Toby; „vergeben Sie mir."

„Wer in uns ein Echo des Gewürms der Erde hört, der unbarmherzigen Verfolger der Gebeugten und Unterdrückten, die eigentlich höher steigen sollten, als jene Affen der Zeit kriechen oder sich vorstellen können," fuhr der Glockengeist fort, „thut uns Unrecht, und dies Unrecht hast Du uns gethan."

„Ich dachte mir nichts dabei," sagte Toby; „ich that es in meiner Dummheit; ich dachte mir wahrhaftig nichts dabei."

„Zuletzt und vor Allem," sprach der Glockengeist weiter, „wer den Gefallenen und Verunstalteten unter seinen Brüdern den Rücken zukehrt, wer sie verläßt und für nichtswürdig erklärt, nicht mit mitleidigem Auge den ungeschützten Abgrund betrachtet, in den sie stürzten, an dem sie sich aber an einigen Grasbüscheln anklammerten, thut Gott und Menschen, Zeit und Ewigkeit Unrecht. Und das Unrecht hast Du gethan."

„Schonen Sie mich!" rief Trippel-Toby, indem er auf seine Kniee niedersank, „schonen Sie mich, um der Barmherzigkeit willen."

„Horch!" sprach der Schatten.

„Horch!" riefen die anderen Schatten.

„Horch!" sprach eine klare Kinderstimme, in der Toby eine zu erkennen glaubte, die er schon früher gehört.

Unten in der Kirche tönte die Orgel schwach, dann schwoll die Melodie an, stieg zu der Decke empor und erfüllte das Chor und das Schiff; immer weiter dehnte sie sich aus, und immer höher und höher stieg sie, erweckte bewegte Herzen in den eichenen Stämmen, den hohlen Glocken, den eisenbeschlagenen Thüren und den steinernen Treppenstufen, bis die Wände des Thurmes sie nicht mehr halten konnten, und sie zu dem Himmel sich emporschwang.

Kein Wunder, daß die Brust eines alten Mannes einen so gewaltigen Ton nicht festzuhalten vermochte. In einen Thränenstrom brach er aus diesem schwachen Kerker aus, und Toby legte seine Hände vor das Gesicht.

„Horch!" sprach der Schatten.

„Horch!" riefen die andern Schatten.

„Horch!" sprach die Kindesstimme.

Ein feierlicher Gesang klang zu dem Thurme herauf, leise und traurig, ein Grabgesang, und Toby vernahm, als er aufmerksam lauschte, sein Kind unter den Singenden.

„Sie ist todt!" rief der alte Mann aus. „Gretchen ist todt. Ihr Geist ruft mich. Ich höre es."

„Der Geist Deines Kindes beklagt die Todten und geht mit Todten — mit todten Hoffnungen, todten Einbildungen

und Träumen der Jugend," sprach die Glocke, „aber Dein Kind lebt. Lerne von ihrem Leben eine lebendige Wahrheit; lerne von dem Wesen, das Deinem Herzen das theuerste ist, wie schlecht die Schlechten von Geburt sind; sieh, wie jedes Blatt und jede Knospe von dem schönsten Stamme gepflückt wird, und überzeuge Dich, wie kahl und elend er dann aussieht. Folge ihr — zur Verzweiflung."

Jede der Schattengestalten streckte den rechten Arm aus und zeigte hinabwärts.

„Der Geist des Glockenspiels geleitet Dich," sagte die Gestalt. „Geh, er folgt Dir."

Toby drehte sich um und sah — das Kind, das Kind Will Ferns, das auf der Straße getragen wurde, das Kind, bei dem Gretchen wachte, das nun aber schlief.

„Ich trug es diesen Abend selbst," sagte Trippel-Toby, „auf diesen meinen Armen."

„Zeige ihm, was er sich selbst nennt," sprachen die dunkeln Gestalten.

Der Thurm öffnete sich alsbald zu seinen Füßen, er blickte hinunter und sah sich selbst unten draußen am Boden liegen, zerschmettert und bewegungslos.

„Nicht mehr am Leben," sagte Toby, „todt."

„Todt!" wiederholten die Gestalten.

„Gnädiger Gott! Und das neue Jahr . ."

„Ist vorüber," antworteten die Gestalten.

„Wie!" rief er schaudernd aus; „ich habe den Weg verfehlt, bin im Dunkel auf dem Thurme zu weit hinausgetreten und hinuntergestürzt — im vorigen Jahre?"

„Vor neun Jahren," sprachen die Gestalten.

Während sie die Antwort gaben, zogen sie ihre ausgestreckten Hände zurück, und wo ihre Gestalten gewesen waren, befanden sich wieder die Glocken.

Und sie erklangen, denn ihre Zeit war wieder gekommen. Und wiederum erschien eine große Menge von Phantomen, wiederum trieben sie sich, wie vorher, in allerlei Weise geschäftig umher, und wiederum schwanden sie, als die Glocken schwiegen.

„Wer sind sie?" fragte er seinen Führer; „wenn ich bei Verstande bin, wer sind sie?"

„Glockengeister, die Klänge der Glocken," antwortete das Kind; „sie nehmen die Gestalten und Beschäftigungen an, welche die Hoffnungen und Gedanken der Menschen und die Erinnerungen, welche sie aufgespeichert, ihnen geben."

„Und Du," fragte Trippel-Toby, „wer bist Du?"

„Still! Still!" entgegnete das Kind; „sieh hierher!"

In einem ärmlichen Stübchen sah Toby seine Tochter Gretchen an dem Stickrahmen beschäftigt, den er so oft, ach so oft bei ihr bemerkt hatte. Er versuchte nicht, sie zu küssen, er bemühte sich nicht, sie in seine Arme zu schließen und an sein liebendes Herz zu drücken; er wußte, daß solche Freuden nicht mehr für ihn waren; aber er hielt zitternd den Athem an sich und wischte die Thränen ab, die ihm in die Augen traten, damit er sie wenigstens deutlich sehen könne.

Ach — verändert, verändert! Wie ermattet waren die sonst so klaren Augen! Wie verblichen die Frische der Wangen! Schön war sie wohl noch, wie sie immer gewesen, aber wo, wo war die Hoffnung, die wie eine Stimme zu ihm gesprochen hatte?

Sie blickte von ihrer Arbeit auf zu einem Anwesenden. Toby folgte der Richtung ihrer Augen und erschrak.

In dem erwachsenen Mädchen erkannte er sie auf den ersten Blick; in dem langen seidenreichen Haar sah er dieselben Locken wie früher und um die Lippen noch immer den kindlichen Ausdruck. Sieh, in den Augen, die jetzt fragend auf Gretchen gerichtet waren, glänzte derselbe Blick, der diese Züge gemustert hatte, als er sie in seine Wohnung brachte.

Was war denn dies neben ihm?

Als er diesem voll Grauen in das Gesicht blickte, erkannte er ein Etwas darin, ein erhabenes, unklares Etwas, das es zu kaum etwas mehr als zu einer Erinnerung an jenes Kind machte; gleichwohl war es dies und trug dieselbe Kleidung.

„Horch!" Sie sprechen.

„Gretchen," sagte die Kleine zögernd. „Wie oft sehen Sie auf, um mich anzublicken!"

„Ist mein Aussehen so verändert, daß Du Dich fürchtest?" fragte Gretchen.

„Ach nein, aber warum nicht lächeln, wenn Sie mich ansehen?"

„Ich lache ja; lache ich nicht?" antwortete sie, während sie lächelte.

„Ja, jetzt," sprach das Kind, „aber nicht immer. Wenn Sie glauben, ich sei fleißig und sähe Sie nicht, sehen Sie so besorgt aus, daß ich gar nicht mit Freuden meine Augen aufschlage. Es ist zwar in diesem beschwerlichen und mühseligen Leben nicht viel zu lächeln, aber Sie waren doch sonst so fröhlich."

„Bin ich es jetzt nicht auch?" erwiederte Gretchen in einem Tone der Besorgniß, während sie aufstand, um die Kleine zu küssen. „Mache ich Dir das trübselige Leben noch trübseliger?"

„Sie haben es erst zum Leben gemacht," antwortete die Kleine, die ihre Küsse innig erwiderte. „Sie haben mir das Leben erst werth gemacht. Ach, Gretchen, solche Arbeit! — So viele Stunden, so viele Tage, so viele lange, lange Nächte hoffnungsloser, freudeloser, nie endender Arbeit — nicht um Reichthümer aufzuhäufen, nicht um glänzend und prächtig zu leben, sondern nur um das Leben eben hinzubringen und den Hunger stillen zu können, nur um das trockene Brod zu verdienen und das Bewußtsein unseres harten Schicksals in uns lebendig zu erhalten. Ach, Gretchen, Gretchen!" fuhr sie lauter fort und schlang die Arme um ihren Hals, während sie sprach: „Wie kann die grausame Welt nur immer fortgehen und es ertragen, solches Leben zu sehen!"

„Du — so schön und so jung!"

„Das eben ist das Schlimmste vom Schlimmen. Machen Sie mich alt, Gretchen, machen Sie mich alt und runzelig und

befreien Sie mich von den schrecklichen Gedanken, die in meiner Jugend mich in Versuchung führen."

Trippel-Toby drehete sich um, um seinen Führer anzusehen; aber der Geist des Kindes war verschwunden.

Er blieb auch nicht an derselben Stelle, denn Sir Joseph Bowley, der Freund und Vater der Armen, gab in seinem Land-Hause ein großes Gastmahl zur Feier des Geburtstages seiner Gemahlin, der am Neujahrstage fiel.

Das Haus Bowley's war gefüllt von Gästen. Der Herr mit dem rothen Gesicht war da, Herr Filer und der große Alderman Cute ebenfalls, welcher sich ganz besonders zu den Großen und Vornehmen hingezogen fühlte und sein Verhältniß zu Sir Joseph Bowley durch seinen aufmerksamen Brief auf einen bessern Fuß gestellt hatte, ja seitdem fast ein Freund der Familie geworden war. Außerdem befanden sich noch viele Gäste da und unter ihnen Trippel-Toby's Geist, der, ein armer Geist, traurig und verlassen, da umherwandelte und sich nach seinem Führer umsah. Es sollte in dem Hause ein großes Festmahl stattfinden, bei welchem Sir Joseph Bowley, als Freund und Vater der Armen, seine große Rede halten wolle. Seine Freunde und Kinder sollten zuerst in einem andern Hause gewisse Plumpuddings essen, und auf ein gegebenes Zeichen unter ihre Freunde und Väter hereinstürzen, um so einen Familienverein zu bilden, bei dem gewiß mehr als ein Mannesauge feucht werden mußte.

Aber es sollte auch noch mehr geschehen. Sir Joseph Bowley, Baronet und Mitglied des Parlaments, sollte mit seinen Pächtern Kegel — wirkliche Kegel schieben.

„Das erinnert Einen," sagte da der Alderman Cute, „an die Tage des alten Königs Heinrich, des kräftigen Königs, der ein so herrlicher Character war."

„Ein sehr herrlicher," fiel Filer trocken ein; „er nahm sich Frauen und ermordete sie und zwar weit mehr Frauen, als im Durchschnitt auf einen Mann kommen."

„Sie werden die schönen Damen heirathen, aber nicht ermorden, he?" sagte Alderman Cute zu dem Erben Bowley's, der bereits zwölf Jahre alt war. „Ein lieber Knabe! Wir werden den kleinen Herrn im Parlamente sehen," fuhr Cute fort, indem er den Knaben an den Achseln faßte und ein so nachdenkliches Gesicht als möglich machte, „ehe wir uns umsehen; wir werden hören, wie siegreich er aus den Wahlen hervorgeht, wir werden seine Reden im Parlamente und seine Mittheilungen von der Regierung hören, wir werden vernehmen von allen seinen glänzenden Thaten; ja, wir werden unsere kleinen Reden über ihn halten in dem Stadtrathe, ehe wir uns umsehen."

„Ah, das ist der Unterschied zwischen Schuhen und Strümpfen!" dachte Toby, aber sein Herz sehnte sich nach dem Kinde aus Liebe zu jenen schuh- und strumpflosen Knaben, welche, wie der Alderman Cute vorausbestimmt hatte, schlecht werden sollten und die Kinder des armen Gretchens sein konnten.

„Richard," jammerte Trippel-Toby, indem er unter der Gesellschaft hin- und herging; „wo ist er, ich kann ihn nicht finden. Wo ist Richard?"

Richard war da schwerlich zu finden, wenn er auch noch am Leben sein sollte, aber Toby wurde aus Gram und Einsamkeit verwirrt und er ging noch immer unter der eleganten Gesellschaft umher, suchte seinen Führer und fragte: „Wo ist Richard? Zeigt mir Richard!"

So wanderte er umher, als er auf Herrn Fisch stieß, den Geheimsecretair Bowley's, der in großer Besorgniß und Unruhe war.

„Du mein Gott!" sprach Herr Fisch, „wo ist Alderman Cute? Hat Jemand Alderman Cute gesehen?"

Wer sollte den bedeutenden Mann nicht bemerkt haben? Mehrere Stimmen riefen deshalb auch sogleich, er sei bei Sir Joseph. Herr Fisch bahnte sich einen Weg dahin, fand den Alderman und zog ihn bei Seite in eine Fensterbrüstung. Trippel-Toby trat zu ihnen und zwar nicht aus eigenem Antriebe, denn es war ihm, als würde er durch eine Macht außer ihm dahin gezogen.

„Mein werther Herr Alderman Cute," sagte Herr Fisch; „kommen Sie noch etwas weiter hierher; es ist etwas Entsetzliches geschehen; eben habe ich Nachricht davon erhalten und ich halte es für das Beste, Sir Joseph erst morgen eine Mittheilung darüber zu machen. Sie kennen Sir Joseph und werden mir Ihren guten Rath geben. Es ist ein höchst beklagenswerthes und schreckliches Ereigniß."

„Fisch!" entgegnete der Alderman; „Fisch, lieber Freund, was ist geschehen? doch nichts Revolutionaires? Man hat sich doch nicht etwa unehrerbietig gegen den Magistrat benommen?"

„Der Bankier Deedles," sprach der Secretair athemlos, „Gebrüder Deedles — die heute auch hier sein sollten — der in der Goldschmiedsgilde eine so hohe Stellung einnimmt . ."

„Hat doch nicht die Zahlungen eingestellt?" rief der Alderman Cute aus. „Das ist nicht möglich."

„Hat sich erschossen."

„Großer Gott!"

„Hat ein doppelläufiges Pistol in seinem eigenen Comptoir in den Mund genommen," fuhr Herr Fisch fort, „und sich die Kugeln in den Kopf gejagt, — ohne Veranlassung, denn er hinterläßt ein fürstliches Vermögen."

„O, er war einer der achtbarsten Männer!" rief der Alderman aus. „Und Selbstmord, Herr Fisch — von seiner eignen Hand!"

„Diesen Morgen," entgegnete Herr Fisch.

„O, das Hirn, das Hirn!" rief der fromme Alderman aus, indem er die Hände emporhob, „und die Nerven, die Nerven! Die Geheimnisse der Maschine, welche Mensch heißt! Die geringste Kleinigkeit stört ihren regelmäßigen Gang. O, wir sind armselige Geschöpfe . . Vielleicht in Folge eines Diners, Herr Fisch, oder wegen der Lebensweise seines Sohnes, der, wie ich gehört habe, viele und bedeutende Wechsel auf ihn zu

ziehen pflegte, ohne irgend wie dazu ermächtigt zu sein. Und er war ein höchst achtbarer Mann, einer der achtbarsten Männer, die ich gekannt habe! Ein trauriger Fall, Herr Fisch, ein allgemeines Unglück! Ich werde tief trauern . . Ein sehr achtbarer Mann! Aber oben lebt Einer. Wir müssen uns unterwerfen, Herr Fisch, wir müssen uns unterwerfen."

Der Alderman sprach hier nichts vom Abschaffen des Selbstmords, wie er es doch gegen Gretchen geäußert hatte, aber er verhieß Herrn Fisch, Sir Joseph die traurige Nachricht beizubringen, nachdem das Fest vorüber sei; dann drückte er die Hand des Secretairs und sagte: „Ach, der höchst achtbare Mann! Gebrüder Deedles!"

Das Kegelspiel ging mit außerordentlichem Erfolge vor sich. Sir Joseph schob die Kegel ungemein geschickt um, auch sein kleiner Sohn spielte mit und Jedermann sagte, das Land sei ein glückliches und beneidenswerthes, in welchem ein Baronet nebst seinem Sohne sich nicht scheue, mitten unter seinen Pächtern Kegel zu schieben.

Zu gehöriger Zeit wurde das Mahl servirt. Trippel-Toby begab sich unwillkürlich mit den andern in den Speisesaal. Der Anblick, den er da genoß, war ein höchst erfreulicher; die Damen waren sehr schön und alle Gäste heiter und vergnügt. Als die untere Thüre geöffnet wurde und die Leute des Baronets hereintraten, erreichte das Schauspiel seinen höchsten Glanz; nur Trippel-Toby murmelte lauter als je: „Wo ist Richard? Er würde meinem Gretchen beistehen. Ich kann Richard nicht finden."

Es wurden einige Reden gehalten; man trank die Gesundheit der Lady Bowley, der Gemahl derselben sprach seinen Dank aus und hielt dann seine jährliche große Rede, in welcher er unwiderleglich nachwies, daß er der geborene Freund und Vater der Armen sei ꝛc.; er brachte darauf einen Toast auf seine Freunde und Kinder und auf die Würde der Arbeit aus. Bei dieser Gelegenheit erregte eine kleine Störung am Ende des Saales die Aufmerksamkeit Tobys. Es drängte sich ein Mann unter den übrigen hervor. Es war nicht Richard, nein, aber ein Mann, nach dem er sich schon lange auch umgesehen hatte. Derselbe war freilich jetzt so alt und grau und gebückt, daß er ihn kaum erkannte; aber da der Saal glänzend erleuchtet war, sah Toby wohl, daß es Will Fern war, welcher vortrat.

„Was soll das heißen?" fragte Sir Joseph, indem er aufstand. „Wer hat diesen Mann hereingelassen? Er ist ein Verbrecher, der aus dem Gefängnisse kommt. Herr Fisch, wollen Sie die Güte haben . ."

„Nur eine Minute!" sprach Will Fern, „nur eine Minute. Mylady, Sie wurden an diesem Tage zugleich mit dem neuen Jahre geboren; erlauben Sie mir nur eine Minute zu sprechen."

Sie verwendete sich einigermaßen für ihn und Sir Joseph setzte sich mit seiner angeborenen Würde wieder nieder.

Der zerlumpte Mann — er war sehr ärmlich gekleidet — sah die Anwesenden der Reihe nach an und verbeugte sich tief.

„Meine Herren," begann er, „Sie haben auf das Wohl der Arbeiter getrunken, — nun sehen Sie mich an."

„Er kommt eben aus dem Gefängnisse," sagte Herr Fisch.

„Ich komme eben aus dem Gefängnisse," bestätigte Will Fern, „und nicht zum ersten Male, ja nicht zum vierten Male . ."

Herr Filer bewies, nach Tabellen, wie er sagte, daß viermalige Gefängnißstrafe über das Durchschnittliche hinausgehe, und der Mann sich schämen solle.

„Meine Herren," wiederholte Will Fern, „sehen Sie mich an, und Sie werden erkennen, daß es mir kaum schlimmer ergehen kann. Und Sie können mir nicht mehr helfen," fuhr er fort, während er seine Hand auf die Brust legte und sein Haupt schüttelte, „denn die Zeit, als Ihre gutgemeinten Worte und Ihre Mildthätigkeit mir hätten nützlich sein können, ist vorüber . . Lassen Sie mich jetzt ein Paar Worte für diese sprechen" — und damit wies er auf die Arbeitsleute — „Sie werden einmal die wirkliche Wahrheit hören. Ich habe viele Jahre hier im Dorfe gelebt; Sie können mein verfallenes Häuschen dort unten noch sehen. Die Damen haben es wohl hundert Mal abgezeichnet, weil es malerisch aussähe, wie sie sagten . . Zum Abzeichnen mag es gut sein, zum Drinwohnen war es schlecht. Ach, wie arm und elend bin ich darin gewesen . ."

Er sprach dann weiter, wie er in der Nacht gesprochen hatte, als ihm Trippel-Toby auf der Straße begegnete; nur war seine Stimme tiefer und hohler, auch zitterte sie bisweilen.

„Jetzt freut es mich," fiel Sir Joseph ein, „daß der Mann hereingekommen ist; stört ihn nicht; die Vorsehung scheint ihn zu senden . . Er ist ein Exempel, ein lebendiges Exempel, und ich hoffe und hege das Vertrauen, daß es für meine Freunde hier nicht verloren gehen wird."

„Ich wuchs heran wie ein Mensch und nicht wie ein Thier — das zeugt schon in etwas für mich; ich mühte und quälte mich und brachte das armselige Leben durch, wie, weiß ich eben so wenig, als irgend Jemand; beschwerlich war es, so beschwerlich, daß ich keine heitere Miene dazu machen konnte. Ihr Herren aber, Ihr Vornehmen, die Ihr auch Richter seid, sprecht mit einander, wenn ein Mann mit finsterer und unzufriedener Miene vor Euch erscheint: „er ist verdächtig; man beobachte ihn wohl." Und was der Mann auch thun oder lassen mag, Alles legt man zu seinem Nachtheile aus."

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

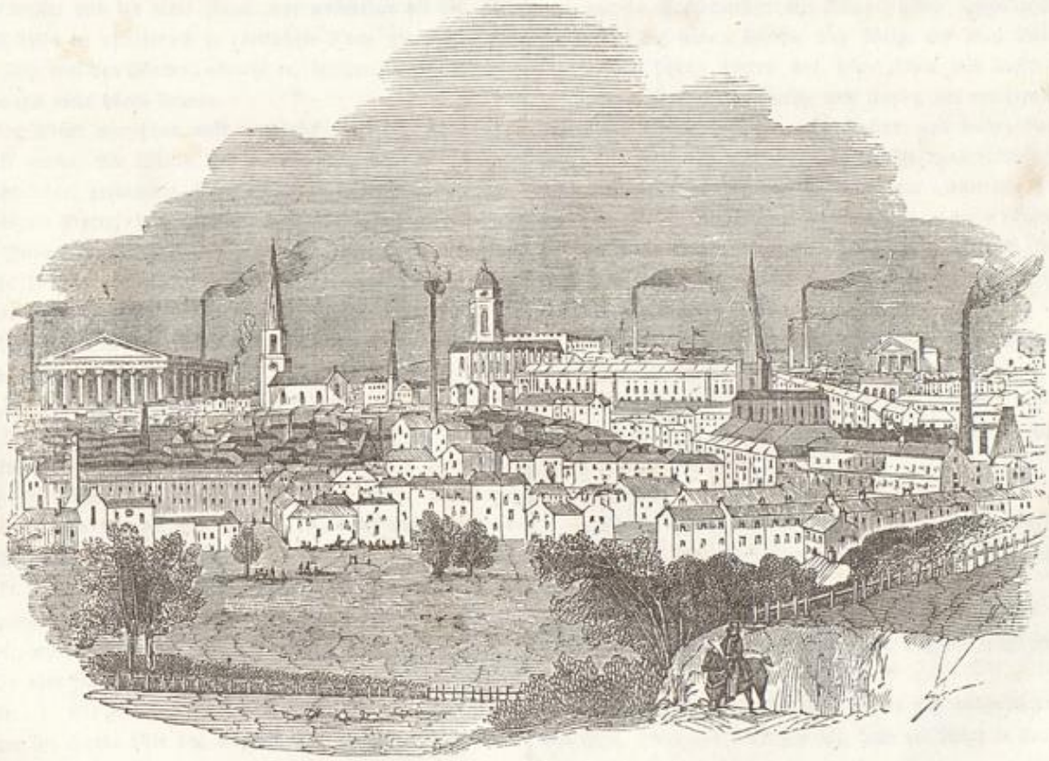
Bilder-Magazin

№ 7. 1845.

Ansicht von Birmingham.

Birmingham, eine der gewerbfleißigsten Städte Englands, die durch ihre kurzen Waaren in der ganzen Welt berühmt ist, liegt so ziemlich in der Mitte von England und war sonst ringsum von schönen Gärten umgeben, welche aber immer mehr verschwinden und mit Häusern bebaut werden. Die Stadt besitzt wenige alterthümliche Gebäude und war auch nie der Schauplatz irgend eines wichtigen geschichtlichen Ereignisses. Dagegen zeichnete sie sich bis vor Kurzem in Folge der Arbeiten, welche in ihr hauptsächlich betrieben werden, durch Schmuz und Schwärze aus; diese Unannehmlichkeiten verschwinden aber immer mehr, da man seit einiger Zeit für die Reinlichkeit sehr besorgt ist; die neueren Theile der Stadt namentlich verdienen keinen Vorwurf. Im Allgemeinen sieht die Stadt aus wie ein Emporkömmling, der schnell reich geworden ist; die neuen Straßen namentlich sind breit und prächtig. Das Hauptgebäude ist das neue Stadthaus (Town Hall), das man links auf unserem Holzschnitte sieht, eine der schönsten Bauten dieser Art in der Welt. Es hat die Gestalt eines griechischen Tempels von corinthischer Ordnung und ist nach den Verhältnissen des Tempels des Jupiter Stator in Rom erbaut. Das Aeußere besteht aus grauem Marmor; die Länge beträgt 166, die Breite 104 und die Höhe 83 Fuß. Die innere Länge der Halle beträgt dagegen 140, die Breite 65 und die Höhe ebenfalls 65 Fuß. Sie enthält eine schöne Orgel, die größte und mächtigste in Europa und wird zu großen Musikfesten und öffentlichen Versammlungen benutzt.

Die Hauptfabrikate, welche Birmingham liefert, bestehen in Metallwaaren, namentlich zeichnen sich bekanntlich ihre plat-



(Ansicht von Birmingham.)

tirten Waaren, ihre Gewehre — in den Jahren 1804 bis 1828 lieferte sie über 5 Millionen Schießgewehre —, ihre Knöpfe und Schnallen, Nägel, Messer, Feilen ꝛc. aus.

Sehr reich ist Birmingham, wie auch unsere Abbildung zeigt, an Dampfmaschinen, die über die Stadt eine ewige Rauchwolke verbreiten. Schon vor zehn Jahren zählte man über hundert Dampfmaschinenessen in der Stadt und jetzt ist ihre Zahl wohl um das Doppelte gestiegen.

Die Einwohnerzahl von Birmingham mag sich jetzt auf ungefähr 300,000 belaufen.

Die Sylvesternacht.

Eine Gespenstergeschichte von Glocken, die ein altes Jahr aus- und ein neues Jahr einläuteten.

Von Charles Dickens.

(Fortsetzung und Schluß.)

Der Alderman Cute steckte seine Daumen in seine Westentaschen und lehnte sich lächelnd auf seinem Stuhle zurück, als wollte er sagen: „Natürlich. Ich habe das längst gesagt."

„Nun, meine Herren," fuhr Will Fern fort, indem er seine Hände ausstreckte und eine flüchtige Röthe über sein bleiches Gesicht zog, „bedenken Sie, wie Ihre Gesetze gemacht sind, um uns zu hetzen und zu jagen, wenn wir so weit gebracht sind. Ich versuche, anderswo mir meinen Unterhalt zu verschaffen, und gelte nun für einen Landstreicher. In's Gefängniß mit ihm! Ich komme hierher zurück, gehe in Euern Wald und breche mir dürre Zweige ab, um Feuer in meiner Hütte machen zu können: „Ein Holzdieb!" heißt es da; „in's Gefängniß!" Ein Jäger sieht mich mit einer Flinte im Freien — „In's Gefängniß! Er treibt Wilddieberei!" Ich schneide mir in fremdem Walde einen Stab ab: „In's Gefängniß!" Ich pflücke ein Paar Aepfel von einem Baume: — „in's Gefängniß!" Komme ich aus dem Gefängnisse zurück und der Hunger quält mich und ich bettele mir ein Stückchen Brod — „in's Gefängniß!" Endlich findet man mich irgendwo in der Nacht liegen, weil ich kein Unterkommen habe — „in's Gefängniß mit ihm, er ist ein Landstreicher und schon oft im Gefängniß gewesen.." So wird das Gefängniß seine alleinige Heimath."

Der Alderman nickte klug und weise, als wollte er sagen: „Eine recht gute Heimath!"

„Sage ich dies zu meinem Nutzen?" fuhr Fern fort. „Wer kann mir meine Freiheit, meinen guten Namen, meine unschuldige Nichte zurückgeben? Alle Lords und Ladies in England zusammengenommen vermögen das nicht. Meine Herren, wenn Sie sich um Menschen gleich mir bekümmern, so greifen Sie es recht an.. Geben Sie uns eine bessere Heimath, wenn wir noch in der Wiege liegen, geben Sie uns bessere Nahrung, wenn wir arbeiten, um unsern Unterhalt zu verdienen, geben Sie uns menschlichere Gesetze, damit wir umkehren können, wenn wir gefehlt haben, und bauen Sie nicht immer und überall Gefängnisse vor uns. Der Arbeiter erkennt jede Freund-

lichkeit und Milde, die man ihm erzeugt, bereitwillig und dankbar an, denn er ist von Herzen geduldig, willfährig und zufrieden. Vor Allem aber müßt Ihr den guten Geist wieder pflegen in ihm, denn ob er verloren und untergegangen ist, gleich mir, oder denen gleicht, die hier stehen, sein Geist und Sinn ist jetzt von Ihnen abgewendet . . Gewinnen Sie sich denselben wieder, richten Sie ihn wieder auf, bevor der Tag kommt, da er selbst seiner Bibel einen anderen Sinn unterlegt, als sie hat, und wo er in ihr lieset, wie ich es gethan habe im Gefängnisse: „Wohin Du geheſt, kann ich nicht gehen; wo Du wohnst, kann ich nicht wohnen; Dein Volk ist nicht mein Volk und Dein Gott ist nicht mein Gott!"

Plötzlich entstand ein Geräusch und eine Verwirrung in dem Saale. Trippel-Toby glaubte anfangs, einige hätten sich erhoben, um Will Fern hinauszuwerfen, aber als er genauer hinsah, erkannte er, daß die Gesellschaft und der Saal vor seinen Augen verschwunden war und daß seine Tochter wiederum mit ihrer Arbeit vor ihm saß, aber in einem noch ärmlicheren Stübchen und ohne das Mädchen.

Der Stickrahmen, an dem sie gearbeitet hatte, stand bei Seite und war verdeckt. Der Stuhl, auf welchem sie saß, lehnte an der Wand. In allem dem und in Gretchens kummervollem Gesicht konnte man eine ganze Geschichte lesen.

Gretchen strengte ihre Augen bei der Arbeit an, bis es dunkel war, daß sie die Faden nicht mehr sehen konnte; als es finster geworden war, zündete sie ein einzelnes Talglicht an und arbeitete weiter und ihr alter Vater war unsichtbar bei ihr, sah sie voll Liebe an und sprach in zärtlichem Tone von den alten Zeiten und von den Glocken, obwohl er, der arme Toby, wußte, daß sie ihn nicht hören konnte.

Der Abend war schon weit vorgerückt, als an ihre Thüre geklopft wurde. Sie öffnete. Auf der Schwelle stand ein Mann, ein mürrischer, zerlumpter Trunkenbold, mit verworrenem Haar und langem Barte, dem man es aber noch ansah, daß er in seiner Jugend ein hübscher Mann gewesen sein mochte.

Er blieb stehen, bis sie ihm erlaubte, einzutreten. Sie trat ein Paar Schritte von der offenen Thür zurück und sah ihn schweigend und kummervoll an.. Der Wunsch Tobys war endlich erfüllt: er sah Richard.

„Darf ich hereinkommen, Margarethe?"

„Ja, komm herein."

Es war ein Glück, daß Toby ihn erkannt, ehe er gesprochen hatte, denn wenn er ungewiß gewesen wäre, würde die heisere Stimme ihn zu dem Glauben gebracht haben, er sei nicht Richard, sondern ein anderer Mann.

Es waren nur zwei Stühle in dem Stübchen; sie bot ihm den ihrigen, blieb in einiger Entfernung von ihm stehen und wartete, was er ihr wohl zu sagen habe.

Er aber saß da und stierte vor sich nieder mit dummem Lächeln . . Sie schlug bei dem Anblicke des so tief gefallenen Mannes die Hände über das Gesicht und wendete sich ab, damit er nicht sehe, wie tief erschüttert sie sei.

Viertes Viertel.

In diesem Augenblicke ertönten die Glocken, seine alten lieben freundlichen Bekannten, und verkündeten so laut, so fröhlich, so lustig das neue Jahr, daß Trippel-Toby aufsprang und so den Zauber zerriß, der ihn gefesselt hielt.

„Väterchen," sagte Gretchen, „Du darfst nicht wieder Kaldaunen essen, wenn Du nicht den Arzt fragst, ob Du sie vertragen kannst, denn, du lieber Gott, was hast Du denn vorgenommen?"

Sie saß an dem Tischchen am Feuer bei ihrer Arbeit und besetzte ihr einfaches Kleid zur Trauung mit Bändern, und sie sah so glücklich, so jugendlich blühend aus, daß er laut aufschrie, als wenn ein Engel in seinem Hause sei. Dann schloß er sie in seine Arme.

Zu seinen Füßen lag das Zeitungsblatt, das ihm aus den Händen gefallen war, und Jemand kam jetzt geräuschvoll herein.

„Nein," rief die Stimme dieses Jemand, eine freundliche, lustige Stimme. „Nicht einmal Sie! Nein! nicht einmal Sie! Der erste Kuß von Gretchen am Neuen Jahre ist mein; mein, sage ich. Ich habe vor dem Hause draußen gewartet, bis die Glocken das neue Jahr verkündeten. Gretchen, liebes Gretchen, ein glückliches neues Jahr, und ein Leben voll glücklicher Jahre, mein geliebtes Weib!"

Und Richard küßte sie, daß sie nicht antworten konnte.

Niemand, er mag gelebt haben, wo er will, und gesehen haben, was er will, hat irgend etwas gesehen, was sich auch nur im Entferntesten mit Trippel-Toby vergleichen ließe. Er saß da auf seinem Stuhle und schlug auf seine Kniee und weinte und schlug wieder auf seine Kniee und lachte, dann lachte und weinte er gleichzeitig und sprang auf von dem Stuhle und umarmte sein Gretchen, und Richard und beide; dann lief er in dem Stübchen umher und faßte Gretchens blühendes Gesicht mit beiden Händen und lief wiederum umher wie eine Figur in einer Laterna magica.. Gleich darauf setzte er sich wieder auf seinen Stuhl, aber nur für einen Augenblick, denn er fand keine Ruhe da und mußte wieder aufstehen und herumlaufen, bis er sich wieder setzte.

„Und morgen ist Dein Trauungstag, mein Gretchen!" rief Trippel-Toby aus, „Dein wirklicher, heiliger Trauungstag."

„Nein, heute," fiel Richard ein, der ihm die Hand schüttelte und drückte; „heute, die Glocken läuten das neue Jahr ein . . Hören Sie nur!"

Die Glocken läuten wirklich.

„Aber Ihr waret ja heute verstimmt, Kinderchen," sagte Toby. „Und als ich zurückkam mit dem Fremden, so saßest Du an dem Kamine und weintest."

„Ich dachte an die Jahre, die wir mit einander verlebt haben, Vater, weiter nichts, und dann, daß Du mich vermissen und Dich so einsam fühlen würdest . ."

Trippel-Toby setzte sich eben wieder auf seinen Stuhl, als das Kind, durch den Lärm geweckt, halb entkleidet in das Stübchen hereingelaufen kam.

„Da ist sie!" rief Trippel-Toby, indem er sie in seine Arme nahm, „ha! ha! Und Onkel Will auch!" setzte er hinzu, indem er seinen Trippelgang einstellte, um dem Genannten herzlich zu begrüßen. „Ach, Onkel Will, welche Vision habe ich die Nacht gehabt, blos weil ich Sie bei mir aufgenommen hatte."

Ehe Will Fern irgend eine Antwort geben konnte, drang eine Gesellschaft von Musikern in das Stübchen und ihnen folgten mehrere Nachbarn, die laut riefen: „Ein glückliches Neues Jahr, Gretchen! Viel Glück in der Ehe! Und gute Kinder!" So klang es durcheinander bis der Trommler, ein besonderer guter Freund Tobys, vortrat und sagte:

„Toby Beck, alter Freund . . Wir haben erfahren, daß Deine Tochter morgen heirathet . . Wer Dich kennt, Alter, wünscht Dir auch Glück dazu, und wer sie kennt, wünscht ihr auch Glück, und wer Euch beide kennt, wünscht Euch beiden alles Glück, welches das Neujahr bringen kann . . Und wir sind deshalb da, um das Neue Jahr einzuspielen und zu tanzen."

Diese Rede wurde mit einem allgemeinen Jubelrufe begleitet . . Der Trommler war, nebenbei gesagt, ziemlich stark betrunken, aber es schadete nichts.

„Ach, was für ein Glück," rief Toby aus, „so allgemein bei seinen Mitbürgern in Achtung zu stehen! Wie theilnehmend und freundlich und nachbarlich Ihr seid! . . Aber es ist Alles blos wegen meiner Tochter, und . . sie verdient es, sie verdient es!"

Nach einer halben Stunde war die ganze Gesellschaft zu einem Tänzchen bereit (Gretchen und Richard voran, natürlich) und der Trommler wirbelte mit aller Macht auf dem Kalbfell herum, so daß für das Bestehen desselben Gefahr eintreten konnte, als man draußen verschiedene Töne unter einander hörte, und eine stattliche gutmüthige Frau von etwa funfzig Jahren oder da herum mit einem Manne hereinkam, der einen steinernen Krug von entsetzlicher Größe trug, und mit schallender Musik, den Becken, dem Halbmonde ꝛc.

Toby sagte: „Es ist Frau Chickenstalker," und setzte sich nieder und schlug wieder auf seine Kniee.

„Heirathen und mir nichts davon sagen, Gretchen!" rief die gute Frau aus. „Das geht nicht an . . Ich konnte die letzte Nacht des alten Jahres nicht schlafen, ohne Ihnen erst alles Glück gewünscht zu haben; es war mir nicht möglich, liebes Gretchen; ich hätte es thun müssen, wenn ich bettlägerig gewesen wäre. Und so bin ich denn da und da es Sylvesterabend ist und zugleich Ihr Polterabend, liebes Gretchen, so habe ich einen kleinen Punsch machen lassen, und ihn mit hierher gebracht."

Die Bemerkung der Frau Chickenstalker über den kleinen Punsch machte ihrem Charakter Ehre. Der steinerne Krug dampfte und rauchte wie ein Vulkan und der Mann, der ihn getragen hatte, war wieder fort.

„Madame Tugby," sagte Trippel-Toby, der verklärt und verzückt eine Zeit lang um die Frau herumgegangen war, „Madame Chickenstalker, wollt' ich sagen, Gott segne Sie und vergelt's Ihnen . . Ein glückliches neues Jahr und noch viele Neujahre! — Magame Tugby," fuhr Toby fort, nachdem er sie begrüßt hatte, „Madame Chickenstalker, wollt' ich sagen, ich stelle Ihnen da Will Fern und dessen Töchterchen vor."

Die würdige Frau wurde zu seiner Verwunderung roth und blaß nach einander.

„Doch nicht Lilian Fern, deren Mutter in Dorsetshire gestorben ist?" fragte sie.

Will Fern antwortete „ja" und trat zu der guten Frau und sprach einige Worte mit ihr . . Die Folge davon war, daß Frau Chickenstalker ihm beide Hände reichte, dann Trippel-Toby aus eigenem Antriebe einen Kuß auf den Backen gab und endlich das Kind an ihre ansehnliche umfängliche Brust drückte.

„Will Fern," sagte Trippel-Toby, „doch nicht die Freundin, die Sie suchten und zu finden hofften?"

„Die Freundin," antwortete Fern, indem er beide Hände auf Trippel-Tobys Achseln legte, „und höchst wahrscheinlich eine so gute Freundin, als sich eine finden läßt."

„Ach!" sprach Toby, „dann spielt auf, ihr Leutchen, spielt auf, seid so gut!"

Und die Musik fiel ein, die Trommel, die Becken und der Halbmond, während draußen lustig die Glocken erklangen, die das neue Jahr verkündeten. Toby aber zog die Frau Chickenstalker zum Tanze auf und tanzte mit ihr in Pas, von denen vorher und nachher kein Mensch etwas gesehen oder gehört hat, denn sie beruhten ganz auf seinem eigenthümlichen Trippelgang.

Hatte Toby geträumt? Oder sind seine Freuden und Sorgen und die Personen, mit denen er zusammenkam, nur ein Traum, er selbst nur ein Traumbild und der Erzähler dieser Geschichte ein Träumer, der erst in diesem Augenblicke erwacht? Wenn dem so ist, so suche Du, Leser, der Du ihm in allen seinen Visionen lieb und werth bist, an die ernste Wirklichkeit zu denken, aus welcher diese Schatten kommen, und bemühe Dich in Deinem Kreise — keiner ist zu groß oder zu klein zu solchem Zwecke — ihnen beizustehen, ihnen zu helfen und ihre Noth zu lindern. So möge das neue Jahr ein glückliches für Dich sein, ein glückliches auch für die Vielen, deren Glück von Dir abhängt! So möge jedes Jahr glücklicher sein als das vergangene und auch der geringste unserer Brüder, die geringste unserer Schwestern von ihrem billigen Antheil an dem nicht ausgeschlossen bleiben, was unser großer gütiger Schöpfer für den Genuß aller seiner Menschen geschaffen hat.

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 8. 1845.

Ein wenig Unglück gehört zum Glück.

Novelle von Hermann Schiff.

Vom ersten Tagesstrahl bis zur späten Abendsonne saß Pauline mit ihrem Stickrahmen am Fenster und arbeitete ämsig. Sie war schön und wohnte zu ebener Erde. Alle Vorübergehenden guckten in's Fenster hinein. Einige sogar blieben stehen, um der holden Stickerin zuzuschauen. Aber das verdroß Pauline; dergleichen hatte man sich nicht gegen sie erlaubt, so lange ihr Vater (ein gutbesoldeter Beamter) lebte. Sie glaubte, solche Dreistigkeiten nähme man sich nur gegen ein armes Mädchen heraus, und brachte nicht in Anschlag, daß sie vormals nicht mit dem Stickrahmen am Fenster gesessen hatte. Unwillig und fast zornig riß sie stets die Fenstervorhänge zu und damit war das anmuthige Schauspiel beendet; die Zuschauer gingen weiter. Der schlimmste von allen Pflastertretern aber war ein junger Maler. Immer blieb er mitten auf der Straße stehen, als sei hier sein Weg zu Ende, und starrte nach dem Fenster, als gäbe es sonst nichts Sehenswürdiges auf der Welt. Umsonst verschwendete Pauline Zorn und Unwillen. Selbst wenn sie die Vorhänge zuzog, blieb er träumerisch und gedankenvoll stehen, als suche er sie noch immer. Darüber versäumte sie viel Zeit, denn sie gebrauchte das volle Tageslicht zu ihrer Arbeit.

Aber Paulinens Fleiß und die Sparsamkeit ihrer Mutter wollten endlich nicht mehr ausreichen, das Nöthigste zu bestreiten. Sie waren ehrgeizig und versagten sich lieber Alles, nur um elegant zu wohnen und sich fein zu kleiden. An Putz und Kleidern fehlte es auch diesmal nicht; allein der Wirth war noch nicht befriedigt. Schon sollte Paulinens kostbarer Flügel verkauft werden, den sie ja doch jetzt nicht benutzte, als noch zur rechten Zeit ein sonderbarer Brief anlangte, welcher den Empfängerinnen die lebhafteste Ueberraschung verursachte. Er war an die Wittwe des Beamten gerichtet und lautete:

„Hochgeehrte Dame!

Aller Segen Gottes ist auf ungleiche Weise in der Welt vertheilt; hier der höchste Ueberfluß, dort der größte Mangel, und nur menschlicher Kunst und Weisheit ist es vorbehalten, beides auszugleichen. Absender befleißigt sich daher, seinen Ueberfluß an Glücksgütern gut und nützlich anzuwenden und zu vertheilen, und in Folge gewisser Verfügungen, welche er über sein Vermögen getroffen hat, gehört der größte Theil desselben verwaisten Bürgerfamilien von Bildung und edler Sitte an. Auf beifolgende Summe, welche Ihnen pünktlich am Ersten jedes Monats durch den Advokaten Reichmann zugestellt werden wird, haben Sie die gegründetsten Rechte und Ansprüche.

„Sie sind Niemandem dafür Dank schuldig, denn Sie empfangen nur, was unbenutzt daliegt, Ihnen gehört, oder Niemandem. Auch haben Sie es nicht als Wohlthat zu betrachten, denn der Einsender kennt Sie und Ihre liebenswürdige Tochter kaum dem Namen nach, hat aber das Beste von Ihnen gehört. Man spricht nur mit Hochachtung von Ihnen und behauptet allgemein, daß Sie ein besseres, ja das beste Loos verdienen. Gegenverpflichtungen haben Sie keine weiter, als nie nach dem Einsender dieser Kleinigkeit zu forschen."

In dem Briefe lag eine Banknote von funfzig Thalern.

Die Wittwe des Beamten hegte aber doch noch allerlei Zweifel und Scrupel. „Sind wir schon dermaßen Gegenstand des öffentlichen Mitleids," klagte sie, „daß wildfremde Menschen sich unserer annehmen müssen!"

„Nein," versetzte Pauline. „Wir sind Gegenstand der öffentlichen Hochachtung, Jedermann findet uns des besten Looses würdig. Das Schicksal war ungerecht gegen uns und Gott hat geholfen!"

„Ich bin sehr genau," fuhr die Wittwe fort, „und richte Alles so knapp wie möglich ein. Wie kann daher ein Unbekannter wissen, daß wir doch nicht auskommen? Mir ist, als müßte ich mich vor den Nachbarn schämen, als dürfte ich mich auf dem Markte nicht sehen lassen."

„Nicht doch!" tröstete Pauline. „Aus diesem Briefe spricht ein so edler und ungewöhnlicher Geist, der sich und seine guten Werke nicht den Nachbarn und dem Markte preis giebt. Unser Wohlthäter könnte uns auch nicht so feierlich verpflichten, nicht nach ihm zu forschen, wären seine Wohlthaten stadtkundig. Statt uns beschämt zu fühlen, können wir stolz sein. Unser Wohlthäter ist eine hohe Person, wo nicht ein Fürst oder königlicher Prinz, oder wenigstens eine Prinzessin oder eine reiche Gräfin!"

„Woher glaubst Du das, meine Tochter?"

„Er findet, daß wir das beste Loos verdienen, daß wir der allgemeinen Achtung und Theilnahme uns erfreuen, daß wir ge-

bildet und von edler Sitte sind. Solche Menschen sucht man kennen zu lernen, und befleißigt sich ihres Umgangs und ihrer Freundschaft. Daß unser Wohlthäter aber ganz und gar verschmäht, uns zu sehen und kennen zu lernen, kann nur einem hohen Range beigemessen werden. Er macht uns glücklich! Aber weiter kann er sich mit uns nicht einlassen. Wir müssen stolz auf die Gnade eines so edlen vornehmen Mannes sein."

„Du hast Recht, liebe Pauline, und ich fühle mich jetzt sehr beruhigt."

„Es kann aber auch sein," fuhr Pauline wehmüthig fort, „daß unser Wohlthäter ein Menschenfeind ist, dessen Großmuth und Freigebigkeit schon so oft mißbraucht worden, daß er keinen Menschen mehr achten kann, selbst diejenigen nicht, von denen er das Beste gehört hat, der Alles verloren hat, außer sein Gold und seinen Stolz. — Leider scheint mir dies das Wahrscheinlichere, denn das Traurige ist leider auch allemal das Wahre."

„Warum betrübt Dich das so?" fragte die Mutter.

„Weil ein Unglücklicher uns dann glücklich macht. Denn wir sind die Reichen, wir haben uns doch. Er aber ist der Arme, der Niemand um sich hat, als höchstens einen alten mürrischen Diener, der eben so wunderlich und schweigsam ist, wie er. Wir könnten ihm wieder helfen, wir könnten dankbar ihn pflegen und erheitern, und wahrlich, ich wollte ihn wie eine Tochter lieben. Allein, das weiß er nicht, das glaubt er nicht, das *will* er nicht, und was helfen uns Wunsch und Wille? Wir müssen uns seine grillenhafte Wohlthätigkeit still gefallen lassen und dürfen weder unbescheiden, noch zudringlich sein."

So sprach Pauline seufzend, aber ihr liebliches Gesicht verzog sich plötzlich im bittersten Unwillen, hastig riß sie die Fenstervorhänge zu und rief: „Da steht er schon wieder, der fatale Mensch! Daß es doch Leute giebt, die nicht genug an sich selbst haben, und immer Fremden in die Wirthschaft gucken müssen."

Die ausgesetzte Summe lief pünktlich an jedem ersten Monatstage ein und der Bote, der sie überbrachte, war der stadtbekannte Diener eines alten geizigen Advokaten, der eine große Praxis hatte.

Pauline und ihre Mutter lebten stolz und glücklich, nur gingen sie mit Niemandem um, denn weder ihre Nachbarn, noch andere Personen fanden sie gebildet, edelgesittet und tugendhaft genug, um sich mit ihnen abzugeben, und selten verließen sie das Haus. An öffentlichen Orten zeigten sie sich gar nicht, es lag ihnen daran, ihre Achtbarkeit auch ferner zu behaupten. Sie glaubten der Wohlthaten, die ihnen erzeugt wurden, nicht würdig zu sein, wenn sie sich frivolen Vergnügungen überließen. Gingen sie aber zu Tische, so war noch für einen Dritten mit gedeckt und der Lehnsessel des seligen Registrators wurde angerückt für denjenigen, der Alles spendete, und nichts mitgenaß. Und brach der Abend an, so wurde wie ehemals Brille, Tabakspfeife und irgend ein Buch oder Journal auf den alten Platz gelegt und was sonst zu den Gewohnheiten des Seligen gehörte, gewissenhaft und pünktlich befolgt. Dann herrschte oft eine Stille, als sei ein Geist im Zimmer, den kein unheimliches Geräusch verscheuchen dürfe.

Aber leicht wird man des Guten gewohnt, und Pauline und ihre Mutter fühlten bald, wie lästig es ist, ganz allein tugendhaft und achtbar zu sein. Was sie auch vornahmen, ihren unbekannten Wohlthäter zu ehren und zu feiern, ward mit der Zeit zur leeren Ceremonie, die Laune und Willkür erfunden, aber kein Alter und Herkommen geheiligt hatte. Auch die Arbeit behagte ihnen nicht, denn sie arbeiteten ohne Zweck. Den Tag über langweilten sie sich und Nachts hielt sie die Neugier wach, wer wohl der unbekannte Wohlthäter sei, der so väterlich für sie sorge.

Einst in der Nacht, als beide schlaflos im Bette lagen, hub die Mutter an: „Pauline, wir können so nicht länger fortleben. Es ist nicht zum Aushalten!"

„Ich fühle das auch, liebe Mutter, aber wenn ich's recht bedenke, können wir's nicht besser haben, als jetzt. Es geht uns nichts ab." —

„Eben weil uns nichts abgeht. Es ist nicht gut, wenn der Mensch gar keinen Gram und keine Sorge hat. Ein kleines Leid ist immer nothwendig, damit man nicht Gott vergißt und sich Grillen in den Kopf setzt. Wenn der selige Vater vom Bureau kam, so klagte er bald über dies, bald über das und that, als ob er sterben wollte. Wir aber sind Gott sei Dank gesund und niemals thut uns ein Finger weh. Der selige Vater, wenn er nicht Alles so fand, wie er es gewohnt war, konnte einen Heidenlärm erheben, bis ich zu weinen anfing, dann wurde er wieder gut. Aber wir vertragen uns, wir brauchen uns nicht zu versöhnen, weil wir uns nicht zanken, und vor lauter Langeweile noch den Verstand verlieren werden."

„Welche Grillen, liebe Mutter!"

„Wir leben, und wissen nicht wovon. Wir haben Ueberfluß, und wissen nicht woher!"

„Aber danach sollen wir ja nicht forschen!"

„Wir sind doch vernünftige Menschen, die „Warum? und Woher?" fragen. Was hat der Unbekannte mit uns vor? Meint er es auch wirklich gut mit uns? Mir träumte erst neulich, daß jener kleine alte Bote wieder mit dem Gelde kam und sich die Quittung ausbat. Du wolltest sie unterschreiben, aber das Tintenfaß war leer. Da nahm er ein Messerchen aus der Tasche, ritzte Dir damit die linke Hand und tauchte die Feder in das hervorquellende Blut, Du unterschriebst und gabst ihm die Quittung; da hatte er mit einem Male eine grüne Brille auf und seine Augen glühten wie Kohlen durch das dunkle Glas. Er lachte Dich und mich höhnisch an und ging. Ich rief ihm nach: „Ist derjenige, der Sie sendet, nicht ein großer Mann mit einem rothen Mantel?" — „Mit einem feuerrothen Mantel," antwortete er, „und so groß wie der Samiel im Freischütz."

Pauline lachte hell auf.

„Ja, lache nur," fuhr die Mutter fort, „die linke Hand

kommt vom Herzen. Ich habe das Herzblut meiner Tochter im Traume gesehen, das bedeutet nichts Gutes."

— „Was läßt sich nicht alles träumen!"

— „Es giebt aber Träume, die höhere Mächte uns einflößen. Wie! wenn derjenige, den wir unseren Wohlthäter nennen, nur beabsichtigte, uns an Müßiggang zu gewöhnen und uns mit den Menschen zu entzweien. Wenn es ein reicher alter Wollüstling wäre, der Dich zu verführen im Sinne hat?"

Pauline fing zu weinen an.

„Warum weinst Du?"

„Ach, weil die Welt so schlecht ist; unter jeder Blume lauert eine Schlange."

„Was kannst Du dafür, daß Jemand Dir nachstellt?"

„Meine Pflicht ist wenigstens, auszuweichen. Ich weiß jetzt, was ich zu thun habe!"

„Was willst Du thun?"

„Mich mit meiner Hände Arbeit ernähren, aber nicht mit meiner Ehre. Ich kann arbeiten und habe Gottvertrauen."

Auch die Mutter fing jetzt an zu weinen. Sie hatten nun, was sie so lange vermißt: Kummer und Sorgen und schliefen nun Beide ein.

Am folgenden Morgen mit dem frühesten schrieb Pauline an den Unbekannten.

„Mein Herr!

Ich bin stolz darauf, den edlen Geist bewundern zu können, der aus Ihren Worten wie aus Ihren Werken spricht. Wohlzuthun des Wohlthuns halber und Gutes zu stiften, weil und wie man es kann, ist wahrhaft göttlich. Aber verborgen und unbekannt bleiben zu wollen, die Thränen des Dankes und die Verehrung guter Menschen zu verachten, darf nur ein Gott, aber kein Mensch sich erlauben. Wie erhaben auch Ihre Stellung in der Welt sein mag, so bleiben Sie doch den Wechselfällen des Lebens unterworfen und sind über dessen Prüfungen nicht hinaus. Hat unsere Theilnahme an Ihrem Schicksal (welches es auch sei) gar keinen Werth für Sie? Gönnen Sie der Redlichkeit auch ihren Stolz. Warum sollen wir Sie nur durch unsere Hilfsbedürftigkeit interessiren? warum nicht auch durch unsere tiefempfundene Dankbarkeit und unsere treuen Gesinnungen? Fürchten Sie keine Zudringlichkeit von unserer Seite, wir werden Ihrer höhern Stellung gewiß jede Rücksicht weihen und uns in den Schranken zu bescheiden wissen, welche uns das Leben angewiesen hat. Geben Sie sich also zu erkennen. Wo nicht, wollen wir lieber unglücklich sein im Bewußtsein, ein besseres Schicksal zu verdienen, als glücklich sein und unsere gerechte Liebe und Dankbarkeit verschmäht sehen."

Die Wittwe fand diesen Brief ganz nach ihrem Sinne; er wurde sogleich zum Advokaten gesandt und angenommen. Auch die Antwort darauf lief noch am selben Tage ein. Sie lautete:

„Holde Pauline!

Derjenige, den Sie Ihren Wohlthäter nennen, ist ein Unglücklicher, der Sie unaussprechlich, aber ohne Hoffnung liebt. Sein einziger Trost ist, mit Ihnen, was er besitzt, zu theilen. Gewiß wird es Ihnen leichter sein, dasjenige, was Sie „seine Wohlthaten" nennen, zu entbehren, als ihm, diese sogenannten Wohlthaten nicht zu üben. Darum lassen Sie mich unbekannt fortsetzen, was ich begonnen, weil ich persönlich Ihnen doch nur Haß und Widerwillen einflößen kann. Ihre Dankbarkeit, Ihr Wohlwollen beglücken mich schon aus der Ferne." —

Mit Rührung las Pauline diese Zeilen. „Mutter!" sprach sie entschlossen, „diesen Mann, sei er wie er wolle, heirathe ich."

„Wie, meine Liebe!" rief die Wittwe, „Du willst Dich zeitlebens an ein Ungeheuer ketten. Du hörst ja selbst, daß er Dir nur Haß und Widerwillen einflößen kann."

„Wer weiß, ob er so schlimm ist, wie er sich macht. Es ist ein Hypochonder, der das Vertrauen zu den Menschen und zu sich selbst verloren hat."

„Wenn es nur das wäre," versetzte die Mutter, „so wollte ich nichts sagen. Die Hypochondristen sind die besten Ehemänner; so lange wir ihre Launen und Grillen schonen, können wir mit ihnen machen was wir wollen. Wir sind ihnen unentbehrlich und sie gewöhnen sich an uns bis zur Abhängigkeit. Wie glücklich lebte ich nicht mit Deinem seligen Vater! Aber ehe ich Dich elend sehe, will ich lieber hungern und betteln."

Pauline hatte einen Augenblick nachgedacht und rief entschlossen:

„Ich heirathe ihn. Dann haben wir doch Jemanden, der uns hin und wieder Verdruß macht, vielleicht auch Sorgen. Wir wissen, wovon wir leben, und gehören der Welt wieder an. Dann brauchen wir uns nicht zu fürchten, daß jemand fragt, wer und was wir sind. Denn was sind wir: Reiche oder Bettler, Hilfsbedürftige oder Müßiggänger? Das wissen wir selbst nicht."

„Gott segne Dich, meine Tochter! Du hast Recht!" versetzte die Wittwe. „Ein Leben ganz ohne Sorge und Plage ist ein Unglück und der Himmel meint es gut mit Dir, weil er Dir einen alten reichen Sonderling bescheert. Du wirst bald ihn lieben lernen. Denn warum liebte ich den seligen Vater so überaus? Weil ich ihm gar nichts recht machen konnte, weil er stets mich plagte. Und wenn er so recht seine schwarze Laune hatte, wenn er alles Ersinnliche that, um mich zu quälen, und gar kein Ende fand, wie liebte ich ihn da, meinen guten seligen Mann!" Weinend hielt sie inne, und Pauline sprach gerührt:

„Allerdings! Es muß auch glücklich machen, unschuldig zu leiden, und unverdrossen stets seine Pflicht zu thun." —

„Mein Herr!" schrieb Pauline. „Ich darf mich gleichsam schon als die Ihrige betrachten, da Sie seit geraumer Zeit mich und meine Mutter erhalten und ernähren. Es bietet sich mir eine Gelegenheit, Ihnen dankbar zu sein für alle Ihre Wohlthaten, und ich darf sie nicht unbenutzt vorüber lassen. Aber nicht blos aus Dankbarkeit entspringt mein Vorsatz. Ich darf vor Gott und Menschen ohne Erröthen bekennen, daß ich Sie liebe, so weit ich Sie kenne. Männer, welche denken und han-

deln wie Sie, sind gewiß selten, und Sie lieben mich, wie ich geliebt zu werden wünsche. Welches Alter Sie auch haben, und für den Fall selbst, daß Sie mißgestaltet, leidend, ein Krüppel sind, werden Sie mir weder Haß noch Widerwillen einflößen, vielmehr fühle ich mich berufen, Alles, was an Unglück, Kummer und Leiden über Sie verhängt ist, eben so willig mit Ihnen zu theilen, wie Sie bisher Ihr Gutes mit mir getheilt haben.

„Kommen Sie, sobald Sie können, und wo möglich um die siebente Stunde, damit ich Sie meiner Mutter vorstelle. Ich kenne Ihren Namen immer noch nicht, den Namen, den ich selbst zu tragen entschlossen bin, und muß diesen Brief wieder zum Advokaten Reichmann senden."

Der Theetisch war gedeckt und die Lichter brannten. Vor dem dritten unbesetzten Platze stand eine volle Theetasse, lag eine Brille, eine Pfeife und die Zeitung. Wieder herrschte Todtenstille, wie bei einer Geisterbeschwörung. — Es schlug sieben Uhr. Mutter und Tochter zählten in der Stille und mit jedem Glockenschlage mehrte sich ihre Angst und ihr Herzpochen. Endlich wurde die Hausthür jählings aufgerissen und sie schloß sich wieder. Hastige Schritte nahten sich der Thür. Es pochte. Die Mutter rief herein. Pauline vermochte es nicht, sie hatte sich vom Stuhle erhoben und war leichenblaß. — Die Thüre öffnete sich und hereintrat — der fatale Maler. Er hatte freilich diesmal keinen Flaus an und keine Mappe unter dem Arme, sondern trug einen schwarzen Frack und Glacéhandschuhe. Verlegen blieb er an der Thür stehen.

Pauline war unwillkürlich ihm einige Schritte entgegengegangen und fragte fast zürnend: „Was wünschen Sie, mein Herr?"

Schüchtern antwortete er: „Ich heiße Emil Wagner. Diesen Brief erhielt ich von Ihnen."

Pauline sah ihren Brief in seiner Hand und fügte sich sogleich erröthend in ihr selbstgewähltes Schicksal. Sie stellte den schüchternen Jüngling ihrer Mutter vor mit den Worten: „Herr Emil Wagner, mein Bräutigam."

„Setzt Euch, Kinder," sprach die Wittwe. „Wir haben uns zuförderst über vieles zu erklären und zu verständigen."

Der Jüngling mußte den Ehrenplatz einnehmen, auf dem Lehnstuhle vor der Tabakspfeife, der Zeitung und Brille. Pauline setzte sich dicht neben ihn und abwechselnd betrachteten sich beide mit glänzenden erstaunten Blicken, indem das eine die Augen niederschlug, sobald das andere sie erhob.

Indeß betrachtete die Wittwe ihren künftigen Schwiegersohn mit Muße. Er war schön, liebenswürdig, blond und höchstens zwanzig Jahre alt. — „Mein Herr," begann sie, „die Vorbereitungen, welche wir getroffen, um gleich beim Empfange Ihnen unsere Dankbarkeit zu erkennen zu geben, bedürfen freilich einer Erklärung. Diesen Stuhl pflegte mein seliger Mann einzunehmen, dies ist seine Brille und seine Pfeife. Wir wollten Sie gleich ihm verehren, da Sie unser Ernährer und Erhalter seither waren. Allein wir dachten uns Sie ganz anders. Sie sind jung; Sie sind — —. Mit einem Worte, wie durften Sie fürchten, meiner Tochter Haß und Widerwillen einzuflößen?"

„Die Art, wie Ihre anbetungswürdige Tochter die Vorhänge zuriß, sobald ich mich nur blicken ließ, gestattete mir leider kaum einen Zweifel."

„Wie, mein Herr! Halten Sie meine Tochter für so dreist, daß sie den Vorübergehenden auf der Straße zu erkennen giebt, ob sie ihr gefallen oder mißfallen? — Aber so sprich Du doch, Pauline."

Pauline nahm das Wort: „Gestehen Sie, daß es einigermaßen rücksichtslos war, vor meinem Fenster stehen zu bleiben und mich unverwandt anzuschauen."

„Ach! es geschah ganz unwillkürlich."

„Unwillkürlich?" fragte Pauline.

„Ich bin noch so lange gar nicht in der Residenz. Ich schwöre Ihnen, daß ich nicht das Herz habe, einer Dame gerade in's Gesicht zu sehen. Was mich aber hier an dieses Fenster fesselte, wie es kam, daß sich weder meine Augen, noch meine Gedanken von diesem reizenden Anblick lösen konnten, das weiß ich nicht. — Seit ich Sie sah, war ich nur mit Ihrem Bilde beschäftigt. — Es schmerzte mich, Ihren Zorn und Unwillen erregt zu haben. Ich nahm mir daher vor, nicht mehr vorüber zu gehen. Aber was half's, ehe ich mich dessen versah, stand ich wieder vor Ihrem Fenster. Ich erkundigte mich nach Ihnen. Ich hätte Alles gewagt, Ihre Bekanntschaft zu erlangen. Ich hörte, wie ungerecht das Schicksal gegen Sie war. Ich bin reich, unabhängig. Ich wollte Ihnen Herz und Hand zu Füßen legen. Dann aber dachte ich, wenn sie schon so zornig die Vorhänge zuzieht, nur weil ich vorübergehe, wie wird sie erst zürnen, wenn sie erfährt, wie sehr ich sie liebe. Ich beschloß daher, zu schweigen. Weil ich mich aber durchaus mit Ihnen beschäftigen mußte, so blieb mir nichts übrig, als zu thun, was ich that."

„Mein Herr!" versetzte Pauline gerührt. „Ein junges Mädchen fühlt sich durch jede Auszeichnung, sei sie zarter oder dreister Art, heimlich geschmeichelt, selbst wenn ihr Herz gleichgiltig dabei bleibt, selbst wenn sie denjenigen verachtet, der ihr eine Huldigung darbringt. Wenn mich Ihre Dreistigkeit daher kränkte und erzürnte, so geschah es, weil ich weder gleichgiltig dabei sein, noch Sie verachten konnte."

„Wär's möglich!" rief der entzückte Emil. „Sie hätten mich also nicht ungern gesehen?"

Mit Thränen in den Augen blickte sie ihn an und seufzte. —

(Beschluß folgt.)

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 9. 1845.

Manchester.

Die Sage aus der ersten Zeit der Eroberung erzählt, Wilhelm habe, nachdem er das Land nördlich vom Humber verwüstet und unterworfen, auch die Umgegend von Chester, die allein seine Herrschaft noch nicht anerkannte, unterwerfen wollen. Es war mitten im Winter und das in York versammelte normannische Heer hatte auf für diese schwere Reiterei unzugänglichen Wegen die Bergkette zu überschreiten, welche sich der ganzen Länge Englands nach von Süden nach Norden zieht, gleichsam das Rückgrat ausmacht und, wie die Appenninen in Italien, die Wasserscheide zwischen Osten und Westen bildet. War dieser Gebirgskamm einmal überstiegen, so gelangte man in ein halb wildes Land von Sümpfen, undurchdringlichen Wäldern und Flüssen, und bewohnt von einem Völkerstamme, welcher durch die Invasion noch nicht hatte gebändigt werden können. Die Soldaten des Eroberers, die vor den ruhmlosen Gefahren erschraken, die sie hier erwarteten, hatten sich vor dem Aufbruche empört und während des Marsches stieg Wilhelm oft selbst ab, um die Strapazen mit zu ertragen und so sein Heer anzufeuern.

Diese unbebaute und unzugängliche Gegend war der südliche Theil von Lancashire, der jetzt von so vielen Straßen, Kanälen und Eisenbahnen durchschnitten wird; dieses halb wilde Volk war dasselbe, welches seitdem mit bewundernswürdiger Kühnheit die Macht des Fabriksystems gegründet und entwickelt hat.

Es giebt vielleicht keinen Fleck auf der Erde, wo die Natur mit gleich verschwenderischer Hand alle Werkzeuge der Arbeit ausgetheilt hat. Es fehlt auf diesem Raume von funfzehn bis sechszehn Quadratstunden zwischen der Mündung des Ribble und des Mercey an nichts, was die Natur und der

(Manchester.)

Mensch liefern kann. Die hohe Bergkette, die die Gegend vor den Nord- und Ostwinden schützt, schafft mehrere Flüsse oder Bäche, die von den Bergen herabstürzen und ein große Anzahl Werke treiben. Der Irwall hat 900 Fuß Fall und 800 davon werden benutzt; Baines hat über neunhundert Spinnereien und Färbereien an diesem einzigen Flusse gezählt. Eine unerschöpfliche, dicht unter der Bodenfläche liegende Kohlenschicht zieht sich durch die Bezirke von Salford und Blackburn; Eisen findet sich in Menge in den angrenzenden Grafschaften York und Stafford, so wie in Wales und Manchester; Manchester liegt endlich nur eine Tagereise von London, eine Stunde von Liverpool.

Dazu kommt ein unvergleichlicher, roher, aber nicht grober, nachdenklicher und geduldiger, erfindsamer, unternehmender und unermüdlicher Volksschlag, der sich Alles anzueignen weiß, immer das Praktische einer Sache herausfindet und also ganz geeignet ist, die Waffen der Industrie zu schmieden. Dieses Volk hat aus seinem Schooße in gleicher Vollkommenheit Arbeiter, Ingenieure, Fabrikanten und Kaufleute hervorgehen lassen und zwar unbegreiflich schnell. In weniger als hundert Jahren stand das Fabriksystem, ein, wenn auch nicht in allen Verhältnissen harmonisches, wohl aber colossales System fertig da. Die Staaten Europas, die es auf ihr Gebiet verpflanzt haben, dürfen nicht vergessen, daß die Grafschaft Lancaster die Wiege war.

Im Anfange des vorigen Jahrhunderts war Manchester eine Stadt von kleinen Kaufleuten und kleinen Fabrikanten, die rohe Zeuge in Bolton und der Umgegend kauften, um sie zu färben und dann zu Pferde von Markt zu Markt zu colportiren. Die Fabrikanten lebten äußerst sparsam, arbeiteten mit ihren Dienstleuten und ein aus Mauersteinen gebautes Haus war damals Luxus. Die eigentliche Fabrikation war in den Hütten umher verstreut, der Weber eine Art fabricirender Domestik, der das Garn kaufte, wenn es seine Leute nicht liefern konnten und dann das Zeug verkaufte. Die Fabrikation in Manchester beschränkte sich auf chemische Operationen, auf das Färben und die Zurichtung. Manchester zählte noch nicht 50,000 Einwohner und noch 1800 gab es nur 32 Dampfmaschinen dort. Die Maschinen werden täglich verbessert; jetzt liefert ein Spinner an einem Tage so viel, als sonst in einem Jahre. Die Einwohnerzahl Manchesters ist auf 306,000 gestiegen.

Nichts in der Welt ist interessanter, als die industrielle Topographie der Grafschaft Lancaster. Manchester liegt, wie eine fleißige Spinne, in der Mitte des Netzes und streckt Eisenbahnen nach den Fabrikhilfsorten aus, die sonst Dörfer waren, jetzt Städte sind und eigentlich nur Vorstädte der großen Stadt bilden. Eine Bestellung, die früh von Liverpool anlangt, wird um Mittag unter den Fabrikanten an der Börse von Manchester besprochen; Abends ist sie bereits unter die Fabriken in der Umgegend vertheilt. Binnen acht Tagen ist die in Manchester, Bolton, Oldham gesponnene Baumwolle in Bolton, Staley-Bridge oder Stockport gewebt, in Blackburn, Charley oder Breston gefärbt und gedruckt und in Manchester appretirt, gemessen und eingepackt. So geht die Ausführung fast gedankenschnell und der Mensch erhält zum Theil die Schöpfungs-

macht, denn wenn er sagte: „Es sollen Producte werden!" so sind sie auch schon da.

Manchester, das alle diese industriellen Anhäufungen gleichsam in seiner Hand hat, ist selbst die merkwürdigste Anhäufung und gewissermaßen die monströseste, welche der Fortschritt der Gesellschaft hervorrief. Der erste Eindruck nimmt nicht vortheilhaft ein. Die Arbeit hat in dem Nebel, den die sumpfige Gegend verbreitet und unter den Rauchwolken, welche die Schornsteine auswerfen, etwas Geheimnißvolles und der unterirdischen Thätigkeit eines Vulkans Aehnliches. Die Stadt zeichnet sich weder durch die Contraste aus, welche die Städte des Mittelalters charakterisiren, noch durch jene Regelmäßigkeit, die man in den neuen Metropolen bemerkt. Alle Häuser und alle Straßen sehen einander ähnlich; es ist eine Gleichförmigkeit inmitten der Verwirrung. Nur wenn man genau hinsieht, bemerkt man eine gewisse Ordnung. Manchester liegt am Einflusse eines kleinen Flusses. Der Irwall trennt Manchester von seiner Hauptvorstadt, von der alten Stadt, die ihren Namen dem Bezirk (Hundred) Salford gegeben hat; auf dem linken Ufer des Medlock liegt ein anderes Anhängsel Manchesters, Charlton am Medlock, das 1801 nur 675 E. hatte und jetzt 30,000 zählt. Die Fabriken und Werkstätten bilden gleichsam einen Gürtel um die Stadt und folgen dem Laufe der Flüsse. Man sieht ihre sieben Stockwerke am Irwall und an den Kanälen emporragen, die weiter nach Manchester hineindringen und da eine Binnen-Schifffahrtslinie bilden. Das schwarze und stinkende Wasser des Irk dient den Gerbereien und Färbereien, das des Medlock den Druckereien, Gießereien und Maschinenbauereien. Die Ufer des Irwall, welche der Ursitz dieser Civilisation gewesen zu sein scheinen, sind noch jetzt ihr Mittelpunkt. Die Hauptgebäude stehen hier.

Manchester gewährt allerdings weder die Lebhaftigkeit Liverpools noch Londons. Den größten Theil des Tages hindurch ist die Stadt still und scheint verödet. Die Böte gleiten geräuschlos auf den Kanälen hin, nicht am Fuße der Paläste wie in Venedig, sondern zwischen zwei Reihen von Spinnereien, die sich in die Luft, das Wasser und das Feuer theilen. Wagenzüge rollen auf den Eisenbahnen hin, und man hört nur das Athmen der Maschinen.

Zu gewissen Stunden des Tages belebt sich aber die Stadt. Die Arbeiter, die sich in die Fabriken begeben, oder aus denselben kommen, erfüllen zu Tausenden die Straßen, oder es ist Börsenzeit und man sieht die Chefs dieser ungeheuern Arbeitermenge herbeiströmen; aber selbst in den Augenblicken, in denen die Menschen ihren Gefühlen freien Lauf lassen, verliert der ernste und eckige Charakter Manchesters nichts von der Steifheit, den es bei seiner zu ausschließlichen Beschäftigung mit Industrie gewährt.

In Manchester ist Alles neu und Alles gleich; es giebt nur Herren und Arbeiter. Die Wissenschaft, welche durch die Bedürfnisse der Industrie oft gefördert wird, fängt erst an in Lancashire Fuß zu fassen; Manchester hat eine statistische Gesellschaft und die Chemie steht in hohen Ehren; die Literatur aber und die Künste kennt man nicht. Das Theater dient nicht dazu, den Geschmack zu reinigen, und liefert nur, was die beschäftigte Menge braucht, grobsinnliche Unterhaltung. In Hinsicht auf politische Meinungen herrscht der Radicalismus vor und unter den religiösen Secten finden die neuesten die beste Aufnahme. Diese Stadt verwirklicht fast das Utopien Benthams. Alles wird hier nach dem Nutzen bemessen, und das Große, Schöne, Edele wird aus dieser Quelle gewiß nicht hervorgehen. Wenn der Luxus in Wagen, Pferden ꝛc. hier unbekannt ist, so liegt dies nicht blos an der Sparsamkeit der Fabrikanten, sondern auch und hauptsächlich an dem Mangel der höhern Classen, die, neue und alte Aristokratie, nicht in Manchester leben. Die eigentliche Stadt wird nur von Krämern und Arbeitern bewohnt. Die Kaufleute und Fabrikanten haben ihre Wohnungen außerhalb der Vorstädte in Villen, die von einem Park oder Garten umgeben sind. Gegen Abend ziehen sich die obern Schichten der Gesellschaft auf das Land zurück und Manchester bleibt bis zum andern Tage den Arbeitern, den Wirthen, Bettlern, Uebelthätern, Freudenmädchen und der Polizei überlassen, die ein wenig Ordnung in dieses Untereinander zu bringen sucht.

Wie benutzt diese Bevölkerung die zwei oder drei Stunden Ruhe und Freiheit, die zwischen der Arbeit und dem Schlafe übrig bleiben? Man sollte glauben, daß nach einer Arbeitszeit von 14 Stunden, in welcher die Familie gänzlich getrennt ist, die Glieder derselben sich glücklich schätzen müßten, einen Augenblick bei ammen zu sein; aber der häusliche Heerd hat keine Reize für den Arbeiter. Nach einer hastig eingenommenen Mahlzeit irren Männer, Frauen und Kinder auf der Straße umher oder gehen in die Wirthshäuser.

Unter der Menge, die sich, namentlich bei heiterem Wetter, umherdrängt, erkennt man sehr leicht die irländischen Arbeiter, deren es in Manchester 35 bis 40,000 giebt. Die Engländer gehen in kleinen Gruppen oder einzeln umher, sie müßten denn einen Gegenstand von gemeinsamem Interesse, wie eine Lohnerhöhung oder eine Herabsetzung der Arbeitszeit, zu besprechen haben. Die Irländer sind in fortwährender Unruhe. Oft versammeln sie sich zu Hunderten an einer Straßenecke. Einer von ihnen liest dann laut die Nachrichten aus Irland, die Reden O'Connells oder die Rundschreiben des Vereins vor; dann wird endlos und mit gewaltigem Lärme darüber debattirt. Sie hängen so eng an einander, daß auf ein Signal in einem Augenblicke leicht tausend bis zweitausend Personen auf einem gegebenen Punkte zusammenkommen.

Vor einigen Jahren bildeten die irländischen Arbeiter den verworfensten Theil der Bevölkerung; ihre Wohnungen waren die schmuzigsten und ungesundesten und ihre Kinder die vernachlässigsten. In den Kellern, in denen die Irländer wohnten, wurde Branntwein in Menge destillirt hinter dem Rücken der

Steuerbehörde. Die Armuth, die Fieber, die Trunkenheit, die Liederlichkeit und die Dieberei herrschten unablässig. Die Vagabunden und Verbrecher flüchteten sich vorzugsweise dahin. Dies hat sich jetzt auffallend verändert. Die Predigten des Pater Matthew, dessen Bemühungen die ganze katholische Geistlichkeit kräftig unterstützt, haben zuerst diese Unglücklichen aus der Entwürdigung aufgerüttelt. Am 22. Juli 1843 hatten zwanzigtausend von ihnen gelobt, sich des Genusses geistiger Getränke zu enthalten, und am Tage darauf hob die Polizei bereits die Hälfte weniger Trunkene und Verbrecher auf. Die Gastwirthe jammerten. In dem und dem Branntweinhause, in welchem sonst durchschnittlich 50 Personen stets zugegen waren, zählte man jetzt nur 15 bis 20. Noch bemerkenswerther ist die Aufsicht, welche die Geistlichen über die Kindererziehung führen. In dieser Stadt, wo die sich selbst überlassenen kleinen Kinder barfuß und zerlumpt auf den Straßen umherlaufen, während ihre Aeltern sich berauschen, und wo die Polizei in einem Jahre über 5000 Verirrte und Verlassene aufgreift, halten die katholischen Geistlichen Abends die Kapellen offen als eine Art Asyl, wo Knaben und Mädchen christliche Lieder singen und ihren Pastor predigen hören. Ich sah Sonntags 5 bis 6000 solcher Kinder in Prozession hinziehen und der Anstand dieser Kindermenge, die ziemliche Reinlichkeit ist der größte und und unerwartetste Fortschritt, den ich zu bemerken Gelegenheit fand.

Alles zusammengerechnet, hat offenbar die Ordnung in Manchester gewonnen, wenn auch die Verbrechen im Ganzen zu steigen scheinen. Man darf freilich nicht vergessen, daß Manchester nicht blos ein Heerd der Industrie, sondern auch ein Durchgangspunkt, ein großer Gasthof, ein Marktplatz, gewissermaßen ein Binnenhafen ist. Es kommen jährlich an 100,000 Fremde an und man hat berechnet, daß des Tages mit den Eisenbahnen 8000 Fremde ankommen und abgehen.

Ein wenig Unglück gehört zum Glück.

Novelle von Hermann Schiff.

(Beschluß.)

Es war spät, als Emil sie verließ.

„Mutter," rief Pauline, „dieser bildschöne, seelengute Jüngling entspricht meinem Geschmacke weit besser, als ein alter mürrischer Sonderling."

„Dem meinigen auch, liebe Tochter. Er ist ein junger Sonderling und diese haben noch viel ausgelassenere Launen als die alten."

„Emil hat keine Launen!"

„Das wäre ein großes Unglück für uns. Wer sollte uns dann Noth und Sorgen machen! Denn wir vertragen uns zu gut, um glücklich mit einander sein zu können, und ich bleibe dabei, ein wenig Ungemach muß der Mensch haben, sonst ist ihm das Leben unerträglich. Unsere Lage hätte sich ja dann auch nicht im Mindesten geändert, außer daß wir statt zu zweien, in Zukunft uns zu dreien langweilen werden."

„Laß mich nur machen, liebe Mutter. Wir wollen Gesellschaften besuchen und Gesellschaften geben."

„Das ist gar nicht nöthig. Dein Bräutigam ist schön. Es werden sich ohne dieß andere Frauen finden, die dies bemerken. Männer sind flatterhaft, er wird bei ihrem zärtlichen Entgegenkommen nicht gleichgiltig bleiben. Du wirst eifersüchtig werden, er rauh und unfreundlich. Dann hast Du Kummer genug für Dein gemächliches, einförmiges Leben, dann schütte all Deinen Kummer nur ganz in meinen Busen aus. Ich will alles Leid getreulich mit Dir theilen, dann habe ich auch keine Langeweile mehr und wir sind dabei glücklich."

„Mutter, Du glaubst im Ernste, Emil könnte mir das zu Leide thun?"

„Warum nicht, liebes Kind!"

„Das hättest Du mir früher sagen müssen. Nie hätte ich mich mit solch einem Jüngling verlobt."

„Wir wußten ja nicht, daß es ein Jüngling war."

„Jetzt ist's zu spät. Er hat mein Wort. Komme, was da mag."

Die Hochzeit war vollzogen, die Flitterwochen und der Honigmond waren vorüber, als Pauline eines Morgens triumphirend zu ihrer Mutter sagte: „Liebe Mutter, ich bin ganz glücklich. Denke Dir, Emil ist eifersüchtig!"

„So? In der That? Auf wen?"

„Auf alle junge Männer, die mir nahen. Er macht mir wirklich Kummer. Glaube nur, Mutter, ein eigensinniger Hypochonder, ein mürrischer Sonderling sind nichts gegen einen eifersüchtigen Ehemann."

„Nun, so erzähle doch, was hat er gesagt, gethan?"

„Der Kummer reicht eben für mich hin, ich kann Dir nichts davon abgeben. Ach, wie liebe ich jetzt meinen Mann! Mein Emil soll so bald nicht aufhören, eifersüchtig zu sein. Mein schöner, seelenguter Mann ist jetzt ganz mein eigen."

„Weißt Du aber auch, liebe Tochter, daß ich mich sehr gräme, weil Du mir Dein Vertrauen entziehst?"

„Desto besser, liebe Mutter, so bist Du ja auch glücklich, wie es Deine Kinder sind."

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 10. 1845.

Henriette.

Aus dem Französischen des Alfred Lerour.

1.

Der Tag brach eben an, seine ersten Strahlen zeigten sich unbestimmt am Horizonte, während der übrige Theil des Himmels noch in Nacht gehüllt war. Das verworrene Geräusch, welches das Erwachen der Städte ankündigt, fing an, zu ertönen, als eine fröhliche Schaar junger Leute durch die Thore von Heidelberg zog und sich über die Felder ergoß. Wenn man ihr entschlossenes Wesen und die Eigenthümlichkeit ihrer Kleidung betrachtete, so war es leicht, in ihnen Studenten zu erkennen, und noch leichter war an ihren lebhaften Stimmen und an einiger Unsicherheit im Gange wahrzunehmen, daß sie die Nacht nicht damit zugebracht hatten, sich über Aristoteles, Hippokrates oder Justinian blaß zu studiren. Im Gegentheil, Alles deutete auf das Ende einer jener tollen Nächte hin, in denen die Trunkenheit der Jugend sich durch die des Vergnügens verdoppelt, in denen die Täuschungen von zwanzig Jahren noch prächtiger durch die Rheinweindämpfe und den Rauch der angezündeten Pfeifen schimmern. Ohne Zweifel müde, die Stadt zu durchziehen, und die friedlichen Bürger, oder besser gesagt, die Philister, den ewigen Gegenstand ihrer Verachtung, in ihrem Schlummer zu stören, schlugen die fröhlichen Studenten den Weg ein, welcher am Fuße des Berges liegt, der Heidelberg beherrscht, und auf dessen Abhange die Trümmer seines alten Schlosses liegen. Sie gingen in ungleichen Gruppen und vertobten völlig den Uebermuth, den sie aus dem schäumenden Römer geschlürft hatten. Aber nach und nach wurde das Gelächter weniger lärmend, die Schritte wurden langsamer und, wie wenn der Anbruch des Tages und das Anschauen der Natur den poetischen Funken in diesen lebhaften Organisationen geweckt hätte, begannen sie im Gehen eines jener Volkslieder zu singen, welche der deutschen Nationalität so tief eingeprägt sind. Die Melodie desselben war kräftig und stolz, zuweilen selbst ein wenig wild, es war ein Hymnus an das Vaterland, ein Aufruf an die Tapferkeit der Krieger, die in seinen tiefen Wäldern wohnen. Die Stimmen, die es sangen, hatten hohen und kräftigen Klang, der den Völkern des Nordens eigenthümlich ist. Jeder Theil unterschied sich mit merkwürdiger Genauigkeit vom Ganzen, und der improvisirte Chor, anfangs schwach und unsicher, schwang sich bald in harmonischen Strophen in die Lüfte.

Nur zwei junge Leute blieben zurück und folgten nicht ihren Gefährten, die sich entfernten. Sie blieben einen Augenblick stehen und horchten mit Vergnügen den zerstreuten Tönen, welche ihnen der Morgenwind zuführte. Dann gingen sie Arm in Arm weiter und ließen ihre Blicke schweigend über die Landschaft schweifen, die sie umgab. Der eine schien fünfundzwanzig Jahre zu zählen, seine Gestalt war regelmäßig und seine schwarzen Haare und Augen, so wie seine etwas gebräunte Gesichtsfarbe stachen ab gegen das rosige Antlitz und blonde Haar seines Gefährten. Dieser letztere schien seiner jugendlichen Gestalt und frischem Aussehen nach kaum sein zwanzigstes Jahr erreicht zu haben. Alle beide trugen in ihrer Kleidung die charakteristische Unabhängigkeit der Studenten und das Verachten der allgemein geltenden Richtschnur zur Schau. Eine kleine grüne Mütze bedeckte kaum ihre Scheitel und schützte mit ihrem Schirme die Augen; eine Art wehender Schärpe umschlang nachlässig ihren bloßen Hals, endlich erinnerte der Schnitt ihrer Kleider, ohne sich gänzlich von der Mode des Tages zu entfernen, doch etwas an die des Mittelalters. Der weniger Junge trug den ganzen Bart und den Wallensteiner am Kinne. Die Farben seiner Kleider waren gegen einander abstechend, ohne übrigens der Uebereinstimmung zu entbehren. Sein Gesicht war stolz und leidenschaftlich; der Ausdruck in dem des anderen war im Gegentheile ein etwas unentschlossener und seine großen blauen Augen waren sanft und träumerisch. Seine langen goldenen Haare fielen in leuchtenden Locken auf den schwarzen Sammet herab, in den er ganz gekleidet war. Auf freiem Felde zu so früher Morgenstunde nahmen diese seltsamen Trachten einen malerischen Charakter an, der sehr gut zu dem der Gegend paßte.

Die zwei Freunde waren an einer Stelle angelangt, wo die Straße sich theilt, einer ihrer Arme steigt zu den grünen Ufern des Neckar hinab, der andere führt zu den Ruinen des alten Schlosses. Der ältere brach zuerst das Stillschweigen.

„Willst Du auf den Berg steigen, Friedrich?“ sagte er. „Die Sänger sind schon weit und Du scheinst mir keine große Lust zu haben, ihnen zu folgen. Da geht eben die Sonne auf und von da oben muß heute Morgen die Aussicht schön sein.“

„Ich gehe mit," sagte sein Gefährte und schien sich wieder in seine Gedanken zu vertiefen.

Sie schlugen eine Lindenallee, die sich vor ihnen öffnete, ein, schritten durch düstere und feuchte Gewölbe, den letzten Rest der Festungswerke des Schlosses, stiegen die zertrümmerte Treppe hinan und gelangten endlich zu der Abflachung, welche sich auf dem Jettenbuhl ausdehnt, und auf jeder ihrer Seiten einen kleinen Thurm von durchbrochener Arbeit trägt. Auf dieser Seite ist die Kapelle; ungeheure Löwenköpfe, Sinnbilder der Kraft, welche in ihre Grundsteine gemeiselt, scheinen sie noch gegen die Verwüstungen der Zeiten zu schützen.

Wenn man aus den dunklen Durchgängen hervortritt, scheint der Gesichtskreis, den man von der Terrasse aus hat, noch bewunderungswürdiger. Die beiden jungen Leute blieben wie auf gemeinsamen Antrieb stehen und betrachteten das herrliche Gemälde, das sich vor ihnen ausbreitete. Ueber dem Schlosse erhob der Königsstuhl seinen Gipfel, der mit Fichten und Tannen bedeckt war, die die Nähe des Schwarzwaldes anzeigten; gegenüber auf der andern Seite des Flusses trug der Heiligenberg an seinem Fuße regelmäßige Weinpflanzungen, während sein grüngekrönter Gipfel die köstlichen Tiefen des Odenwaldes, der von seinem Schatten geschützt wird, ahnen ließ. Rechts, wo sich die durch diese beiden Berge gebildete Schlucht erweiterte, lag die kleine Stadt Heidelberg, deren Plätze und Straßen, die eben anfingen, sich zu bevölkern, man sah. Der spitze Glockenthurm der Heiligen-Geist-Kirche sandte sein Morgengeläute in die Luft, während die finstern Dächer der Universität, nach Prag der ältesten in Deutschland, noch zu schlummern schienen. Das Gebet muß der Wissenschaft vorangehen. Unter den Mauern der Stadt beschrieb der Neckar einen Silberzirkel und zog dann in Schlangenwindungen fort durch die fruchtbaren Ebenen, die sich gegen den Rhein hin ausdehnen. In diesem Augenblicke erhielt die Landschaft noch einen eigenthümlichen Reiz durch die ungleiche Vertheilung von Licht und Schatten, welche die aufgehende Sonne dort ausbreitete. Der Fuß der Berge und die Stadt blieben noch in Dämmerung, während die Ebene die ersten Sonnenstrahlen empfing, und sich nach und nach dunkel und licht, je nach der Verschiedenheit der Bebauung zeigte, und der Fluß wie von lauter Diamantensplittern zu glänzen und sich am Ende des Horizonts in einen Feuersee zu verlieren schien.

„O, wie schön die Natur ist, aber wie unwürdig wir sind, sie zu genießen," sagte Friedrich, wie wenn er einen schon angefangenen Gedanken vollendete.

„Du sprichst wahr," entgegnete sein Gefährte. „Blicke um uns, welche Einfachheit und doch welche Pracht, dort unten dieser glänzende Hintergrund, hier diese ruhigen Schattirungen. Welche reiche Menge von Farben! Erde und Himmel ringen mit einander an Harmonie und Schönheit. Scheinen die Thautropfen nicht eben so viele kleine Sterne auf dem dunklen Grün, das ihren Glanz verdoppelt? Wir sind im Herbste, schon werden die Waldränder gelblich, die Wiesen haben weniger Blumen, alles bekommt von dem nahenden Winter jenen melancholischen Reiz, den die Nähe des Todes giebt. Sieh die imposanten Gestalten der Berge, die frische fliehende Welle, diese Landleute selbst, mit ihrer schweren Arbeit beschäftigt, haben von hier aus eine Art von Schönheit, die sie der Gegend, die sie beleben, verdanken. Und über unsern Häuptern ist das Schauspiel noch wunderbarer; dieser blaue Himmel, durchzogen von irrenden Wolken so verschiedener Gestalt und Farbe, der Mond, welcher erblaßt und verlischt vor der Helle des Tages, der leuchtende Horizont und der ewige König der Schöpfung, der sich über die Ebenen des Raumes stürzt, um ihnen Licht und Bewegung zu geben."

„Diese Schönheiten entzücken mich wie Dich," erwiederte Friedrich. „Wie Du, Antonio, finde ich neben mir, um mich nur Gegenstände der Bewunderung, aber meine Betrachtung ist von Deiner verschieden, und mein Vergnügen besteht hauptsächlich in einem Gefühle, welches ich Mühe hätte, zu bestimmen. Es scheint mir, daß, wenn ich dem Erwachen der Natur beiwohne, ich einem heiligen Geheimnisse beiwohne. Die Luft, der Wald, das Wasser, Alles scheint mir voll geheimer Stimmen, die ich begreifen möchte. In diesen Gestirnen, von denen eines erblaßt, während das andere am Horizonte aufgeht, glaube ich die Sinnbilder der Erinnerung und der Hoffnung zu sehen; ich denke und betrachte den Himmel, wo das eine wieder erscheint, wenn das andere untergehen muß. Während Du sprachst, bemächtigte sich tiefe Traurigkeit meines Herzens, und diese schöne Gegend selbst war von ihr verschleiert. Und doch finde ich Reiz darin." —

„Du bist Dichter," unterbrach Antonio.

„Und Du Maler," erwiederte Friedrich.

„Jeder von uns," nahm sein Freund das Wort, „gehorcht seiner Natur. Für mich ist Alles Form oder Farbe, für Dich Alles Gedanke, Einklang, Sinnbild. Du suchst das Wesen der Natur, ich suche ihre Schönheit."

„Ich bin nicht Dichter," sagte Friedrich nach einigen Augenblicken des Stillschweigens, „ich bin nicht Dichter, ich habe manchmal versucht, meine Gedanken festzubannen, ohne daß es mir gelungen wäre. Wenn ich versuche, meine Gefühle genau zu bestimmen, entfärben sie sich und verschwinden, wie die Irrlichter, die der Finsterniß bedürfen, um zu leuchten. Das, was ich empfinde, ist eine Art unbestimmter Sehnsucht nach etwas Besserem und Schönerem als unsere Welt ist, das sich aber der Wirklichkeit vollkommen entzieht. Dieses Gefühl ist in mir diesen Morgen stärker als gewöhnlich und meine Traurigkeit kommt ohne Zweifel von einer Rückkehr zu mir selbst, welche mich die ewige Reinheit der Natur mit den Unordnungen unseres Lebens vergleichen läßt; fühlst Du nicht manchmal, daß unser Leben nicht so ist, wie es sein sollte?"

„Mein armer Friedrich, ich erschrecke über Deine Moralität. Alles, was Du mir so eben gesagt hast, ist so ätherisch, daß ich Flügel an Dir suche, und fürchte, Dich plötzlich gegen jenes unbekannte Etwas zufliegen zu sehen, was jeder Deutsche

unwiderstehlich suchen muß. Aber im Ernste, haben Dich die Unregelmäßigkeiten dieser Nacht krank gemacht?"

„Du scherzest," erwiederte Friedrich, „aber mir liegt wenig an Deinen Spöttereien. Unsere Tollheiten haben mir nicht geschadet, aber jetzt, wenn ich an sie denke, gegenüber der Reinheit dieses Morgens, machen sie mich schamroth und ekeln mich an. Meine wahre Natur erwacht, der Wind weht mir die entfernten Düfte meiner Kindheit zu und ich fühle, daß die lauten Vergnügungen nicht die sind, die für mich passen. Mitten unter unsern tollen und erkünstelten Freuden ist eine unendliche Leere tief in mein Herz gedrungen. Wenn ihre Betäubung mich verläßt, blicke ich hinein und glaube, in seinem Grunde meine edelsten Fähigkeiten zu sehen, gebrochen und dahinsinkend, aber doch noch versuchend, sich zu erheben und ans Licht zu brechen. Ich suche meinen Glauben, meine Begeisterung, meinen Muth, und finde sie nicht, ich fühle mich überdrüßig und unnütz, und doch scheint mir, daß früher etwas Gutes und Gefühlvolles in mir lebte."

„Und warum zweifelst Du jetzt daran, Friedrich? Warum sprichst Du von diesen großen Anlagen, wie von Abwesenden, die nie wiederkehren werden? Du hast kaum angefangen zu leben und Du hältst sie für entflohen wegen einiger versäumter Collegien und einiger tollen Nächte? Das hieße, sich sehr empfindlich und furchtbar streng zeigen. Hol der Teufel Deine träumerische Stimmung, ich will mich nicht von ihr anstecken lassen. Nein, das Leben, das wir führen, ist nicht den lebhaften und guten Aufwallungen des Herzens und Geistes entgegen, im Gegentheil begünstigt es vielmehr deren Entwikkelung und Aufschwung. Du bist ein Kind, welches noch bei den Scrupeln stehen bleibt, die Dir Deine Großmutter in den Kopf gesetzt hat; aber ich, der ich die Dinge besser kenne, sage Dir, daß Du den Weg verfehlst, und daß frühreife Weisheit zu nichts führt. Nur ein alter Seemann schätzt die Ruhe. Der Frühling ist kurz, der Sommer flüchtig; man hat den Herbst und Winter um nachzudenken. Ergeben wir uns also der Lebenslust und verschwenden wir froh diesen Schatz von Jugend und Eindrücken, mit denen man nicht für das kommende Alter sparen kann. Ich wenigstens, weit entfernt, zu denken, wie Du, glaube, daß diese fröhliche Orgie meine Kräfte verdoppelt und meine Fähigkeiten geweckt hat. Diese Nacht, das Zusammenstoßen der Gläser, der Glanz der Fackeln, der Rauch, der uns umgab, Alles berauschte mich mit Vergnügen und ich fühlte meine Gedanken thätig in meinem Kopfe sieden. Die schönen Köpfe, welche ich träume, erschienen mir lebendig und belebt, phantastische Hebe's lächelten mir zu und reichten mir den Becher; wenn ich Pinsel und Leinwand gehabt hätte, ich glaube, ich hätte ein Meisterwerk geschaffen.

„Diesen Morgen sind die Gesichter geflohen, aber sie haben mir die Erinnerung daran zurückgelassen und die Pracht des Sonnenaufgangs entzündet von Neuem meine Einbildungskraft. Ah, warum klagst Du unser Leben, frei, voll von Aufregung und Brüderschaft, an? Ich werde ihm eines Tages vielleicht mein Talent verdanken."

Antonio hatte mit einer Aufregung gesprochen, welche gegen die ein wenig träge Stimme Friedrichs abstach. Seine Sprache und seine Neigungen so wie sein Aeußeres entsprachen seiner italienischen Abstammung. Die Liebe zum Lärm, zur Bewegung, zum Glanz lebte in dieser gebieterischen Seele, und es war ohne Zweifel nur um dem ewigen Gesetze der Gegensätze zu gehorchen, daß sich zwei so verschiedene Charaktere durch Freundschaft verbunden hatten. Für seine Kunst begeistert und aufgesäugt an den Meisterwerken seines Vaterlandes, kam Antonio von Holland und durchzog Deutschland, um den Styl jeder Schule zu studiren. Einige alte Gemälde, die er kopiren wollte, hielten ihn in Heidelberg auf, wo er als Künstler sehr leicht in Verbindung mit den Studenten trat. Er war sehr bald der Genosse ihres Lebens und ihrer Vergnügungen, ja er nahm selbst ihre Tracht an, die ihm bequem und malerisch schien. Friedrich gefiel ihm zuerst als ein herrliches Urbild eines nordischen Jünglings; er wollte ihn malen und so knüpfte sich ihre Freundschaft. Friedrich brachte in dieselbe den Reiz eines tiefen Gefühls und Antonio jene Lebhaftigkeit, welche beschaulichen Naturen den Anstoß giebt, der ihnen selbst fehlt.

Friedrich antwortete nicht auf seine letzten Worte. Er erhob sich und ging gegen das Innere des alten Schlosses. Diese Ruinen haben in Europa, wie man sagt, nur die der Alhambra zu ihres Gleichen. Die Kanonen des dreißigjährigen Krieges und später der Blitz haben sich vereinigt, um diese Mauern und riesigen Thürme zu zerstören, haben aber nicht deren Schönheit vernichten gekonnt. Vielleicht hat sie sich sogar durch die ganze Majestät des Unglücks und der Einsamkeit gesteigert. Die Kapelle und der Bau Otto des Großen sind noch genug verschont geblieben, um einen Begriff von der Pracht des Ganzen zu geben. Der Stein, von dem sie gebaut sind, ist eine dem Lande eigenthümliche Art von rothem Granit. Daraus entsteht eine heiße Farbe, welche an Italien erinnert. Als alte Residenz der Churfürsten wurde das Schloß mit jeder Generation prächtiger und Erinnerungen bevölkern noch immer seinen öden Umkreis. Die Säulen, welche die Brunnendecke stützen, wurden aus dem Palast Carls des Großen zu Tegelheim geraubt, während der Bau Ruprechts von seinem Grunde bis zum Gipfel die Statuen der Wahlfürsten in ihren massiven Rüstungen und die Kaiser, die in stolzer Hand die kaiserliche Reichskugel halten, zeigt. Von allen Seiten erheben sich ungeheuere Thürme, die ehemals mit Soldaten gefüllt waren, jetzt aber wankend, gespalten und mit Immergrün gekrönt sind, das seinen grunen Mantel von den Zinnen herab und durch die friedlichen Schießscharten hängen läßt. Die Natur scheint mit Liebe dieses große Unglück zu verhüllen, überall hängen wilde Weinreben und Schlinglilien, die befreundeten Pflanzen der Ruinen, von den Gewölben und Karnießen und bedecken mit ihren Blüten die Nacktheit der Mauern. Die Bäume selbst haben ihre Wurzeln bis in die Zimmer getrieben, und man er-

staunt unter dem Schatten eines Flieder- oder Sperlingsbaumes mit korallenrothen Beeren an dem Orte zu sitzen, wo vielleicht einst das wappengeschmückte Bett der Schloßdame stand.

In diesem Augenblicke erleuchtete ein Morgenstrahl die Facade Otto Heinrichs. Antonio und Friedrich bewunderten dieses Meisterwerk der Renaissance, aber Jeder nach der eigenthümlichen Färbung seines Geistes. Antonio begeisterte sich für die Reinheit der Linien, die Zierlichkeit der gehauenen Friese und den Adel der Statuen; Friedrich brachte traurig die Vergangenheit mit der Gegenwart in Verbindung und träumte sich vielleicht an den Fenstern unter den schlanken Rümpfen der Säulchen das liebenswürdige Antlitz eines Edelfräuleins. Friedrich und sein Freund stiegen die Freitreppe hinauf und traten durch das schöne Eingangsthor, welches, gestützt von mächtigen Karyatiden, eher einem Triumphbogen gleicht. Darüber sind die drei Schilder des churfürstlichen Geschlechts: die Raute, die Reichskugel und der Löwe. Wenn die Facade von außen stolz und gut erhalten scheint, so ist die Oede darin um so vollkommener. Das Wasser des Himmels fällt in den Saal der Ritter, die Vögel bauen ihr Nest in den halbzerbrochenen Einfätzen, während die Winkel, finster und voll Schutt, Kriechthieren und Fledermäusen als Zufluchtsstätte dienen. Nur einige Skulpturtrümmer bezeugen den früheren Reichthum der Verzierungen. Antonio war seit einigen Augenblicken vor einer Thüre stehen geblieben und betrachtete eine Figur, die darüber angebracht war. Es war ein Weib mit wehenden Haaren und flatternden Gewändern, in der Stellung des schnellsten Laufes dargestellt. Hinter ihr sah man eine Wölfin von wildem Aussehen und mit halboffenem Rachen. Friedrich hatte sich auf eine junge Sycomore, welche in der Brüstung eines Fensters wuchs, gestützt und blickte zerstreut ins Weite.

„Meiner Ehre, ich verliere mich in Möglichkeiten," sagte Antonio. „Laß sehen, Friedrich, ob Du geschickter bist: Wer ist dieses Weib? Seitdem ich das Schloß besuche, bemerke ich sie heute zum ersten Male und doch ist es eine feine Arbeit und, wie ich wetten wollte, aus der Hand eines Künstlers aus meinem Vaterlande hervorgegangen. Unglücklicher Weise ist ihr rechter Arm zerbrochen, vielleicht hielte er sonst irgend ein Tribut, welches mich auf die Spur gebracht hätte. Hier ist das Feld der Voraussetzungen unberechenbar, denn wir haben die alte und neue Zeit zu unserer Verfügung. Der Paganismus und das Christenthum sind hier in brüderlicher Eintracht. Wir haben an der Thüre den Großherzog Josua neben dem Gott Mars, und Venus, die Mutter Amors, scheint durch die Nachbarschaft der theologischen Tugenden, welche den Giebel zieren, nicht in Verlegenheit zu gerathen."

Während er sprach, prüfte Friedrich die Skulptur.

„Ich glaube," sagte er, „daß man Jetta darstellen wollte."

„Wer ist das Jetta?"

„Wenn Du die Legende nicht kennst, so will ich sie Dir erzählen. Sie ist es, sagt man, die diesem Hügel ihren Namen gegeben hat."

„Ich bin zwanzig Mal den Jettenbuhl hinaufgestiegen, ohne daß es mir in den Sinn kam, seinen Namen zu entziffern. Euere deutschen Namen sind so schwer für meine italienischen Lippen, daß ich ihnen so viel wie möglich ausweiche. Aber laß die Legende hören. Jetta! für Deutschland ist das ein ziemlich hübscher Name."

„Es ist das Verkleinerungswort von Henriette. Also Jetta lebte vor langen Jahren. Die Wölfin, welche Du hinter ihr siehst, zeigt ihren tragischen Tod am Rande einer Quelle an, welche ein wenig höher ist und den Namen der Wolfsquelle behalten hat. Jetta war Zauberin; ohne Zweifel um freier mit den Geistern zu verkehren, hatte sie sich diesen Hügel, der damals nur mit Felsen und Waldung bedeckt war, zur Wohnung gewählt. Nur auf dem Gipfel erhob sich eine alte Kapelle in Ruinen und hier war es, von wo Jetta sichere Orakel verkündete. Man sah sie ernst und begeistert an dem gothischen Fenster erscheinen, die grünen Weinreben ließen ihre Blumengehänge auf ihre Stirne fallen und bildeten ihr eine natürliche Krone. Man versichert, sie habe die Wunderwerke, die sich hier erheben sollten und die Verherrlichung des Churfürstenhauses vorhergesagt. Ihre übernatürliche Schönheit wurde von allen Minnesängern gefeiert, ihr Blick war sanft, ihre Stimme unwiderstehlich. Alle diese Gaben und die Zauberei selbst konnten sie nicht vor dem Unglücke der Liebe retten. In einen fremden Ritter verliebt, konnte sie ihm nichts verweigern, nicht einmal den Haselbuschstab, der sie mächtig machte. Man sagt, daß dieser ein solches Opfer mit Undank belohnte und sich zum Besten einer Andern der geheimnißvollen Macht, die sie ihm gegeben hatte, bediente. Während er fern von ihr zur Ehre einer Dame Berge ebnete und Drachen bezwang, zählte die arme Jetta die Stunden in ihrem einsamen Thurme. Eine Nacht glaubte sie im Walde das Horn des Ritters zu hören, sie zittert und stürzt hinaus. Die Nacht war finster, der Wind pfiff durch die Fichten, welche Klagetöne erschallen ließen. Jetta kömmt an den Rand der Quelle gelaufen, welche früher Zeugin ihrer Stelldicheins war, aber Niemand erwartete sie. Jetta hatte nicht mehr die Macht, die ihr die Welt unterwarf und als Opfer ihrer Schwäche —"

Friedrich hielt plötzlich ein und faßte den Arm Antonios.

„Dort unten! blicke dort unten hin," sagte er ihm mit leiser Stimmer und einer seltsamen Aufregung.

„Was giebts dort? Ist es Jetta?" sagte Antonio und sein Blick folgte dem Friedrich in jene Richtung.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

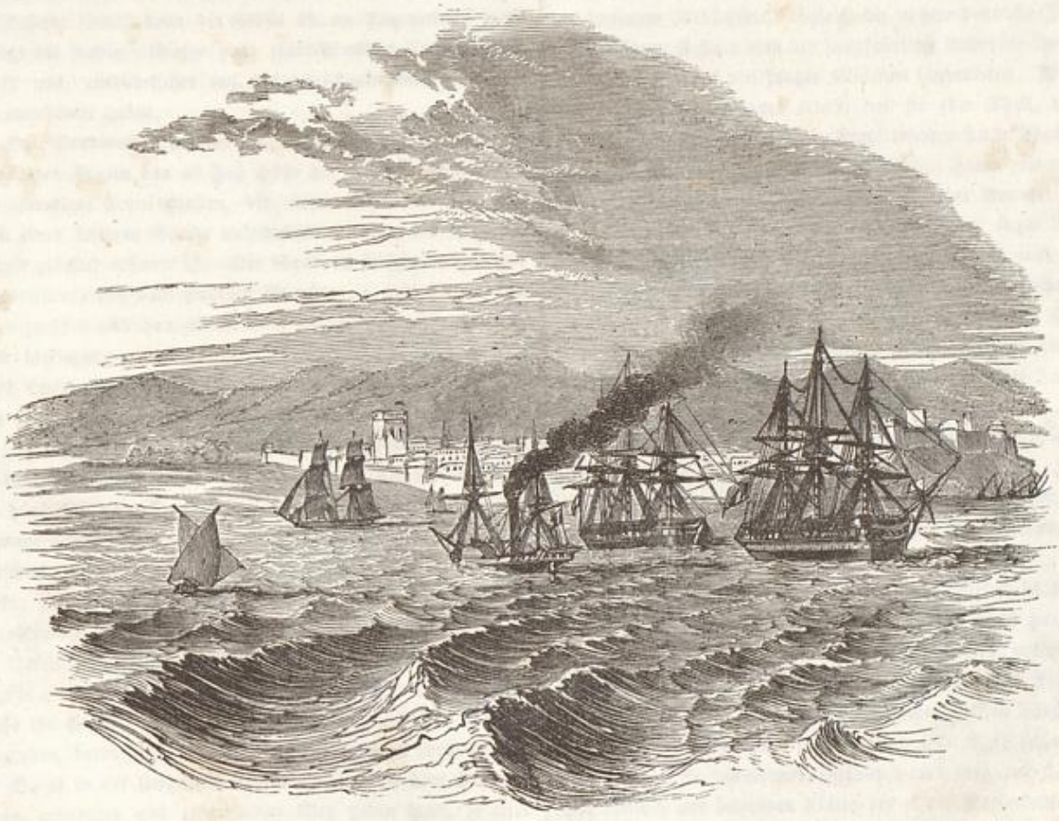
№ 11. 1845.

Mogador.

Die Lage Mogadors ist eine der außerordentlichsten auf einer kleinen sehr niedrigen Halbinsel, die auf allen Seiten von den Wogen bespült wird, inmitten einer Ebene von Flugsand. Dieser Sand ist gleichsam ein zweites Meer, das die ungestümen Winde wie Wellen aufwühlen und dessen Hügelchen sie unaufhörlich verändern und an andere Orte versetzen. Diese kleine Sahara, die eine Verlängerung der Ebene von Helin ist, umgiebt die Stadt in einer Entfernung von zwei Stunden. Weiter hinaus, nach Südosten zu, liegt fruchtbareres Land nebst bewaldeten Bergen. — Mogador ist eine ganz neue Stadt, die noch nicht hundert Jahre besteht. Sie wurde durch den Sultan Mulei Mohamed 1760 gegründet, um einen Handelshafen an dem nächsten Küstenpunkte bei der Stadt Marocco zu haben. Mogador liegt 48 Stunden von dieser Hauptstadt.

Die Bevölkerung von Mogador scheint sich nicht über 12 bis 14,000 Einw. zu belaufen, von denen 1300 Juden und nur etwa 15 Europäer sind. Es ist der Ort Marokkos, welcher den bedeutendsten Handel treibt. Das Zollhaus daselbst bringt dem Kaiser fast 1 Mill. Francs jährlich ein, während kein anderer Hafen die Hälfte dieser Summe erreicht.

Von den Marokkanern wird die Stadt Suerah genannt.



(Mogador.)

Nur die Insel heißt bei ihnen Mogador und zwar nach einem Heiligen Sidi Mogadul, dessen Grab man an der gegenüberliegenden Küste, südlich von Suerah, sieht. Dieses Grab und die Kapelle dabei sind älter als die Gründung der Stadt. Sonst befand sich auf der Insel Mogador ein kleines Fort, das von den Portugiesen angelegt war.

Der Bau der Stadt Suerah mußte sehr schwierig sein, namentlich jener der Mauer im Südwesten nach der Insel zu auf mehreren Felsen, wo sich das Meer mit Ungestüm bricht. Die ganze Mauer im Norden, wo ebenfalls die Wogen anschlagen, hat nur nach bedeutenden und gut geleiteten Arbeiten aufgeführt werden können. Die Maroccaner wären nicht im Stande gewesen, sie zu bewirken. Auch ist der Plan das Werk einiger europäischen Ingenieurs, unter andern eines Franzosen Cornut. Man ließ überdies Maurer und andere Handwerker aus Europa kommen und verwendete französische Sclaven, die bei dem Angriffe gegen Larasch den Maroccanern in die Hände gefallen waren. Die Aufsicht über die Arbeiten war Renegaten verschiedener Nationen übertragen. Cornut selbst wurde so schlecht belohnt, daß er nach zehnjährigem Dienste bei dem Sultan von Marocco so arm nach Frankreich zurückkehren mußte, als er es verlassen hatte.

Mulei Mohamed versetzte nach Mogador die Einwohner von Agadir (Santa Cruz), um einen Kern in seiner neuen Stadt zu bilden, und befahl den reichsten Mauren in den benachbarten Provinzen, sich dort Häuser bauen zu lassen. So kam es, daß die Stadt binnen zehn Jahren gebaut und bevölkert wurde. Die europäischen Kaufleute erhielten gleichzeitig die Einladung, sich in Mogador niederzulassen, wo dem Handel anfangs bedeutende Erleichterungen gemacht wurden. Nach einigen Jahren hielten indeß der kaiserliche Fiscus, die Verbote und die ungeheuern Ausgangsabgaben den Aufschwung des Handels zurück und verscheuchten wiederum drei Viertheile der Handelsleute. Der muselmännische Despotismus ist in seiner unersättlichen Raubsucht überall sich gleich und immer der Wilde Montesquieus, der den Baum fällt, um die Früchte zu erhalten. Deshalb ist denn auch die Einwohnerzahl Mogadors, die sich rasch auf 25,000 gehoben hatte, binnen dreißig Jahren um die Hälfte gesunken.

Mogador sieht von weitem sehr malerisch aus, weshalb denn auch die Stadt den Namen Suerah, d. h. das Bild, erhielt. Die Minarets, die sich zu großer Höhe über die mit zahlreichem Geschütz besetzten Wälle erheben, gewähren in der Ferne einen höchst angenehmen Anblick; aber das Innere der Stadt entspricht diesem ersten Anscheine durchaus nicht, trotz der Regelmäßigkeit der Straßen und dem ziemlich sorgfältigen

Bau mancher Gebäude. Gleichwohl ist die Stadt die schönste und am besten gebaute in Marocco und verdient die Aufmerksamkeit des Reisenden, welcher malerische Landschaften liebt.

Auf den ersten Blick erkennt man, daß die Stadt ihre Lage dem Ozeane hat streitig machen müssen. Ihre vorgeschobenen Batterien werden von den Wogen bespült und ihre Mauern an der Seeseite, auf Felsen mitten im Wasser, dienen zu gleicher Zeit als Damm und Wall. Sie scheinen den Wogen herausfordernd zu trotzen, die sich fast unablässig wüthig da brechen und oftmals den Gipfel mit ihrem Schaume bedecken. Bei minder stürmischem Wetter bemerkt man von den platten Dächern der Häuser unaufhörlich die weißlichen dunstigen Säulen, welche das Anschlagen der Wellen gegen die Felsen über die Mauern im Westen emporwirft. Bei stürmischem Wetter, wenn der Wind heftig weht, sieht Mogador von weitem aus wie verloren in Wasser und Sandwolken, die der Wind gleichzeitig mit den Meereswogen auftreibt. Alles ist jenseits der Mauern beweglich, die Wüste wie der Ozean. Die Dünen von Triebsand ändern ihre Gestalt so häufig, daß sie oft am nächsten Tage einen ganz andern Horizont gewähren als am Tage vorher.

Die Umgegend Mogadors giebt im Kleinen ein Bild von jenen weiten Flächen mit beweglichem Sande, welche die Caravanen durchziehen müssen, um nach Tombuctu zu gelangen, Flächen, die man nur in gewissen Zwischenräumen und tief in der Sahara findet, denn die Wüste ist im Allgemeinen mehr steinigt als sandig. Dieser ganz eigenthümliche Umstand veranlaßt uns, ausführlicher auf das zurückzukommen, was wir nur angedeutet haben.

Die Sandmassen häufen sich um die Stadt her in unregelmäßigen Kegeln von 40 Fuß Höhe auf und bilden eine Reihe wellenförmiger Erhabenheiten, die einem Meere gleichen, das durch einen heftigen Sturm aufgewühlt worden und in dieser Gestalt plötzlich erstarrt ist. Der Sand ist so fein und so wenig consistent, daß nach wenigen Stunden ein Hügel durch den Wind zerstört und von einem Orte an den andern versetzt ist. Diese Versetzung geschieht aber nicht mit einem Male. Der Wind streicht über die Fläche hin, nimmt Sand mit sich und bald sieht man den Hügel kleiner und kleiner werden bis er allmälig ganz verschwindet. Diese Sandmasse, die der Wind in der Luft herumdreht, fällt dann an einer andern Stelle nieder und häuft sich da auf, um einen neuen Hügel zu bilden. Ein Sandwirbelwind kann keine Caravane begraben, die am Tage marschirt, weil sie sich immer so einrichtet, daß sie ihm den Rücken zukehrt und bei jedem Schritte bequem aus dem Sande herauskommt. In der Nacht aber ist eine lagernde Caravane der Gefahr ausgesetzt, begraben zu werden, wenn der Wind längere Zeit anhält, oder sie muß wenigstens früh mit großer Mühe ihr Gepäck, ihre Waarenballen und selbst ihre Kameele ausgraben, deren Kopf nur über die Sandwogen herausragt.

Da es in der Umgegend von Mogador nach dem Gesagten keinen gebahnten und erkennbaren Weg geben kann, so wird es den Reisenden schwer, sich zurechtzufinden, namentlich in der Richtung nach Marocco zu. Man muß die größte Vorsicht, wie in der Sahara, aufbieten, um sich nicht zu verirren. Man sieht nur Himmel und Sand und nichts, nach dem man sich richten könnte; denn sobald ein Pferd den Fuß aufhebt, ist der Eindruck desselben verschwunden, wie tief er auch sein mochte.

Henriette.

Aus dem Französischen des Alfred Lerour.

(Fortsetzung.)

Die zwei Freunde waren so eben in einen Hof des Schlosses eingetreten, der abgelegener war, als die, die sie bisher durchlaufen hatten. Eine große Frische herrschte hier; die fast ganz zusammengestürzten Mauern hatten einer üppigen Vegetation, welche diesen abgelegenen Ort mit Schatten und Geheimniß umgab, Platz gemacht. Das dichte und feine Gras ließ kaum die Dielen durchblicken, und milderte den Lärm der Schritte. Kleine rothe Nelken, lilasfarbene Glockenblumen und Orchiden mit azurblauen Blumenkronen durchwirkten das finstere Grün des schwarzkörnigen Epheus und gaben ihren milden Duft dem Winde Preis. Da, unter dem einzigen noch aufrechten Säulengange, den eine Weinrebe mit ihren biegsamen Aesten umrankte, saß ein junges Weib, ein schönes Kind auf ihren Knieen. Sie betrachtete das schlummernde Kind mit einer ganz mütterlichen Zärtlichkeit, obgleich die außerordentliche Jugendlichkeit ihrer Gestalt und die jungfräuliche Reinheit ihrer Gesichtszüge eher auf ein junges Mädchen hindeuteten. Sie trug ein ziemlich dunkelblaues Kleid, das sie zum Theil, um das Kind zu bedecken, über seinem Kopfe erhoben hatte. Nach deutscher Mode geflochten glänzten ihre blonden Haare wie ein goldener Heiligenschein auf diesem etwas dunkelen Grunde.

„Ich verzeihe Dir Deine Unterbrechung," sagte Antonio lächelnd, „denn das ist ein köstliches Bild, welches mich an die Madonna's unserer großen Meister erinnert. Dieser Schooß des blauen Kleides, diese Ruine, ähnlich denjenigen, welche Raphael zuweilen in den Hintergrund stellt, vervollständigen die Täuschung und der göttliche Meister hat keine schönere Jungfrau geträumt."

„Schön! O, sehr schön! Fürwahr!" sagte Friedrich seufzend.

Als er noch sprach, legte sich eine Hand auf seinen Mund und eine sanfte, aber ein wenig gebrochene Frauenstimme sagte zu ihm:

„Warum stören Sie ihn. Der kleine Jesus schläft ein. Der Himmelsvogel selbst singt nicht, um ihn nicht zu wecken, der Thau fällt ohne Lärm, die Blume bleibt unbeweglich. Warum stören Sie ihn. Gehen Sie fort und sein Sie still."

So sprach ein großes junges Mädchen, dessen Tracht eben so seltsam, als ihre Rede war. Ihr weißes Kleid schleifte auf dem Grase nach, die Aermel desselben waren lang und flatternd. Ihr bleiches und leidendes Antlitz bot nichts Bemerkenswerthes dar, als die unglaubliche Beweglichkeit des Blickes, der etwas

Furchtsames und Wildes an sich hatte. Sie hielt einen Kranz von wilden Blumen in der Hand.

So leise sie auch gesprochen hatte, die junge Mutter hatte sie gehört. Sie erhob den Kopf und machte, als sie zwei Fremde sah, eine Bewegung, um aufzustehen, aber die Furcht, ihr Kind aufzuwecken, hielt sie zurück. Sie legte blos den Finger auf die Lippen und gab dem jüngern Mädchen ein Zeichen, zu ihr zu kommen. Diese sprang mit solcher Leichtigkeit hin, daß man den Schall ihrer Schritte nicht hörte; man hätte sie für eine Erscheinung, oder für den Schatten Jettas halten können. Sie näherte sich mit Vorsicht und sank, ohne zu sprechen, wie in Betrachtung verloren, vor dem Kinde auf die Kniee. Die Sonne, von den Morgenwolken befreit, fing an, vollständig zu leuchten, ein leichter Luftzug ließ das Rebengewinde flattern. In diesem Augenblicke schien ein unbestimmter und ferner Gesang aus den Lüften herab zu tönen und durch ein sonderbares Zusammentreffen dieser anmuthigen Scene, welche die Freunde stillschweigend betrachteten, etwas Uebernatürliches zu geben. Der Gesang näherte sich immer mehr und bald erkannte Friedrich die Stimmen der Studenten, welche zu dem Berge zurückgekehrt waren, und jetzt von dieser Seite herabstiegen.

„Komm," sagte er, seinen Freund mitziehend, „laß sie uns einholen, bevor sie hierher kommen."

„Ach, Friedrich," sagte Antonio, „das junge Mädchen, welches so eben mit uns sprach, schien mir ein wenig verrückt. Du, hüte Dich vor dem Verlieben! Jetta ist todt, sagt die Legende, aber Zauberinnen giebt es zu allen Zeiten."

2.

Friedrich war der einzige Sprößling eines edeln Geschlechts. Sein Vater, der Baron von Bernheim, sah in ihm den Erben seines Namens und die Hoffnung, sein durch die Kriege des Kaiserreiches zerrüttetes Vermögen wieder herzustellen. Er hatte an der Wiege seines Sohnes von der Wiedergeburt Deutschlands und von einer glänzenden Stelle in dem Heere für Friedrich geträumt. Später kam der Friede und die militairische Laufbahn verlor ihren Glanz. Der Baron mußte daran denken, für Friedrich einen den neuern Ideen mehr angemessenen Stand zu wählen. In sein Schloß in der Nähe von Würzburg zurückgekehrt, ließ er seinen Sohn bei sich unterrichten und wachte selbst über seine Erziehung; sie war ausgezeichnet, wie es seinem Range zukam, und streng, weil der von Natur ernste Charakter des Barons in Folge des Verlustes an seinem Vermögen und seines politischen Mißvergnügens mürrisch geworden war. Nachdem er ehrlich mit seiner Person während des Krieges hergehalten hatte, war er in Vergessenheit gerathen und hatte andere Glücklichere, das heißt Geschicktere, aber gewiß weniger Nützliche und weniger Treue, die Gunst genießen sehen, die man ihm schuldig zu sein schien. Voll von einem Ehrgeize, welchen zu befriedigen er sich doch schon zu alt fühlte, erwartete der Baron mit Ungeduld, daß die Zeit in seinem Sohne die Fähigkeiten, welche nöthig waren, um das Ziel, das er sich vorgesetzt hatte, zu erreichen, entwickeln werde. Friedrich war sein Einsatz, seine Revanche, wenn man so sagen darf. Und so konnte das arme Kind nicht den gleichgültigsten Schritt thun, ohne daß der Baron, Alles auf seine Pläne für die Zukunft beziehend, dazwischen trat, um ihn hart zu tadeln, oder ihm jene Rathschläge zu geben, welche den Fehler haben, daß sie vorzeitig sind, und das Unglück, daß sie entzaubern. Zuerst die alten, dann die wichtigsten neuen Sprachen waren der Gegenstand seiner Studien. Die Geschichte war für den Baron ein unerschöpflicher Text für Betrachtungen, welche Friedrich in diesem Alter weder verstehen, noch theilen konnte. Ein solches Erziehungssystem wäre für eine weniger scharfe Intelligenz und eine weniger große Organisation als die Friedrichs unheilbringend gewesen. Glücklicher Weise hatte er von der Natur ein auserlesenes Temperament erhalten, das zwar dem Anscheine nach schwach, aber stark war, sobald man sein instinctmäßiges Widerstreben mißachtete. So scheiterten alle politischen Träume seines Vaters, alle seine Theorien, eingegeben von Gefühl mehr gierig nach Erfolg, als gewissenhaft in der Wahl der Mittel gegen etwas Gerechtes, Gerades und Zartes, das diesem jungen, für alles andere so gelehrigen Herzen widerstand. Wenn der Baron sprach, wenn er mit einer Rauheit, die keine Entschuldigung, als in der Tiefe der Ueberzeugung fand, vor seinem Sohne den Schleier der Illusionen hob, ohne zu erwarten, daß ihn die Zeit nach und nach lüfte, hörte Friedrich mit Aufmerksamkeit zu und erwiderte nichts, aber eine geheime Stimme rief in ihm, daß es eine andere Welt und andere Gefühle, als die ihm geschildert wurden, gäbe. Im Gegentheile entstand in ihm durch diese Unterredungen ein geheimnißvoller Widerstand, von dem er sich nicht genau Rechenschaft gab. Wenn er diese austrocknenden Unterhaltungen verließ und nach langen Stunden dürrer Studien und selbstsüchtiger Betrachtungen in den Park hinabstieg und die Sonne im Untergehen einige letzte Strahlen auf das Tannenwäldchen warf, empfand er ein unendliches Gefühl von Glück, Traurigkeit und unbestimmter Sehnsucht, dem er sich mit desto mehr Leidenschaft hingab, als er sonst zurückhaltend war. Manchmal, in diese Gedanken vertieft und an seine Mutter, die er kaum gekannt hatte, aber deren Liebkosungen er sich erinnerte, denkend, verirrte er sich und kam erst sehr spät ins Schloß zurück. Dann gab es von Seite dessen, dem jeder Schein von Sentimentalität verhaßt war, Vorwürfe, wie für ein schweres Vergehen, von Seite des jungen Mannes innere Kämpfe zwischen Gehorsam und dem Bewußtsein, nicht unrecht gehandelt zu haben. Es schien ihm im Gegentheile, daß, wenn er sich der Natur hingab, er den Meister und Vertrauten gefunden habe, den er brauche. Er fühlte sich besser und leichter, wie nach einer Herzensergießung an der Brust seines Freundes.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 12. 1845.

Henriette.

Aus dem Französischen des Alfred Lerour.

(Fortsetzung.)

So erreichte Friedrich sein achtzehntes Jahr. Jeder andere als der Baron wäre vor dem Liebesbedürfnisse erschrocken, welches eine solche Natur in sich tragen mußte. Erzogen unter den Augen eines menschenfeindlichen Vaters, der vergessen hatte, daß er auch jung war, aufgewachsen in einem traurigen und einsamen Schlosse, beraubt der mütterlichen Zärtlichkeit und der Freundschaften seines Alters, mußte Friedrich ohne Widerstand den ersten Wellen der Welt preisgegeben sein. Der Baron glaubte im Gegentheil, daß sein Unterricht Früchte getragen habe, und daß Friedrich das Leben und die Dinge nur von der materiellen und praktischen Seite betrachten würde. Er dachte, daß ein junger Mann, der berufen sei, am Hofe zu glänzen, nicht immer in einer Einöde eingeschlossen bleiben, daß er sich unter seines Gleichen mischen und die Sitten und Menschen studiren müsse, um die einen zu verstehen, die anderen zu errathen.

Eines Morgens ließ er also Friedrich rufen. Dieser, welcher vor Tagesanbruch ausgegangen war, um einen seiner Lieblingsspaziergänge zu genießen, war nicht im Schlosse. Als er zurückkehrte, noch ganz trunken von dem Gesange der Vögel, von dem Glanze des Thaues und dem Dufte der wilden Blumen, beeilte er sich, vor seinem Vater zu erscheinen. Nichts konnte mehr gegen die Frische, das Leben und das Licht, die ihn noch so eben umringt hatten, abstechen, als das Zimmer, in dem ihn der Baron erwartete. Einige Familiengemälde, die an dem düsteren alten Holzwerke hingen, bildeten eine abschreckende Rathsversammlung, deren Präsident der Baron schien.

„Woher kommst Du, Friedrich?" sagte er zu ihm mit Ungeduld. „Das Aufgehen der Sonne bleibt sich immer gleich, und ich habe mit Dir von wichtigen Dingen zu sprechen."

Friedrich verneigte sich zum Zeichen seiner Aufmerksamkeit.

„Deine Erziehung ist vollendet," nahm der Baron das Wort, „zum mindesten diejenige, welche darin besteht, aus den Büchern das zu nehmen, was Jahrhunderte in denselben aufhäuften. Du sprichst mehrere Sprachen mit Leichtigkeit, die verschiedenen Länder der Erde sind Dir bekannt nach ihrer Wichtigkeit, ihren Grenzen und ihrer Staatsverfassung. Es bleibt Dir also nur noch übrig, selbst die Menschen, von denen ich Dir nur einen Begriff geben konnte, zu studiren. Du zählst neunzehn Jahre, Du wirst die hohen Studien auf der Universität zu Heidelberg vollenden. Dann wirst Du die interessantesten Länder Europas, Frankreich, England und vorzüglich Italien durchreisen. Ich wünsche, daß Du mit letzterem anfängst, Du wirst dort die sogenannten Meisterwerke sehen. Ich hoffe, daß Du an andern Völkern den Unterschied zwischen einem nützlichen und praktischen Leben und dem jener Künstler und Enthusiasten, einer Existenz, die zu nichts führt, kennen lernen wirst. Du wirst also drei oder vier Jahre hindurch reisen; nichts bildet so sehr die Jugend. Leid thut es mir nur, daß ich Dich nicht begleiten und mit meiner alten Erfahrung hüten kann. Meine Gebrechen hindern mich daran; aber ich setze Vertrauen in Dich. Erinnere Dich meines Unterrichts, mißtraue der ersten Bewegung, Du wirst sehen, daß mein Rath richtig ist. Ich spreche mit Dir nicht vom Vergnügen, junge Leute bedürfen nicht, daß man ihnen den Weg dazu zeige. Ich verdamme es nur so weit, als es der Zukunft schadet, sonst ist es eine Seite des Lebens und man muß sie alle kennen. Endlich wirst Du zurückkehren, und dann, wenn ich nicht irre, ein junger Mann sein, der würdig ist, eine wichtige Stelle im Staate einzunehmen. Deine Geburt, meine Verdienste geben Dir ein Recht darauf, Du wirst Dich mit der Verführungskunst der Jugend vorstellen und glücklicher als ich sein. Dann bleibt Dir nichts übrig, als Dich zu verheirathen und durch eine reiche Mitgift den Glanz unseres Hauses wieder herzustellen."

„Aber, mein Vater," sagte Friedrich furchtsam, ein wenig ärgerlich über diese willkürliche Verfügung über seine Person.

Der Baron sprach wie ein General, welcher einen lange vorher bedachten Schlachtplan entwickelt und sich um den Willen und das Leben der Ausführenden nicht kümmert. Er fuhr fort, ohne die Unterbrechung seines Sohnes zu beachten:

„Du wirst morgen abreisen; triff Deine Vorkehrungen. Ich werde sorgen, daß es Dir nicht an Geld fehlt. Ohne das zu sein, was es früher war, erlaubt Dir mein Vermögen doch, als Edelmann zu leben, das heißt, ohne zu viel Vorsicht und Sparsamkeit; das sind kleinliche Tugenden."

Friedrich reiste wirklich Tags darauf ab.

Der Abschied von seinem Vater war ehrfurchtsvoll und kalt und er sah ohne große Bewegung die alten Thürme des

Schlosses nach und nach hinter den Bäumen verschwinden. Als er nichts mehr als die unabsehbare Ebene vor Augen hatte, fühlte er sich frei und mit zwanzig Jahren ist die Freiheit Alles. Die erste Zeit seines Aufenthaltes an der Universität brachte er damit zu, regelmäßig die Vorlesungen zu besuchen und in der Stille seines Zimmers zu arbeiten. Seine Gewohnheit an Ordnung blieb ihm und er wußte kaum, was mit der so heiß ersehnten Freiheit beginnen. Seine liebsten Stunden waren die, welche er Morgens auf den Bergen kletternd, oder Abends an den Ufern des Neckars umherirrend zubrachte. Wer von uns war nicht so auf der Reise wenigstens ein Mal in seinem Leben Christoph Columbus? Endlich schloß sich Friedrich doch nach und nach einigen Studenten an und ließ sich nach und nach in ihr Leben einweihen. Eine neue Aera begann für ihn. So sehr bis jetzt seine Tage ausgefüllt und ruhig waren, so sehr wurden sie jetzt leer und lärmend. Diese Thätigkeit täuschte ihn; er hielt das Vergnügen für den Zweck des Lebens und warf sich mit allem Feuer der Jugend in diese tolle und umherschweifende Existenz. Indem er die Poesie, die er im Herzen trug, auf Alles, was ihn umgab, anwandte, ließ er so zu sagen ihren Widerschein sogar auf seine Ausschweifungen fallen und lieh ihnen so einen Reiz, der ihm ihre schlechte und lasterhafte Seite verbarg. Einige Monate verflossen auf diese Art, die bei seinem Vater in Langweile und Regelmäßigkeit verlorene Zeit einzubringen. Aber als dieses erste Feuer verraucht war und sein Charakter wieder nach und nach ins Gleichgewicht kam, fühlte er Grad um Grad die Art von Trunkenheit, die ihn erfaßt hatte, sich zerstreuen. Wie fast in allen Männern, gab es auch in ihm eine doppelte Natur, und vereinigte einen, dem Anscheine nach sehr schroffen Gegensatz von Neigungen und Leidenschaften, zu dem aber seine erste Erziehung sehr leicht den Schlüssel gegeben hätte. Fröhlich wie ein Kind, schwärmerisch wie ein Deutscher, wurde Friedrich, sobald die Umstände es forderten, ernst, kalt und zweifelsüchtig. Seine außerordentliche Empfindsamkeit verschwand, Ueberlegung trat an ihre Stelle und, ohne etwas von der Güte seines Herzens zu verlieren, wußte er der Schärfe seines Verstandes zu folgen. Er sah bald, daß er sich getäuscht hatte, und während seine Gefährten, weniger edel organisirt, oder von gröberen Neigungen, den Lärm für das Vergnügen, die Eigenheit für das Talent und die Ueberspannung für Geisteskraft hielten, hörte Friedrich auf die geheimnißvollen Stimmen, die in ihm wach wurden und ihn drängten, einen anderen Weg einzuschlagen. Er fühlte, daß sein Kopf sich beruhigte, daß sein Herz leer war, und seine Blicke suchten rings umher das, was es anfüllen sollte. So war seine Gemüthsstimmung seit einiger Zeit, sein Morgengespräch mit Antonio war das erste Geständniß davon. Als er kein Echo in der mehr glühenden als zarten Seele des Künstlers fand, verschloß er seine Gedanken in sich, und während sein Leben dem Anscheine nach dasselbe blieb, ging im Stillen eine große Veränderung in diesem noch unentschlossenen, aber von Natur neuen Eindrücken offenem Herzen vor sich.

3.

Friedrich kam mehr als einmal, ohne es sich zu gestehen, von einer unbestimmten, aber beständigen Hoffnung erfüllt, auf das alte Schloß und durchsuchte die Ruinen, sich vorzüglich in dem abgelegenen Hofe aufhaltend, wo sich seinen Augen ein Bild gezeigt hatte, das ihm seine Einbildung ohne Unterlaß wieder vorführte. Er fand dort die zwei jungen Frauen nicht mehr. Die Entfernung, die Ungewißheit, sie je wieder zu sehen, traten noch hinzu, um ihnen einen geheimnißvollen Reiz zu verleihen, welcher sie einem Gemüthe wie dem seinigen unauslöschlich einprägen mußte.

Das ersten Jugend ist fast immer das geliebte Weib wenig mehr als ein Vorwand, die Liebe selbst ist das wahre Ziel. Das noch jungfräuliche Gemüth ist hauptsächlich in seine Träume verliebt und besitzt so viel Reichthum, daß es ihn ohne Unterschied auf Alles ausgießt, um nicht zu sagen, daß es oft Luftbilder, die es für schön hält, damit schmückt.

Wer war diese junge Frau? War dieses Kind das ihrige? Wohnte sie in der Stadt, oder war sie nur auf der Durchreise hierher gekommen? Indem Friedrich fortwährend sich diese Fragen vorlegte, wünschte er endlich glühend, sie beantwortet zu haben, und versprach sich, dahin zu gelangen. Aber alle seine Schritte waren vergebens, die Unbekannten blieben unsichtbar, und da es wahrscheinlich war, daß er sie nie wiedersehen würde, wurde Friedrich vollständig verliebt. Er machte lange einsame Spaziergänge und brach seinen Umgang mit den Studenten fast ganz ab. Eines Tages entschloß er sich jedoch, seinen Freund Antonio zu besuchen; er traf ihn in seinem Atelier.

„Was wird denn aus Dir?" rief er ihm fröhlich entgegen. „Man sieht Dich nicht mehr. Ziehst Du Dich zurück, oder arbeitest Du an einer moralischen Abhandlung über das Leben der Studenten und die Sünde, den Rheinwein zu lieben? Du bist blaß, abgemagert; ich wette, Du bist verliebt."

„Ich? Ich schwöre Dir —"

„Ach, Schwüre! Das ist ein Symptom. Man gewöhnt sich in der Liebe so daran, daß man sie, ohne es zu bemerken, bei jeder Gelegenheit giebt. Ich nehme daher Dein Leugnen für ein Geständniß. Und nun, in wen bist Du verliebt? So, wie ich Dich kenne, kannst Du kein irdisches Weib lieben; in Italien würde ich an eine Göttin denken, wie die Statuen sie träumen lassen; in Deutschland muß es irgend ein duftiges Luftgebilde, eine Sylphide oder mindestens eine Undine sein."

„Du bist diesen Morgen gut aufgelegt," unterbrach Friedrich.

„Warum nicht? Ich bin auch verliebt. Die Liebe ist ein sonderbares Ding, sie macht den einen traurig, den anderen fröhlich."

„Ja," sagte Friedrich lächelnd, „die Glücklichen sind fröhlich, und man sagt, daß die schöne Frau von Rendorf sehr schwer zu treffen ist, da ihr Portrait nie fertig wird."

„Es ist nicht sie, sondern ich, der noch nicht damit zufrieden ist," sagte Antonio, wie wenn er die Anspielung nicht ver-

standen hätte. „Frau von Rendorf hat mich mit einer Freundlichkeit aufgenommen, für die ich ihr dankbar sein muß und ich wünschte, daß ihr Portrait ein Meisterwerk würde. Du siehst also, daß mich das aufhalten muß. Uebrigens, obgleich ihr Antlitz sehr regelmäßig ist, habe ich doch alle erdenkliche Mühe, es so, wie ich es wünsche, wiederzugeben; besonders diesen Reiz, der —"

„Der in Deinen Augen liegt, Antonio! Du gestehst nichts und Du hast Recht, aber mich kannst Du nicht täuschen."

Antonio stellte sich, als male er mit großer Aufmerksamkeit. Nach einigen Augenblicken sagte er:

„Du hast meine Frage nicht beantwortet. In wen bist Du verliebt?"

„Du hast es so eben gesagt, in eine jener Eigensinnigen, die sich ein Mal zeigen, um eine ewige Sehnsucht zurückzulassen."

„Ah," sagte Antonio, von einer plötzlichen Erinnerung durchzuckt. „Die Madonna des alten Schlosses, bekenne wenigstens, daß ich es Dir vorausgesagt habe."

„Du bist ein Zauberer," sagte Friedrich, ohne etwas zu gestehen.

„Vielleicht, denn ich habe diese sanfte und sittsame Gestalt, welche meinem weisen Freunde den Kopf verrückt hat, zum zweiten Male beschworen."

„Du hast sie wiedergesehen? Du kennst sie?"

„Jetzt kannst Du nicht mehr läugnen. Du bist jetzt so roth wie Du eben blaß warst, so lebhaft wie eben schmachtend. Ich will Dich übrigens nicht quälen. Ich habe sie wiedergesehen, aber ich kenne sie nicht; ich muß sogar in aller Demuth gestehen, daß, wenn sie in meiner Erinnerung blieb, ich nicht denselben Eindruck auf sie hervorbrachte. Sie ging vorbei, ohne mich nur anzusehen. Begreifst Du das?"

„Ja," sagte Friedrich, „fahre fort."

„Ah, Du begreifst es, da sieht man den Verliebten, weil Du es nicht warst. Sie war allein und höchst reizend. Sie ging sehr schnell und in einer, der meinigen entgegengesetzten Richtung. An der Ecke einer Straße sah ich sie verschwinden."

„Du bist ihr nicht gefolgt?"

„Du scheinst wenig eifersüchtig zu sein."

„O ich werde es sein," sagte Friedrich naiv. „Höre, Antonio," fuhr er nach einem Augenblicke des Stillschweigens fort, „Du bist mein bester Freund; unsere Charactere sind verschieden, aber unsere Herzen verstehen sich, denn Jeder von uns achtet die Neigungen des anderen. Warum sollte ich mich Dir nicht anvertrauen. Streng erzogen, noch als Kind meiner Mutter, die mich geliebt, das heißt verstanden hätte, beraubt, konnte ich meine Eindrücke meinem Vater, der mich auch nach seiner Art liebt, aber von meiner Wiege an nur an meine Zukunft dachte, nicht mittheilen. Ich habe also in meiner Einsamkeit viele Träume aufgehäuft, mich für viele Trugbilder begeistert. Ohne diesen Zwang wäre die Flut der Bewegungen, die auf mich einstürmte, auf natürliche Weise wieder geebbt. Die Freundschaft hatte einen Theil davon abgeleitet, und diese Neigung zur Schwermuth, über die Du lächelst, hätte sich nicht in mir entwickelt. Die Männer, mit denen ich umging, gefielen mir selten. Die Frauen — die, die ich kennen gelernt habe, verdienten nur die Verachtung, die sie mir einflößten. Ich habe es Dir gesagt, die Vergnügungen, zu denen mich die Glut meiner Jugend hinriß, haben mich schnell ermüdet. Ich sehne mich nach etwas darüber hinaus, nach etwas Sanftem und Zärtlichem, das meinem Leben Interesse verleiht, indem es ihm ein Ziel steckt. Du sagst, ich sei verliebt; ich bin es noch nicht, aber es scheint mir, daß ich sehr glücklich sein würde, wenn ich wirklich liebte und geliebt würde."

Antonio war nachdenklich geworden und hörte Friedrich, der sich im Sprechen immer mehr belebte, als hätte er ein schon lange getragenes Joch abgeschüttelt, mit Aufmerksamkeit zu.

„Du hast Recht, Dich mir anzuvertrauen," sagte er, indem er ihm herzlich die Hand drückte. „Wir denken nicht ganz gleich, das ist wahr, aber unsere aufrichtige Freundschaft hilft uns einander zu verstehen. Ich nehme die Rechte, die sie mir giebt, in Anspruch und spreche offen mit Dir. Du erschreckst mich. Deine durch Entbehrung und Vereinzelung überreizte Empfindlichkeit ist bereit, sich gierig auf den ersten besten Gegenstand, der Dir vor Augen kommt, zu stürzen. Wenn Deine Wahl nicht glücklich ist, und wie sehr trügt nicht der Anschein, zittere ich für Dich, denn so, wie ich Dich kenne, kann Deine erste Liebe über Dein Leben entscheiden. Ich bin ein froher Narr und das ist die beste Sorte. Wir anderen verlieren nur so viel von unserer Vernunft, als nöthig ist, um keine Betrachtungen anzustellen und das Vergnügen besser zu genießen. Aber die ernsten Narren sind am schwersten zu heilen, denn ihre Narrheit selbst hat den Schein der Vernunft, und zur Stütze die Natur, die immer im Kampfe mit der Gesellschaft liegt, die Triebe des Herzens und die ganze Reihe edler Empfindungen. Nimm Dich in Acht, sieh, wie Du Dir mißtrauen mußt; Du hast diese junge Frau kaum gesehen, und doch würdest Du schon um ihretwillen Berge übersteigen, wenn man Dir sagte, sie sei auf der anderen Seite. Es ist wahr, sie ist Dir erschienen, umgeben von allem Blendwerke der Natur und des Geheimnisses, in einem Moment, wo Dein Herz einem unbekannten, aber heißersehnten Ideale entgegenschlug. Weißt Du aber, wer sie ist? Ist sie nicht verheirathet? schien das Kind, welches auf ihren Knieen schlummerte, nicht das ihre zu sein? Welchen Rang nimmt sie in der Welt ein? und tausend andere Fragen, um welche die Leidenschaft sich wenig kümmert, die aber der gesunde Verstand, der von ihr immer mit stolzer Verachtung behandelt wird, stellen muß. Glaube mir, diese junge Frau kann eben so gut sein, als ihr Aeußeres einnehmend ist, aber gleichviel, suche sie nicht, Du würdest vielleicht nur Qualen bei ihr finden. Warum willst Du Dir nicht, ohne Dich in das Gebiet des Romantischen zu stürzen, in der Welt eine angenehme Zerstreuung schaffen? Obgleich die Schlösser der Umgegend nicht in Ruinen liegen, so enthalten sie doch nicht minder hübsche Schloßfräuleins, sie sind von Deinem Range und Du kannst sie in der Sphäre,

in der Du zu leben bestimmt bist, wiederfinden. Aber sie sind eben so wenig frei, wirst Du mir sagen, darüber wünsche ich mir für Dich Glück, denn die Fesseln, die sie zurückhalten, sind ein kostbares Hinderniß, welches der Jugend die Tollheiten erspart, die sie unstreitig begehen würde. Man liebt, man ist geliebt, aber die Welt, die Pflichten begrenzen den Horizont und eine grenzenlose Hingebung . . ., mit einem Worte, man ist glücklich, man hat Verhältnisse, aber keine Leidenschaften, und so muß es sein."

„Du sprichst wie mein Vater," sagte Friedrich mit Ungeduld.

„Ich spreche zu Deinem Vortheil und habe zwei Ansprüche an Deinen Glauben voraus, nicht Dein Vater und nicht sechzig Jahre alt zu sein. Was die Leidenschaft betrifft, so begreifst Du wohl, daß ich als Künstler wenigstens eine gehabt haben muß, und jetzt übel auf sie zu sprechen bin, wie auf eine frühere Geliebte. Ich habe geliebt, wie Du es Dir denkst, glühend, maßlos, ewig; so glaubte ich wenigstens. Mit einem Wort, ich habe in Italien eine Italienerin geliebt. Flammend wie der Vesuv, bewegt wie das Mittelmeer, so waren wir. Das dauerte einen Mondschein- und Ständchenmonat hindurch. Stelldicheins, nächtliches Fenstereinsteigen, nichts fehlte dabei. Im zweiten Monate wurde die Bewegung zum Sturme und im dritten stach sie mich um eines Blickes, den ich auf ein anderes Mädchen warf, mit ihrer silbernen Haarnadel in den Arm. Tags darauf war ich auf dem Wege nach Deutschland, mein Ränzel auf dem Rücken und dem Hause meiner Geliebten so wie der Leidenschaft Lebewohl sagend. Ich habe weder die eine noch die andere wieder gesehen."

Friedrich lächelte über dieses sonderbare Zusammenfassen, aber er schwieg, denn er war nicht überzeugt, und die Leidenschaft Antonios glich nicht der Liebe, von der er träumte. Antonio malte singend, wie um seine vollständige Heilung zu beweisen.

„Ich danke Dir für Deinen Rath," sagte Friedrich im Fortgehen, „ich werde suchen, ihn zu befolgen, das heißt vernünftig zu sein, denn für die frohe Narrheit, die Du mir wünschest, fühle ich mich noch nicht reif."

Er kehrte unruhiger als er fortgegangen war nach Hause zurück. Wenn das Positive in seiner Natur einen Theil der Betrachtungen seines Freundes billigte und sie für richtig anerkannte, so empörte die Schilderung der leichten Liebschaften in der Welt sein Zartgefühl; zu jung und zu ehrlich, um dem bequemen Egoismus derselben Geschmack abzugewinnen, sah er nur ihre schmähliche und erbärmliche Kehrseite und vertiefte sich mit desto mehr Behagen in seine unschuldigen Träume, in denen ihm die Liebe als ein schöner See erschien, den, ohne ihn zu trüben, weiße und reine Bilder durchfurchten.

Einige Tage darauf entschloß sich Friedrich, eine Pflicht zu erfüllen, die er bis dahin vernachlässigt hatte. Eine Schwester seines Vaters wohnte in Mannheim, einer kleinen Stadt, die ungefähr vier Meilen von Heidelberg liegt. Bei seiner Abreise hatte der Baron zu ihm gesagt: „Du wirst Deine Tante besuchen; es ist Deine einzige Verwandte und eine würdige Frau, obgleich ein wenig schwachköpfig, wie sie das bewiesen hat. Aber sieh, es ist meine Schwester und Du wirst sie von mir grüßen. Wir haben selten Gelegenheit, mit einander zu verkehren, aber da sie meinen Plan, Dich auf die Universität zu schicken, kannte, hat sie mir eigends geschrieben, um mir ihren Wunsch, Dich zu sehen, auszudrücken. Du wirst leicht bemerken, daß ihre Gedanken in Bezug auf die Welt nicht die meinigen sind, aber ich rechne auf Dein Urtheil, um sie zu würdigen; was ihre Zuneigung zu Dir betrifft, so zweifle ich nicht daran."

Friedrich hatte nicht oft über seine Tante sprechen gehört. Wenn sich der Baron über sie äußerte, so geschah es immer in einer kalten, auch etwas verächtlichen Weise. Die Ursache dieser Kälte kam daher, daß sie, statt einen reichen und betitelten Freund ihres Bruders zu heirathen, einen jungen Offizier ohne Vermögen, dem ihr Vater sie versprochen hatte, wenn er es bis zum Major brächte, vorgezogen hatte. Es war eine einfache und für die Gemüthlichkeit der deutschen Sitten ganz bezeichnende Geschichte. Der Vater hatte sein Wort gehalten, das junge Mädchen war ihrem Bräutigam, der sie durch seine Tapferkeit verdiente, treu geblieben. Die Heirath wurde vollzogen, zum großen Aerger des Barons, welcher diese ganze Empfindelei nicht verstand. Uebrigens hatte die arme Mariane ihr Glück nicht lange genossen, ihr Vater starb bald, und wenige Jahre darauf verlor sie auch ihren Gemahl in dem Augenblicke, wo vielleicht der höhere Rang, der ihm für seine Verdienste gebührte, den Zorn des Barons gemildert hätte. Wittwe ohne Kinder und in ihrem Bruder mehr eine natürliche Stütze, als einen theilnehmenden Freund sehend, zog sie sich nach Mannheim zurück, wo sie einige Jugenderinnerungen festhielten. Dort lebte sie seit einigen Jahren, durch die Religion aufrecht erhalten, und den Erinnerungen an eine Liebe hingegeben, die ehemals ihre einzige Hoffnung, jetzt ihr einziger Trost war.

Mitten unter den lärmenden Vergnügungen, welche die erste Zeit seines Aufenthaltes an der Universität ausfüllten, hatte Friedrich nicht an seine Tante Mariane gedacht. Als er nicht traurig aber ernst wurde, das heißt zu seiner eigentlichen Natur zurückkehrte, fand er auch deren Hauptzug, die Güte, wieder, und mit der Erinnerung an seine Tante kam ihm auch deren rührende Ausdauer ins Gedächtniß. Er dachte daher mit einer Art innerem Vorwurfe an seine Nachlässigkeit und fürchtete, daß sie die Verspätung seines Besuches der Kälte oder einer erblichen Verachtung zuschreiben könnte.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder- Magazin

№ 13. 1845.

Henriette.

Aus dem Französischen des Alfred Leroux.

(Fortsetzung.)

Obgleich spät im Herbste, war die Witterung so, daß er beschloß, die kurze Strecke, die Heidelberg von Mannheim trennt, zu Fuße zurückzulegen, und früh Morgens aufbrach. Die Luft war scharf, ein ziemlich dichter Nebel verhüllte die Landschaft und ließ kaum die Gestalt der Bäume errathen; das Gras war mit Thau bedeckt. Friedrich ging schnell, mit Vergnügen die unbestimmten Umrisse der Landschaft betrachtend, die mit den unsichern Bildern, die in seinem Geiste schwankten, übereinstimmten. Aber ein frischer Wind erhob sich an den Ufern des Neckar und zertheilte und trieb den Nebel vor sich hin, der sich langsam von der Erde erhob uud ungern vor der aufgehenden Sonne zu fliehen schien. Während Friedrich stehen blieb, um diesen Morgenanblick zu genießen, glaubte er an dem anderen Ufer, welches noch umnebelt war, zwei Frauen rasch und in derselben Richtung mit ihm gehen zu sehen. Er beeilte seinen Schritt und konnte bald die Farbe ihrer Kleidung, so viel die unreine Luft es erlaubte, unterscheiden. Es schien ihm, als ob die eine in Blau gekleidet sei, während das flatternde Gewand der anderen in dem weißen Nebel verschwamm. Aber in diesem Augenblicke machte der Neckar eine Biegung; Friedrich bemerkte sie noch durch die Bäume eines dichten Gehölzes, dann verschwanden sie nach und nach in der Dämmerung, wie ein Gesicht, das verschwindet. Friedrich blieb stehen, unentschlossen, ob er es versuchen sollte, das andere Ufer zu gewinnen. „Wenn Antonio hier wäre," sagte er zu sich, „würde er sich über mich lustig machen und mit Recht; jedes blaue Kleid macht mir das Herz klopfen und nun bin ich fast bereit, einen Fluß zu durchschwimmen, um zwei Frauen zu folgen, die ich ohne Zweifel nicht kenne."

Er machte sich wieder auf, aber er ging langsamer und kehrte sich öfters um. Seine Zerstreuung war so groß, daß er gänzlich den Weg verlor, und nicht bemerkte, daß er die Ebene verließ und den Bergen zuschritt. Nichts ladet so zum Nachdenken ein, als das Gehen. Einen Stock in der Hand, einen schönen Weg vor sich, die Jugend auf der Stirne und eine Liebe im Herzen, so macht man in weniger als nichts nicht nur Meilen, sondern Reisen. Geweckt durch die Thätigkeit des Körpers, versenkt sich der Geist bald in die Gegenwart, bald in die Zukunft, die Zeiten nähern sich, die Entfernungen verschwinden und die, die Euch am Ziele der Reise empfangen, zweifeln nicht, daß Ihr von weit herkommt, um sie zu sehen.

Die Sonne hatte die Hälfte ihres Weges zurückgelegt und Friedrichs Gedanken waren vielleicht nicht weiter, aber sicher nicht auf ihrem Wege, als ein Wagengeräusch hinter ihm ihn aufmerksam machte, zur Seite zu treten. Zu gleicher Zeit rief ihn eine fröhliche Stimme bei seinem Namen; es war Antonio, den eine prachtvolle Kutsche in das Schloß der Gräfin von Rendorf führte, und der der anmuthigen Schloßdame und dem gutmüthigsten aller Ehemänner gegenüber saß. Kaum hatte Friedrich Zeit, das triumphirende Aussehen seines Freundes, den ihm ein Staubwirbel bald unsichtbar machte, zu bemerken. Friedrich war von Natur einfach in seinen Neigungen, in diesem Augenblicke verließen seine Betrachtungen die romantischen Formen, in denen sie vielleicht umherirrten, und nahmen eine andere Richtung. „Da ist Antonio glücklich," dachte er; „für ihn ist das Glück, der Luxus, der Glanz ein leichtes Verhältniß, ein gewisser Erfolg." Und fast zur selben Zeit mußte er lächeln, als er an ihr unvorhergesehenes Zusammentreffen und den Unterschied ihrer Reiseart dachte. Er konnte sich nicht hindern, auch an die Verschiedenheit ihres Zieles zu denken. Einer Seits eine prächtige Gastfreundschaft, alle Hilfsmittel des Reichthums, alle Genüsse der Welt und Befriedigungen der Eitelkeit, anderer Seits der Heerd einer armen Wittwe, ein stiller und ruhiger Empfang, eine enge Wohnung, aber gewiß mit Freuden und jener Aufmerksamkeit des Herzens getheilt, die überall Paläste baut. Endlich bemerkte Friedrich, daß er seinen Weg verfehlt und träumend unter einem Baume sitzend, oder dem Laufe der Bäche folgend, fast den ganzen Tag zugebracht hatte, während seine Reise nur einige Stunden erforderte. Ein Bauer, bei dem er ländliche Gastfreundschaft fand, zeigte ihm seinen Weg, der fast eben so lang war, als ob er jetzt erst von Heidelberg fortginge. Er lachte nur darüber und machte sich fröhlich auf. Als er sich Mannheim nahte, wurde es Abend. Die Stunde, welche den Sonnenuntergang ganz von dem Schatten der Nacht trennt, ergoß auf die Felder ihre Ruhe und Bewegungslosigkeit. Friedrich gab sich den einfachen und zärtlichen Gefühlen hin, welche in Menge in seinem

Herzen für diese Tante auftauchten, die er nicht kannte, die ihm aber gut, treu und nachsichtig zu sein schien, wie alle, die viel gelitten haben. Als die Sterne zu leuchten anfingen, schien es ihm, als ob seine Mutter im Himmel seiner Ankunft bei dieser würdigen Wittwe, die sie ungeachtet der Vorurtheile ihres Mannes geliebt und verstanden hatte, zulächelte. Es schien ihm, als lasse er den Lärm der Orgien, die Tollheit der Handlungen des Vergnügens hinter sich zurück, und als ginge er dem Guten, der Stütze und dem Rathe, dessen er so sehr bedürftig war, entgegen, und vor dem kleinen Hause angekommen, welches seine Tante Mariane fast an dem Thore bewohnte, hob er leicht und mit einer Art unbestimmter Rührung den Hammer.

4.

Friedrich hatte seine Ankunft nicht angemeldet; er mußte der alten Magd, welche ihm öffnete, seinen Namen sagen. Kaum hatte sie ihn gehört, als sie, augenscheinlich sehr erfreut, ihn einlud, ihr zu folgen. Friedrich merkte, daß die Herrin und die Magd öfters von ihm gesprochen hatten, daß er erwartet sei, und seine Zuneigung steigerte sich noch.

„Was giebts, Nanette?" sagte die alte Dame, ohne aufzuhören zu stricken.

„Gnädige Frau, es ist Ihr Neffe, Herr Friedrich!" sagte die Magd triumphirend.

„Ja, gnädige Frau, ja, meine Tante!" sagte Friedrich vortretend.

„Deine Tante, so recht," unterbrach die alte Dame und erhob sich lebhaft, um ihn zu umarmen. „Komm, mein theurer Friedrich, ich habe Dich so als Kind gekannt, daß ich glaube, Dich Du nennen zu dürfen." Und sie küßte ihn mehrmals.

„Aber wie groß und schön er ist," sagte sie, sich gegen Nanetten wie gegen eine beständige Vertraute wendend. Diese nickte zum Zeichen der Bejahung und ging bescheiden hinaus.

Diese herzliche Aufnahme und ein rascher Ueberblick genügten Friedrich, um augenblicklich seine Tante Mariane zu beurtheilen. Sie war ungefähr so, wie er sie sich gedacht hatte. Klein, aber fast jugendlich unter ihren Runzeln, war es unmöglich, sie zu sehen, ohne sich zu ihr hingezogen zu fühlen, so viel Wohlwollen lag in ihrem Lächeln und so viel Güte in ihren blauen Augen, deren Glanz das Alter getrübt hatte. Sie trug ihre weißen Haare mit etwas Koketterie und eine außerordentliche, fast kleinliche Nettigkeit hob die Einfachheit ihrer Kleidung. Alles um sie athmete Ordnung und Ruhe, die Ausstattung des Zimmers war bescheiden, aber Alles schien auf seinem Platze und Alles hatte den Werth irgend eines nützlichen Gebrauchs, den man davon machte. Als Friedrich seine Tante betrachtete, wie sie in der Fensterbrüstung unter Vorhängen von tadelloser Weiße, in der Hand ihren Strumpf, ohne Zweifel zu einer milden Gabe bestimmt, haltend, saß, konnte er sie sich, ohne sich sehr zu irren, so vorstellen, wie sie seit langen Jahren fast jeden Tag war. Nur ließ er, um das Gemälde zu vervollständigen, über dieses schon etwas zitternde, über eine schwere Arbeit gebeugte Haupt die rührende Erinnerung eines tadellosen Lebens, einer gebrochenen, aber noch immer genährten Liebe und einer frommen Ergebung hinschweben. Er begann, sich zu entschuldigen, nicht schon früher gekommen zu sein.

„Höre, mein Kind," sagte sie gleich bei den ersten Worten, „nur keine Etikette zwischen uns, Du bist jung, ich bin alt, Du kanntest mich nicht, nichts konnte Dich anziehen; Du bist gekommen und ich danke Dir dafür, es ist eine Aufmerksamkeit, die Du für die Schwester Deines Vaters hattest. Später, wenn Deine Tante Mariane Dir einige Zuneigung einflößt, wenn Du siehst, daß sie Dich zärtlich liebt, wirst Du von selbst den Weg nach ihrem schlichten Hause nehmen. Aber nie will ich Deinen Besuch dem Gefühl einer Verpflichtung, oder der Furcht vor langweiligen Vorwürfen verdanken. Laß uns jetzt von Deinem Vater sprechen."

Dann erkundigte sie sich genau nach der Gesundheit des Barons und nach den Veränderungen, welche das Alter an ihm und seiner Laune hervorgebracht haben mußte. Keine Klage entschlüpfte ihr, kein Wort, welches den mindesten Vorwurf in ihren Gedanken, die mindeste Bitterkeit in ihrem Herzen hätte errathen lassen. Friedrich konnte, während er ihre Fragen beantwortete, nicht unterlassen, diese Seelenheiterkeit, diesen Mangel alls Hasses, mit der Rachsucht und Menschenfeindlichkeit seines Vaters zu vergleichen. „Das Unglück, das vom Himmel kommt, macht gut," dachte er, „das Mißgeschick, das von der Erde kommt, erbittert."

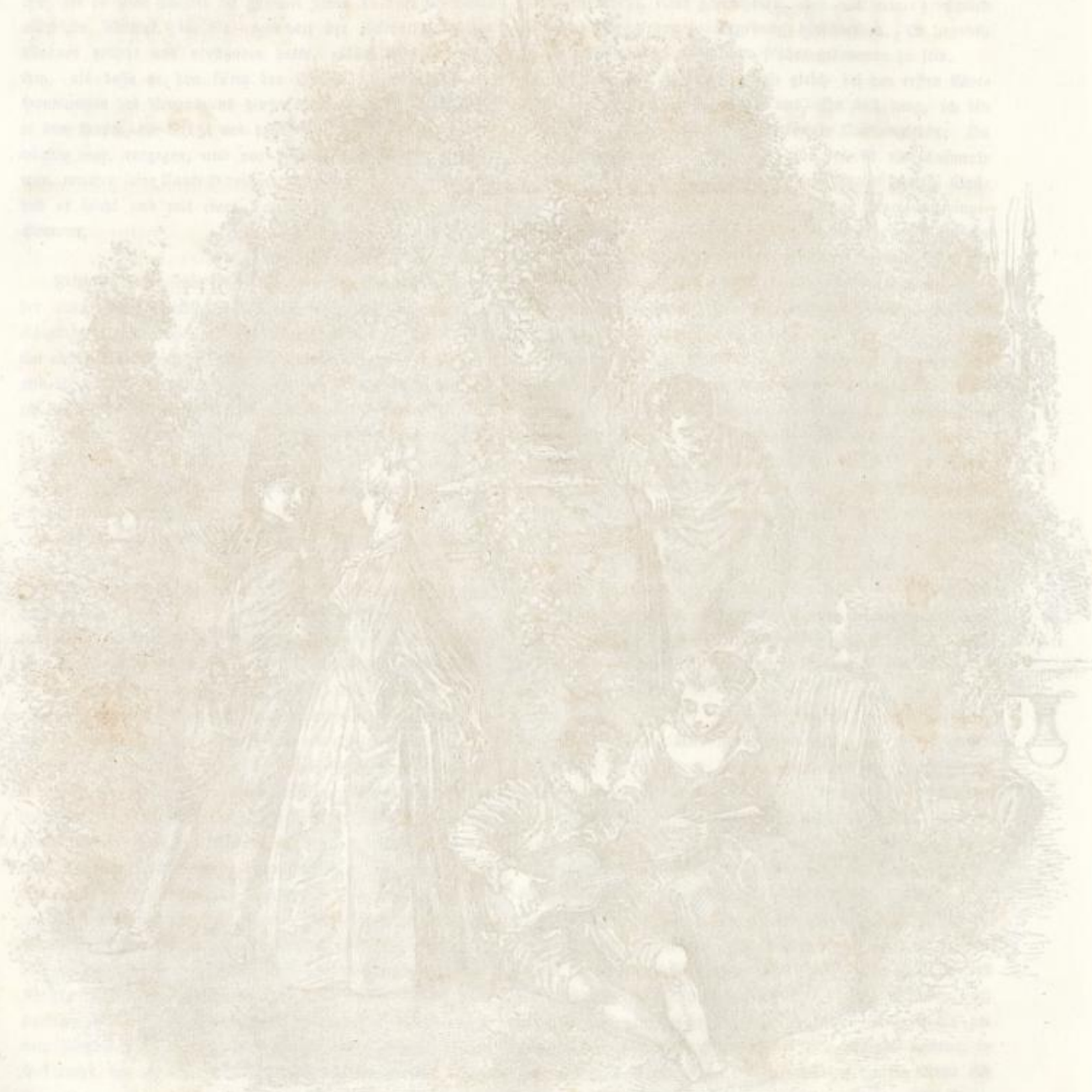
(Fortsetzung folgt.)

Watteau.

Watteau (geb. 1684 zu Valenciennes und gest. 1721 zu Nogent bei Paris), war der vorzüglichste Maler der galanten Zeit, in welcher er lebte. Niemand hat es so verstanden, wie er, die Schäferinnen in Reifröcken, die schmachtenden gepuderten Seladons, Hoffeste und dergl. in graziöser, gefälliger Weise darzustellen. Auch ernannte ihn die Akademie zum peintre des fêtes galantes du roi. Was er nicht selbst malen konnte, malten seine Nachahmer in seiner Manier und so waren in jener Zeit die Malereien in den Zimmern, auf den Fächern ꝛc. sämmtlich à la Watteau, denn er beherrschte den Geschmack, er war der König jener galanten Malerei. Seine Gemälde haben jetzt, als Darstellungen aus jener Zeit, für die Sittengeschichte gewissermaßen historischen Werth und seine Manier verdient in unsern Tagen besonders beachtet zu werden, da die Mode sich seinen Darstellungen wieder zuzuwenden anfängt. Die Malereien auf den neuesten und schönsten Fächern namentlich dürfen nur à la Watteau sein. Der nachstehende Holzschnitt ist nach einem seiner größern Gemälde in Versailles gemacht.

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

(Copie eines Gemäldes von Watteau.)



Bilder-Magazin

№ 14. 1845.

Henriette.

Aus dem Französischen des Alfred Leroux.

(Fortsetzung.)

Am andern Tage kehrte Friedrich wohlgemuth nach Heidelberg zurück und hörte da eine Anzahl Studenten singend auf der Straße herkommen, auf welcher er ging. Er machte einen Umweg, um ihnen auszuweichen und schritt durch eine enge und dunkle Gasse, als er einen schwachen und einförmigen Gesang hörte. Es war ihm, als hätte er die Stimme schon einmal gehört, und er blickte in das Zimmer, aus welchem die Töne kamen. Eine Lampe erhellte kaum den Hintergrund; ihre Strahlen fielen auf die blonden Haare einer Frau, die beschäftigt war, einen kleinen Korb aus Strohhalmen und Rohr zu flechten, welche eine andere ihr daneben knieend reichte. Einen Augenblick erhob die, welche arbeitete, ihren Kopf und nahm etwas von einem Tische hinter ihr. Friedrich erkannte mit unsäglichem Herzklopfen die, welche seit einiger Zeit seine Gedanken beherrschte. Sie hatte noch immer jenes bescheidene und etwas ernste Wesen, das ihn bezaubert hatte, und ihre Arbeit schien sie ganz in Anspruch zu nehmen. Nur von Zeit zu Zeit neigte sie den Kopf, wie wenn sie auf ein schwaches Geräusch im Hintergrunde des Zimmers horchte. Friedrich glaubte im Schatten die weißen Vorhänge einer Wiege zu bemerken; das knieende junge Mädchen sang und Friedrich hörte zu, bis die Vorhänge am Fenster zugezogen wurden.

Eines Abends begegnete er Antonio und sie gingen mit einander spazieren. Plötzlich lief ein junges Mädchen vor ihnen vorbei. Sie wurde von zwei Männern verfolgt, die den niederen Ständen anzugehören schienen, und bald zurückblieben.

„Laß uns als Ritter der Unschuld zu Hilfe eilen," rief Antonio, indem er auf einem der Wege fortstürzte, während Friedrich den andern einschlug. Die Nacht war finster; nach und nach aber gewöhnten sich seine Augen daran. Er kam so, ohne die Flüchtige zu bemerken, an den Fuß eines kleinen Hügels, auf den der Mond, welcher aufging, einen unsichern Strahl warf. Da glaubte er auf dem Gipfel eine weiße und regungslose Gestalt zu sehen. Er näherte sich und sah in der That eine Frau, wahrscheinlich die, welche er suchte. Sie saß und schien mit Aufmerksamkeit auf das ferne Geräusch des Flusses zu horchen. Er bewegte ein wenig das Laub, um sie auf seine Gegenwart aufmerksam zu machen, aber sie änderte ihre Stellung nicht. Endlich wagte er es, sie anzureden.

„Sind Sie es, die ich so eben fliehen sah? Sie können sich beruhigen."

„Ich bin ein kleiner Vogel. Gott hat mir Flügel gegeben. Wie könnte man mich einholen? Habe ich nicht bis hierher fliegen können?"

Friedrich erkannte die junge Verrückte von dem alten Schlosse.

„Waren Sie allein?" fragte er.

„Allein?" wiederholte sie, „die Taube ist meine Schwester und ich will sie einholen."

Zu gleicher Zeit, bevor Friedrich sie zurückhalten konnte, stürzte sie vor, als ob sie in die Lüfte fliegen wollte. Er stieß einen Schreckensschrei aus und beugte sich über den Rand des Felsens. Glücklicher Weise hatte ein junger Tannenbaum das junge Mädchen erhalten. Friedrich stieg eiligst hinab. Das arme Kind war bewußtlos. Er nahm es in seine Arme und trug es nach der Stadt. Als er vor dem Hause, wo sie wohnte, ankam, blieb er einen Augenblick unentschlossen stehen. „Was ist zu thun?" sagte er zu sich; „ich will die junge Frau nicht erschrecken, indem ich ihr ihre Schwester so halb todt zeige." Während er diese Betrachtung anstellte, hörte er hinter sich eilige Schritte und sah die junge Frau selbst kommen, blaß, die Haare in Unordnung und ihr Kind in den Armen haltend.

„Ach, Marceline, meine arme Marceline!" rief sie, sobald sie Friedrich und seine blasse Last bemerkte. „Treten Sie ein," sagte sie zu ihm; „ist sie todt? Antworten Sie. Wo haben Sie sie gefunden? Aber nein, ihr Herz schlägt."

Das arme Kind kam wirklich wieder zu sich. Als sie ihre Schwester sah, lächelte sie ohne noch zu sprechen.

„Gott segne Sie," sagte die Frau zu Friedrich. „Wie Sie es gesehen haben, ist der Verstand des armen Kindes zerrüttet."

„Seit wann hat sie den Verstand verloren?" fragte Friedrich.

„Ach!" erwiederte die Frau, „seit ihrer Kindheit war der Geist meiner Schwester schwach und die geringste Aufregung erschütterte sie. Beim Wechsel der Jahreszeiten, oder bei stürmischer Witterung ward sie besonders aufgeregt. Wir lachten darüber. Aber unser Vermögen ward zerrüttet und wir verlo-

ren Vater und Mutter in kurzen Zwischenräumen. Diese Unglücksfälle haben den Verstand meiner Schwester vollends zerrüttet. Uebrigens ist ihre Narrheit sanft und hat etwas Reines und Poetisches, wie ihr Gemüth. Bald hält sie sich für eine Blume und wendet sich gegen die Sonne, bald für einen Schmetterling und will durch die Wiesen flattern; aber ihr beständiger Gedanke ist mein Kind. Sowie es kommt, lächelt sie, wenn sie es einige Zeit nicht sieht, wird sie unruhig, traurig und verlangt es. Sie hat," fügte sie erröthend hinzu, „einen sonderbaren Gedanken, einen wahrhaft närrischen Traum, sie sagt, daß es das kleine Jesuskind sei."

„Und sie die gnadenvolle Mutter," sagte der Arzt, der sich auch eingefunden hatte. Friedrich hatte dies nur gedacht.

„Aber," nahm der Arzt wieder das Wort, „diese Verrücktheit kann nicht unheilbar sein. Man müßte es versuchen; vielleicht, indem man auf ihre Ideen eingeht. — Hat man nie etwas versucht?"

„Wir sind arm," sagte Henriette mit Traurigkeit.

„Die Armuth und die Krankheit sind zwei Thore zum Himmel," sagte der Arzt, der eben so viel Herzensgüte als Liebe zur Wissenschaft besaß. „Würden Sie mir erlauben, wiederzukommen? Ich bin Ihr Nachbar." Dann ging er und Friedrich begleitete ihn mit dem Versprechen, bald wiederzukommen.

Er kam wieder und immer wieder, und je öfter er die reizende junge Frau, Henriette, sah, die kaum achtzehn Jahre zählte, um so stärker fühlte er sich zu ihr hingezogen. Henriette selbst sah den jungen Mann gern kommen, allmälig verstanden einander die Herzen, die Blicke verriethen die Gefühle und die Lippen sprachen sie endlich aus. Das Stübchen der jungen Frau war Friedrichs Welt geworden und in Henriettens Arm und Nähe vergaß er Alles. Die kleine Wahnsinnige erholte sich auch allmälig unter der Pflege des Arztes, doch erklärte dieser bald, die Heilung würde sicherer und schneller erfolgen, wenn die Kranke auf dem Lande leben könne. Er versprach, sie zu einem Freunde zu bringen, und auch das Kind Henriettens mitzunehmen, da die Geisteskranke von diesem sich nicht trennte. Henriette kämpfte lange und konnte sich nicht entschließen, von den beiden Lieben sich zu trennen. Erst nach ernstem Zureden des Arztes willigte sie ein und von da an lebte sie ganz allein, mit aller Liebe ihrem Friedrich. Es vergingen Monate; sie erhielt die günstigsten Nachrichten von ihrem Kinde und ihrer Schwester, und gleichwohl fand sie Friedrich häufig ernst und traurig. Er bestürmte sie, ihm ihr Herz zu öffnen und zu gestehen, was sie betrübe. Endlich faltete sie die Hände, als wolle sie ein stilles Gebet verrichten, und sprach erröthend:

„Hören Sie mich, Friedrich. Sie lieben mich mit aller Reinheit, allem Glauben einer ernsten Liebe. Nie haben Sie mich um meine Vergangenheit gefragt, und doch schließt sie ein Geheimniß in sich, das mich Ihrer unwürdig macht. Ich hoffte, daß die Zeit, oder eine andere Liebe Sie heilen würde, aber meine Schwäche hinderte mich immer, das Stillschweigen zu brechen und Sie zu entfernen, wie ich es hätte thun sollen. — O, mein Gott," sprach sie weinend, „es möge mir als Sühne gelten, denn es zertrümmert für immer mein Glück auf Erden. Ein Wort wird Ihnen Alles sagen. — Dieses arme Kind, welches ich alle Tage beweine, ist nicht das Pfand einer zerrissenen Ehe; es ist die Frucht eines Fehltritts. Ersparen Sie mir die peinlichen Einzelnheiten. Ich könnte versuchen, mich zu rechtfertigen, aber ich will es nicht. Meine Jugend, die unglückliche Sorglosigkeit meines Vaters, den die Leidenschaft des Spieles erfaßt hatte, die unwillkürliche Mitschuldige, meine Unschuld selbst, meine Unkenntniß des Bösen, meine Leichtgläubigkeit, Alles käme mir vielleicht zu Hilfe, um mich frei zu sprechen, oder mir wenigstens etwas Nachsicht zu verschaffen; aber ich täusche mich nicht selbst und glaube, daß die überstandene Gefahr allein die Tugend bewährt. Lassen Sie mich Ihnen sagen, daß ich nie Jemanden geliebt habe, als Sie. Ich war schwach, das ist mein Fehler; aber den Urheber meines Falles habe ich nicht einmal gehaßt, ich habe ihn verachtet. Nun bin ich zu Ende. Ich wollte nicht meine Schande unter das Dach meines Vaters tragen; unter dem Vorwande eines Besuchs bei Verwandten reiste ich ab; ich reiste allein, ohne Mittel, mit meinem Kinde, das nicht wegen des Fehlers seiner Mutter leiden sollte. Statt es zu verbergen oder wegzugeben, beschloß ich, für dasselbe alle Entbehrungen zu erdulden, und mein Leid Gott als Sühne darzubringen. Meine Mutter, eine fromme Frau, ist gestorben, indem sie mir vergab, mein Vater hat mich gesegnet und seine Nachlässigkeit verflucht, ich allein habe mir nicht vergeben. Ich habe meine Schwester zu mir genommen, meine Sorgfalt für sie war kein Verdienst; ich wollte mehr Leiden zu erdulden haben, um mich weniger schuldig zu fühlen. Das arme Mädchen vermehrte meine Qual: ihr Wahnsinn sieht in mir die heilige Jungfrau. Welcher fortwährende und strafende Vorwurf. Sie sehen, ich kann Ihnen nicht angehören."

Das Uebermaß des Schmerzes nahm ihr die Sprache. Friedrich war gefühlvoll und großmüthig; obwohl sein Herz grausam verletzt war, wollte er doch sprechen.

„Nein," fiel aber Henriette ein, „nein, sprechen Sie nicht. Ich errathe, was Sie mir sagen würden, weil Sie gut sind. Sie würden mich trösten wollen, mir schwören, daß Sie mich noch immer lieben, aber ich will nichts Ihrem Mitleid verdanken; oder, wenn Sie mich noch wirklich lieben, will ich nicht mein schon beflecktes Geschick mit dem Ihrigen, noch so rein und voll von Zukunft, verbinden. Reisen Sie also fort, ich bitte Sie darum, ich bitte Sie um meinetwillen, da ich vielleicht nicht den Muth zu einem langen Kampfe hätte. Reisen Sie und lassen Sie mich allein und unglücklich, aber überzeugt, recht gehandelt zu haben. Reisen Sie, vergessen Sie mich. — Vergessen . ." wiederholte sie ganz leise, als ob dies Wort ihr Herz vollends zerrissen hätte.

Sie schwieg und Friedrich hörte nichts mehr als das leise Schluchzen, das sie zu unterdrücken strebte. Der Mond beleuchtete weich ihr Gesicht; sanft wie die Verzeihung warf er

ein keusches und ruhiges Licht auf diese schöne Stirn. Friedrich schwur bei diesem schwermüthigen Gestirn, sie glücklich zu machen. Seine Leidenschaft erwachte und wagte, sich auszusprechen; er sprach lange und mit Ueberzeugung; er erschöpfte, um Henriette aufzurichten, Alles, was die Liebe an Zärtlichkeit und die Jugend an Nachsicht hat. Sie hörte zu und lächelte traurig, denn sie hoffte nicht.

5.

Die Aussöhnung ließ nicht lange auf sich warten; aber in Heidelberg wollte Henriette nicht bleiben. Friedrich willigte gern ein, da sein Freund Antonio unterdeß nach Italien zurückgekehrt war, und er seine Studien beendigt hatte. Er schrieb seinem Vater, daß er die Schweiz und Italien zu besuchen wünsche, und erhielt die Einwilligung. Er brach auf, Henriette begleite ihn, und sie machten die Reise als Liebende großentheils zu Fuß. Die Glücklichen haben keine Geschichte; wie sollen wir die Tage schildern, die den Liebenden in ihrem Glücke so schnell entflohen? Sie waren endlich am Lago Maggiore angekommen, und eines Tages begegnete Friedrich, als er von einem einsamen Spaziergange zurückkam, Jemanden, den er nicht im Geringsten zu treffen erwartete. Da er in einiger Entfernung eine Klosterkirche bemerkte, so machte er einen Umweg, um sie zu besehen. Er trat ein. Die Stunde des Gottesdienstes war vorüber und Niemand befand sich in dem Schiff der Kirche, in der es nichts Bemerkenswerthes gab. Er wollte wieder fortgehen, als er die Thüre der Sacristei halb offen sah. Er erinnerte sich, daß in Italien oft Meisterwerke in einem solchen unansehnlichen Winkel versteckt sind, und hatte Lust, einzutreten. Seine Beharrlichkeit ward belohnt, er fand eine Kreuzabnahme, die aus der ersten florentinischen Schule herzurühren schien. Friedrich betrachtete sie lange und mit Muße. Seit einiger Zeit hatte sich eine lebhafte Neigung, eine Art von Leidenschaft für Alles, was schön, edel und erhaben war, in ihm entwickelt; es war gleichsam eine Wiedergeburt, nur daß bisweilen die Bewunderung sich in eine Traurigkeit, die er nicht begreifen konnte, auflöste, und daß er träumerisch wurde, nachdem er begeistert gewesen. Diese schwankende Natur suchte sich ihren Pfad. Der Ort, die Einsamkeit, Alles wies auf ernste Eindrücke hin; Friedrich betrachtete die alte Malerei mit einer melancholischen Aufmerksamkeit.

„Was hältst Du von diesem alten Bilde, Freund Friedrich?" rief neben ihm eine bekannte Stimme. Er drehte sich rasch um und stieß einen Ruf der Ueberraschung aus, als er Antonio erblickte. Sie tauschten herzliche Umarmungen. Der Maler war nicht allein, eine Frau begleitete ihn.

„Das ist Fiammetta," sagte er zu seinem Freunde, „die Flamme, von der sie ihren Namen hat, ist weder lebhafter noch glühender als sie. Ich stelle sie Dir vor, sie ist meine Begleiterin, mein Modell, kurz Alles, was Du willst."

Es war in der That unmöglich, sich ein schöneres Modell zu wählen. Sie war ganz so, wie die zu den Füßen Christi knieende Magdalena auf dem Bilde gekleidet. Ein Gewand von rother Seide, in lange Falten gelegt, hob noch die Pracht ihrer Gestalt. Ihre großen schwarzen Augen schleuderten feuchte Blitze; prächtige Haarwellen fielen aufgelöst auf ihre Schultern, und ihr halbentblößter Busen hatte jene heiße Hautfarbe, die Italiens Sonne verleiht. Sie stand wie eine schöne Statue auf eine halbzerbrochene Säule gestützt.

„Woher kommst Du und wohin gehst Du?" fuhr Antonio fort, „und vor Allem, welch ein glückliches Zusammentreffen! Der Zufall will uns wohl, denn in diesem Leben findet man den gleichgiltigen Menschen immer und überall, während sich Freunde oft verlassen, ohne zu wissen, ob sie sich je wiedersehen werden."

„Ich gehe nach Genf und komme von Mailand," sagte Friedrich, der das Geheimniß seines Glückes nicht verrathen wollte.

„Ah, desto schlimmer, denn ich komme just von dort her. Ich kam nur hierher, um dieses Gemälde zu restauriren, und gehe dann nach Neapel, wo das Leben so schön, das Klima so mild und der Geist so angenehm träge ist."

„Ich habe auch Neapel gesehen und es nur ungern verlassen."

„Nicht wahr, Du erlaubst, daß ich fortfahre zu malen? Wir können deshalb immer plaudern. Schnell, Fiametta, ich brauche Deinen Arm."

Die Italienerin trat vor und stellte sich, wie es der Maler wollte.

„Wie Schade," nahm Antonio malend das Wort, „sich so zur gelegenen Zeit zu treffen, um sich so schnell wieder zu verlassen."

„Ich bedauere es auch," sagte Friedrich, „aber da wir wenig Zeit haben, verlieren wir sie nicht noch, sondern benutzen wir sie, um uns gegenseitig über unser Leben Auskunft zu geben. Was hast Du seit Deiner Abreise von Heidelberg gethan?"

„O, sehr wenig. Ich kam nach meiner Vaterstadt Rom zurück und malte einige Bilder für ein Kloster von ehrwürdigen Vätern. Aber wie langweilig ist die Kirchenmalerei! Dann ging ich nach Neapel, wo mich noch immer eine geheime Neigung hinzieht. Eines Abends fand ich zu Sorrent unter blühenden Orangenbäumen Fiametta die Tarantella tanzend. Ich fand sie entzückend, sagte es ihr, und sie war nicht böse darüber. Am andern Tage reisten wir nach Mailand, wo ich die Guerchinos des Museums studiren wollte. Du siehst, das war Alles sehr einfach."

„Sehr einfach, in der That," sagte Friedrich, der über diese seltsame Erzählung nachdenkend geworden war.

„Und Du," sagte Antonio, „was ist aus Dir geworden?"

„Mein Leben," erwiederte Friedrich, „war noch einfacher. Ich verließ Heidelberg einige Monate nach Dir. Du weißt, daß mein Vater mich reisen lassen wollte. Ich kam nach Italien und seitdem ich hier bin, bewundere ich. O, mein Freund,

welch ein gesegnetes Land und wie glücklich sind die, die hier sterben können."

„Hier leben vor Allem, bei Gott! Nirgends findest Du so heitere Nächte und so leichte Schönheiten. Nun und deine Liebe? deine Madonna?"

„Was willst Du sagen?" erwiderte Friedrich erröthend; glücklicherweise kehrte sich Antonio nicht um.

„Nun, die junge Mutter in dem alten Schlosse; hast Du sie denn schon vergessen?"

„Ach ich erinnere mich jetzt. Was soll ich Dir sagen? Man kann nicht lange in ein Traumgesicht verliebt sein; ich sah sie nie wieder."

„Bei meiner Ehre, das ist ein Glück für Dich, denn Du warst auf dem Wege zu einer wahren Leidenschaft. Ich glaube sogar, daß ich Dir eine Predigt deshalb gehalten habe. Was willst Du? Man hat so gut wie ein Anderer seine moralisirenden Stunden. Uebrigens war sie schön, diese blonde Deutsche, ein wahres Jungfrauengesicht — beruhige dich, Fiametta, ich spreche nur vom Standpunkte der Kunst — bah, wer weiß, Du hieltst sie für einen Engel; wenn Du sie wiedergesehen hättest, hättest Du vielleicht mit der Zeit eher Krallen als Flügel an ihr entdeckt. Du hättest da eine Täuschung verloren, aber trotz dem wäre sie eine prächtige Geliebte gewesen. Siehe, Du hättest sie mitnehmen, wir uns so begegnen und zusammen einige vergnügte Ausflüge machen sollen, das wäre köstlich gewesen; vielleicht wäre das Ende davon ein Tausch geworden, denn Fiametta wendet kein Auge von Dir. Nun, meine Schöne, ruhe Dich aus und gieb uns ein wenig von diesem süßen Aeotico."

„Noch immer derselbe," sagte Friedrich lächelnd.

„Immer heiter und das Leben liebend. Deine Gesundheit Friedrich! Fiametta wird Dir einschenken."

Die Italienerin nahm ein venetianisches, blumenartig emaillirtes Glas, und hob die Weinflasche, deren geschmackvolle Form von Strohflechten eingefaßt war, empor. Diese Stellung ließ die Ueppigkeit ihrer Gestalt und die Schönheit ihrer Arme hervortreten.

„Nicht wahr, sie ist schön," sagte Antonio. „Was würdest Du erst sagen, wenn Du sie in ganz leichtem, mythologischem Gewand sähest. Betrachte diesen Hals, diese Schultern."

Fiametta erröthete nicht einmal. Friedrich fühlte sich verwirrt. Er begriff diese Art, ein Weib, das man liebt, preis zu geben, nicht; dieser Ton, diese Geberden, die sich nicht um die Heiligkeit des Ortes kümmerten, flößten ihm geheimen Widerwillen ein; er hatte die ganze Verschämtheit, die ein wahres Gefühl verleiht, und fand einen solchen Gegensatz zwischen dem, was er hier hörte, und seinen gewohnten Gedanken, dem Kreis seines neuen Lebens, so daß er befangen und traurig blieb. „Und Deine Kunst?" sagte er zu Antonio um den Gegenstand des Gesprächs zu ändern.

„Meine Kunst," erwiederte dieser, „liebe ich noch immer, vorzüglich hier, wo ich sie besser verstehe, als in Eurem nebligten Deutschland. Eure steifen und blassen Jungfrauen, Eure langen Engel, alles das wiegt weder die Venus von Titian, noch die Feste von Veronese auf. Das Leben, die Farbe, das ist die Malerei, und nicht abgemagerte und nachdenkende Köpfe, ärmliche Formen und Seelen ohne Körper. Ja, ich liebe meine Kunst, sie, die die freie Entwicklung aller Leidenschaften und Gefühle erlaubt; ich liebe meine Kunst, ich liebe die abenteuernde Existenz des Malers, seine Freiheit, seine schrankenlose Laune."

Er fuhr in diesem Tone fort und setzte von Neuem mit seiner natürlichen Lebhaftigkeit seine Ansicht von der Entwicklung der künstlerischen Fähigkeiten durch das sinnliche und zügellose Leben auseinander. Dann zeigte er Friedrich einige Zeichnungen aus seiner Mappe. Mitten unter den Ausströmungen einer überreizten Phantasie gab es einige sehr kühne, aber vollkommen undeutliche Skizzen. Es waren gemeine Vorbilder, Formen von übertriebener Ausdehnung, ein harmonieloses Zusammenfließen der Farben, Scenen aus Orgien oder aus Harems, nackte Weiber, aber von einer Nacktheit ohne Anmuth und Scham, kurz, Fiametta auf tausenderlei Art dargestellt. Friedrich suchte in diesem Chaos vergebens einen Gedanken, ein originelles System, die Spur eines tiefen Gefühls. Er fand nur Unsicherheit und Unordnung, die verschiedenen Einflüsse, mehr von den Fehlern, als den Vorzügen jeder Schule. „Das ist ein Talent, das zu Grunde geht," dachte er traurig.

Sie sprachen noch lange mit einander. Als sie schieden, umarmten sich die zwei Freunde brüderlich.

„Leb wohl," sagte Antonio, „wer weiß, wann wir uns wiedersehen werden. Ich habe Dich unverändert gefunden, Du bist ein Deutscher, ein Träumer, ein Verehrer des Ideals geblieben."

„Leb wohl," sagte Friedrich, „Du bist etwas spöttisch und ausschließlich der Verehrung der Form hingegeben geblieben. Erinnere Dich nur, daß das Christenthum kam, und daß man selbst in der Malerei die Seele nicht mehr vernachlässigen darf."

Sie trennten sich mit dem Gedanken, daß sie sich ohne Zweifel nicht mehr wiedersehen würden. Uebrigens fühlte jeder, daß ihm sein Weg vorgezeichnet war, und mit dem des andern nicht zusammenlief. Es gab zwischen ihnen doch zu große Gefühlsverschiedenheiten, ihre Freundschaft hätte vielleicht denselben nicht widerstanden. Die Kirche, welche Friedrich so eben verlassen hatte, stand auf einem kleinen Hügel; bevor er den Hohlweg einschlug, der sie seinen Blicken entziehen mußte, drehte er sich um und schwang sein Schnupftuch zum Abschiedsgruß. Antonio, gestützt auf die Schulter der regungslosen Fiametta, folgte ihm mit den Augen. Die Gewänder, welche um die schöne Italienerin flatterten, fielen in eigensinnigen Falten bis zu ihren Füßen; der Widerschein der sinkenden Sonne verlieh ihnen glänzende Farben.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 15. 1845.

Henriette.

Aus dem Französischen des Alfred Leroux.

(Fortsetzung.)

„Dieses Weib ist sein böser Geist," dachte Friedrich. „Leidenschaftlich, bewundernswürdig schön, gewiß ohne Geist und ohne Herz (wie er sie behandelt), beherrscht und fesselt sie ihn durch das Vergnügen. Er hält die Launenhaftigkeit für Originalität, seine zügellosen Leidenschaften treiben ihn fort und er vergißt die ernste Seite seiner Kunst. Ist es noch Zeit, sein Talent zu retten?" — Während er ging, richtete sich sein Gedanke wieder auf die, die er wiedersehen sollte. — „Meine süße Henriette," sagte er, zu sich selbst sprechend, „welcher Unterschied zwischen diesem Weibe und Dir, oder vielmehr, kann man Euch nur vergleichen? Das, was Antonio so eben sagte, machte mein Herzblut stocken. Du an der Seite eines solchen Geschöpfes, armes Kind, Du würdest vor Kummer und Schande sterben."

Sein Herz ergoß und erleichterte sich, er glich einem Menschen, der in schwerer Luft erstickte, und nun in leichterer wieder auflebt. Er beeilte seinen Schritt, denn er ging der Güte, der Zärtlichkeit, der Hingebung, keuschen und heilsamen Gedanken entgegen. Er fand Henrietten ganz bestürzt über seine lange Abwesenheit und erzählte ihr seine Begegnung, nur das, was Bezug auf sie hatte, hinweglassend.

„Dieses Weib ist also sehr schön," sagte sie etwas errö-thend.

„Du bist schön und gut," erwiderte er, sie küssend.

Das arme Kind empfand aber doch etwas Unruhe. Sie wagte nicht, es zu gestehen; ein Verdacht hätte dieses liebende Herz gekränkt.

Als sie Abends ihre Blumen begoß, fielen einige Thränen darauf. Friedrich sah es nicht, er kam und ging, singend in ihrer Nähe.

„Du bist sehr heiter," sagte Henriette.

„O, das ist nur, weil ich noch nie so tief fühlte, wie sehr ich Dich liebe."

Sie sah ihn so offen, so zärtlich, daß sie schnell ihr Antlitz an seiner Brust verbarg, damit er an ihrer jetzigen Freude ihre frühere Furcht nicht errathen möge.

6.

Diese Begegnung führte Friedrich doch auf ernste Betrachtungen. Bis jetzt hatte er sich zu sehr in der Freude über diese Vereinigung berauscht, um zu denken, daß die Welt, von der er entfernt lebte, sie nur billigen würde, wenn sie von Gott gesegnet und von den Menschen anerkannt wäre. Er vertraute auf die Aufrichtigkeit seines Wunsches und schläferte sich in dem Reize der Gegenwart ein. Seit dem Tage, an dem er Henriette einige Worte über diesen Gegenstand gesagt hatte, hatte er mit ihr nicht wieder davon gesprochen, aber er fühlte so zu sagen, daß sie daran dachte, daß es ihr theuerster Wunsch, der einzige Mangel ihres vollkommenen Glückes sei, und daß nur ihre Bescheidenheit sie hindere, es ihm zu gestehen. Andrerseits, wenn er mit kaltem Blute an die Ansichten seines Vaters und an dessen Rohheit dachte, fühlte er sich von tödtlichem Schrekken ergriffen, denn gewiß würde der Baron nie in diese Heirath einwilligen. Diese Gedanken allein störten von Zeit zu Zeit die Heiterkeit seines Daseins, aber er entschlug sich ihrer gewöhnlich bald und hütete sich, sie Henrietten mitzutheilen. Diese hielt ihn aus einer unbekannten und nicht sehr reichen Familie entsprossen, sie wußte, daß er zu jung war, als daß seine Aeltern in seine Heirath einwilligen sollten, und erwartete vertrauungsvoll die Erfüllung eines Versprechens, das sie nicht gefordert hatte.

Nach der Begegnung mit Antonio verstand Friedrich seine Lage genau. Er lebte in einem Schlupfwinkel der Liebe, wo kein Geräusch von außen zu ihm kam. In seinem Leichtsinn hatte Antonio die Wahrheit gesagt, die Welt schien durch seine Stimme zu ihm gesprochen zu haben. Während Friedrich in Henrietten einen Engel an Aufopferung und Güte sah, hätte die Welt in der That in ihr nur seine Geliebte gesehen, und ohne ihre Tugenden und die Umstände zu unterscheiden, sie mit Fiametta gleichgestellt. Dieser Gedanke preßte Friedrichs Herz zusammen, es schien ihm, daß ihn nur zu denken, das Weib, das er liebte, entweihen heiße. Er hätte es nicht ertragen, sie erniedrigt zu sehen, und er beschloß, sie nicht länger einer peinlichen Beurtheilung auszusetzen, die der unvorhergesehenste Umstand zum Vorscheine bringen konnte. Ein Gedanke hatte ihn bis jetzt in seiner schweigenden Besorgniß aufrecht erhalten; er führte ihn aus und schrieb an die Tante Mariane, de-

ren Nachsicht er kannte. Er schrieb mit aller Hingebung der Leidenschaft und der Jugend, mit aller Kindlichkeit der ersten Liebe. Er fühlte so tief, daß ihn Henriette besser gemacht hatte, oder vielmehr, daß er nur dadurch gut sei, daß er sie liebe und von ihr geliebt werde, daß er ohne Furcht ihr sein Leben und seine Wünsche entdeckte. Er malte Henrietten so, wie sie war, das heißt mild, keusch und aufopfernd, zuerst unglücklich und gedemüthigt, denn aber durch die Liebe wieder auflebend. Mit einem Worte, er zeigte, daß sie zu seinem Leben so nothwendig sei, daß er an der Theilnahme seiner Tante nicht zweifle, und sich ihrer wohlwollenden Vermittelung zwischen ihm und seinem Vater anvertraue. Der Brief ging ab, von tausend Gebeten begleitet, und Friedrich, der nun die Zukunft für gesichert hielt, wandte sich wieder freudig der Gegenwart zu.

Diese zwei Kinder hatten herrlichen Zeitvertreib. Henriettens Traum war immer ein Pachthof, der Hahnenruf, das Geglucke der Hühner und die Kaninchen, welche die Weide rings herum abfraßen, gewesen. So mußte sie auch ihren Hühnerhof haben, und da gab es unendliche Freuden, förmliche Ereignisse und unabsehbare Berechnungen auf das Wachsen und Gedeihen dieser kleinen Familien; ein Ei war eine Neuigkeit; Friedrich belächelte dieses Entzücken und bewunderte die Kindlichkeit dieser Eindrücke. Er half ihr bei ihren ländlichen Arbeiten, aber sie behauptete, daß ihm die Neigung dazu, welche allein Beharrlichkeit verleiht, fehle, und daß er sich mehr mit ihr, als mit ihren Schützlingen beschäftige. Eines Tages saß Friedrich auf der Schwelle des Hauses und sah Henriette aus dem kleinen benachbarten Gehölze kommen; er konnte nicht recht unterscheiden, was sie auf dem Kopfe trug, es war ein ziemlich großer Gegenstand und schien in verschiedenen Farbentönen zu schillern. Als sie sich mehr näherte, sah er, daß es ein Korb voll Blumen und Gras war, den sie für ihre Kaninchen brachte, und den sie aus Laune so auf dem Kopfe trug, wie es die Landbewohnerinnen zu thun pflegen. Die grünen Zweige mit Feldblumen gemengt fielen in Unordnung über ihr Gesicht, das ganz roth vor Freude und Aufregung war, und das einer Blume mehr zwischen Kornblumen und Klatschrosen glich. Ihre schönen blonden Haare waren aufgelöst und wogten über ihre Schultern. Sie trug ein weißes Kleid, deren Aermel sie aufgeschürzt hatte, um sich freier zu bewegen; ihre zwei schönen Arme über dem Kopfe erhoben, gaben ihr das Aussehen einer antiken Vase. Man hätte sie für die reizendste Versinnlichung der Unschuld und der ländlichen Arbeiten halten können. Friedrich betrachtete sie mit Liebe, dann lief er ihr entgegen, aber bevor er ihr ihre duftende Last abnehmen half, küßte er sie durch die Blumen, während sie ihn lachend zurückstieß und sagte, es seine Verrätherei, da sie ihre Arme nicht frei habe und er ihre Wehrlosigkeit mißbrauche.

Gegen Mittag ging Friedrich aus, um in der nächsten Stadt einige Bücher zu holen, die er brauchte. Als sie allein war, folgte sie ihm mit den Augen, als ob sie ihn nicht wieder sehen sollte, und sie erinnerte sich jenes Abends in Heidelberg, wo sie ihm auf ewig Lebewohl zu sagen glaubte. Ihre Einbildungskraft schuf sich zu ihm zwei geliebte Häupter, das ihrer Schwester und ihres Kindes, die sie zwar weniger glühend liebte, aber keinen Augenblick vergessen hatte. Die Nachrichten von denselben waren fortwährend gut, das Kind wuchs, die Schwester hatte lichte Zwischenräume. Ungeachtet ihrer Sehnsucht, sie wiederzusehen, war doch nicht das die Ursache ihrer seltsamen Unruhe. In diesem Augenblicke sah sie den Boten, der gewöhnlich die Briefe brachte, kommen, und statt ihm entgegen zu laufen, wie sie es gewöhnlich that, wünschte sie, daß er weder etwas für sie noch für Friedrich habe. Er hatte nichts desto weniger zwei Briefe. Sie nahm sie mit einem peinlichen Vorgefühl und betrachtete sie einen Augenblick schweigend. Alle zwei waren von einer Hand, die sie wohl kannte, es war die der Tante Friedrichs, und sie erstaunte nur, daß einer derselben ihre Adresse trug. Friedrich hatte ihr immer gesagt, daß er zu jung sei, um alsogleich die Einwilligung seiner Verwandten zu ihrer Heirath zu erhalten, und übrigens, um das Geheimniß seiner Liebe nicht zu verrathen, mit Niemandem davon gesprochen habe. Sein Plan war, daß sie wieder nach Heidelberg zurückkehre und sich dort wie früher aufhalte, daß er sie da nach und nach kennen zu lernen scheine und daß er endlich seiner Familie seine Neigung für sie eingestehe und ihre Einwilligung zu ihrer Verbindung zu erhalten suche. Diese Art von Betrug widerstrebte ihnen beiden, aber sie fühlten seine Nothwendigkeit. Bis jetzt war ihnen Alles geglückt und nichts hatte das Geheimniß, in das sie sich hüllten, verrathen. Wie sollte sie sich also diesen Brief erklären? Henriette öffnete ihn zitternd und las zuerst mit Furcht, dann wurden ihre Augen vor Staunen groß, sie erblaßte und setzte sich nieder, da sie nicht mehr aufrecht sich erhalten konnte. Eine fieberhafte Kraft ließ sie bis zum Ende aushalten, aber bei den letzten Worten beugte sie den Kopf vorwärts und blieb ganz leblos. Der Brief entsank ihrer Hand und fiel auf die Erde. Dieser Brief war es, der ihr ganzes Lebensglück vernichtete. Er war kurz, aber jedes Wort, das er enthielt, mordete eine Hoffnung. Mit aller Güte eines gleich fühlenden Herzens geschrieben, war er nur um so schmerzlicher und die Stiche trafen um so sicherer. Henriette erfuhr zu gleicher Zeit Friedrichs Stellung und die Hindernisse, die sie für ewig trennten. Ich kenne, sagte am Schlusse die Tante Marianne, ich kenne durch Friedrich, dem ich glaube, Ihren ganzen Werth. Und darum schreibe ich Ihnen auch mit Achtung und richte mit Vertrauen meine Bitte an Sie. Entscheiden Sie selbst: Sie haben das Schicksal dieses Kindes in Ihren Händen. Der Schritt, den er bei mir that, beweist Ihnen seine Aufrichtigkeit. Er betet Sie an und ich bin gewiß, daß Sie dessen würdig sind; aber betrachten Sie einen Augenblick seine Umgebung, die Ansichten seines Vaters, die Meinung der Welt, die Sorge um seine Zukunft. Sie lieben ihn, Sie haben ihn zu allem Gutem und Nützlichem zurückgeführt. Ich habe in seinen Briefen die Veredelung seines Herzens und Geistes verfolgt, Sie lieben ihn

und Sie allein können ihn dazu zwingen, Sie nicht mehr zu lieben.

Als Henriette wieder zu sich kam, war die Sonne im Untergehen. Sie betrachtete zuerst die Gegenstände, die sie umgaben, dann legte sie die Hand auf ihr Herz, wo sie einen stechenden Schmerz fühlte, ohne sich noch zu erinnern, was ihr denselben verursacht hatte. Sie bemerkte den Brief zu ihren Füßen und Alles kam ihr wieder ins Gedächtniß zurück. Sie raffte ihn auf und wollte ihn wieder lesen, aber ihr Herz brach, ihre Thränen strömten endlich und verschafften ihr Erleichterung. Sie las laut, jeden Augenblick durch ihr Schluchzen unterbrochen; bald konnten ihre Augen die unglückseligen Zeilen nicht mehr unterscheiden; sie unterlag der Heftigkeit ihres Kummers. Endlich schien der Schmerz Waffenstillstand zu schließen, die Thränen blieben an ihren Wimpern hängen, sie blieb lange Zeit nachdenkend, dann sank sie auf die Knie, und blaß wie eine Todte that sie ein glühendes Gebet und faßte einen festen Entschluß. Das Opfer war beschlossen. Sie weinte nicht mehr, und schöpfte aus der Größe ihres Schmerzes selbst Muth; sie ordnete ihre aufgelösten Haare, wischte die Spuren von ihren Thränen ab und fand noch ein Lächeln, um Friedrich, als er zurückkam, zu empfangen. Sie gab ihm den Brief seiner Tante, der seine Adresse trug. Je mehr er las, desto heiterer wurde seine Miene.

„Siehe, Henriette," sagte er, „zum ersten Male habe ich Dich betrogen. Ungeduldig, unser Geschick zu vereinen, konnte ich nicht länger schweigen. Ich habe dieser guten Tante, von der ich mit Dir so oft sprach, geschrieben; ich habe ihr allein Alles anvertraut, denn ihrer allein bin ich sicher, und hier ist die Antwort. Ich sehe, daß sie während des Schreibens gerührt war, einige Worte sind sogar ausgelöscht, als ob Thränen darauf gefallen wären. Ohne mir etwas zu versprechen, nimmt sie mir doch nicht die Hoffnung, sie ruft mich zu sich, sie will mit mir sprechen, mich fragen. Das Leben ist sehr lang, sagt sie mir, das Verknüpfen zweier Geschicke ist so einflußreich."

„Die unsern sind fest bestimmt," sagte Henriette, sich zum Lächeln zwingend, dann, da sie fühlte, daß ihr vor Thränen die Stimme versagte, hielt sie ein und wollte sich entfernen. Kaum hatte sie einige Schritte gethan, als sie ohnmächtig niederfiel. Friedrich hatte die Aufregung ihrer Stimme bemerkt, er flog auf sie zu und fing sie in seinen Armen auf.

„Was fehlt Dir, theure Henriette," fragte er sie, als sie wieder zu sich kam.

„Die Freude, die Ueberraschung," antwortete sie mit unsicherer Stimme.

„Aber Du bist blaß, wie ich Dich noch nie gesehen habe. Bist Du krank?"

„Glaubst Du?" fragte sie lebhaft und mit einem sonderbaren Ausdrucke von Sehnsucht.

Friedrich wachte die ganze Nacht bei ihr. Sie hatte ein heftiges Fieber, aber sie wollte keinen Arzt rufen lassen. Sie sprach halbe Worte, Friedrich konnte nur seinen Namen erkennen, welcher jeden Augenblick über ihre Lippen kam. Gegen Tagesanbruch wurde sie ruhiger und schlief ein. Als sie erwachte, kniete er vor ihrem Bette.

„Henriette, meine Henriette," sagte er zu ihr, „Dich verlieren, hieße sterben."

„Du wirst nicht sterben," sagte sie, „denn ich werde leben."

Sie drückte ihn zärtlich an ihr Herz und hob einen engelgleichen Blick zum Himmel.

Von diesem Augenblicke an war nichts mehr von dem, was sie fühlte, äußerlich sichtbar. Friedrich sah sie anscheinend glücklich und sanft wie sonst. Das Geheimniß ihres Schmerzes blieb zwischen ihr und Gott. Sie ging öfter in die Kirche, dort weinte sie und das waren ihre glücklichsten Augenblicke. Wenn sie zurückkam, war sie ruhig und hatte noch für Friedrich Zärtlichkeiten und Freuden, die ihr das Herz zerrissen. Blos bei der Abreise hätte sie sich beinahe verrathen. Friedrich traf mit Vergnügen die Anstalten dazu. Henriette glaubte zu sterben, als sie die theuere Schwelle überschritt, auf der sie von dem Glück auf ewig Abschied nehmen mußte. In der Nacht, welche dem zur Abreise bestimmten Tag vorherging, stand sie leise auf. Der Himmel war mit Sternen besäet, die Strahlen des Mondes erleuchteten unbestimmt den kleinen Grasplatz vor dem Hause. Die Bäume und die Blumen waren regungslos. Vor diesen stummen Zeugen wagte Henriette sich ihrem ganzen Schmerze hinzugeben.

Sie nahm traurig von Allem Abschied und als bei der Abreise Friedrich zu ihr sagte:

„Warum uns betrüben? Wir werden unsere geliebte Hütte wieder aufsuchen," antwortete Henriette:

„Glaubst Du, daß es den Geistern erlaubt ist, die Orte aufzusuchen, die sie auf Erden geliebt haben?"

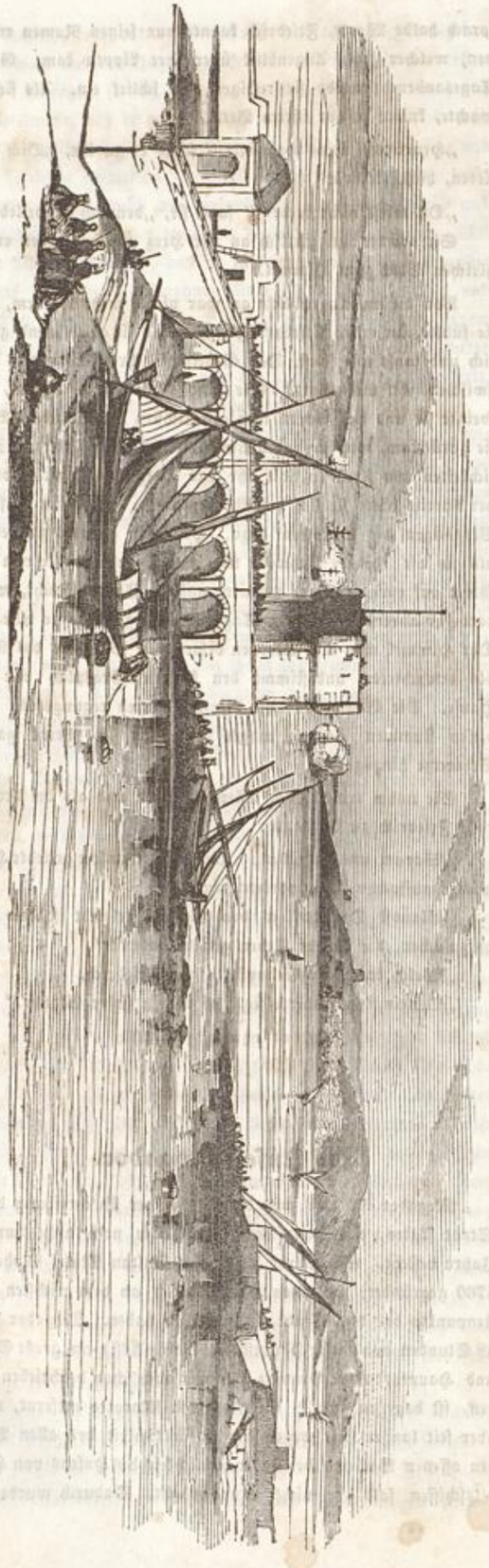
„Welch trauriger Gedanke!" rief Friedrich.

„O nein," erwiederte sie, „es ist ein süßer Glaube."

(Fortsetzung folgt.)

Die Insel Mogador.

Mogador ist, wie wir bereits bei der Beschreibung dieser Stadt sagten, eine ganz neue Stadt, die noch nicht hundert Jahre besteht. Sie wurde durch den Sultan Mulei Mohamed 1760 gegründet, um einen Handelshafen an dem nächsten Küstenpunkte bei der Stadt Marocco zu haben. Mogador liegt 48 Stunden von dieser Hauptstadt. Saffi (Asfi) ein große Stadt und Hauptort einer Provinz, die wir auch schon beschrieben haben, ist dagegen nur 38 Stunden von Marocco entfernt, wird aber seit langer Zeit wegen der Gefährlichkeit der allen Winden offenen Bai und der Unbequemlichkeit des Hafens von Handelsschiffen fast gar nicht mehr besucht. Dadurch wurde die



(Die Insel Mogador.)

Gründung Mogadors 20 Stunden südlich von Saffi an einem Küstenpunkte veranlaßt, wo der Schutz eines Inselchens einen bessern Ankerplatz gewährte, wenn derselbe auch in mehreren Punkten Manches zu wünschen übrig läßt.

Von den Maroccanern wird die Stadt Suerah genannt. Nur die Insel heißt bei ihnen Mogador und zwar nach einem heiligen Sidi Mogadul, dessen Grab man an der gegenüberliegenden Küste, südlich von Suerah, sieht. Dieses Grab und die Kapelle dabei sind älter als die Gründung der Stadt. Sonst befand sich auf der Insel ein kleines Fort, das von den Portugiesen angelegt war.

Auf den ersten Blick erkennt man, daß die Stadt ihre Lage dem Ozeane hat streitig machen müssen. Ihre vorgeschobenen Batterien werden von den Wogen bespült und ihre Mauern an der Seeseite, auf Felsen mitten im Wasser, dienen zu gleicher Zeit als Damm und Wall. Sie scheinen den Wogen herausfordernd zu trotzen, die sich fast unabläßig wüthig da brechen und oftmals den Gipfel mit ihrem Schaume bedecken. Bei minder stürmischem Wetter bemerkt man von den platten Dächern der Häuser unaufhörlich die weißen dunstigen Säulen, welche das Anschlagen der Wellen gegen die Felsen über die Mauern im Westen emporwirft. Bei stürmischem Wetter, wenn der Wind heftig weht, sieht Mogador von weitem aus wie verloren in Wasser und Sandwolken, die der Wind gleichzeitig mit den Meereswogen auftreibt. Alles ist jenseits der Mauern beweglich, die Wüste wie der Ozean. Die Dünen von Triebsand ändern ihre Gestalt so häufig, daß sie oft am nächsten Tage einen ganz andern Anblick gewähren als am Tage vorher. Das Ungestüm des Windes und des Meeres macht auf die Phantasie einen gewaltigen Eindruck, besonders wenn man sich das Ganze in dem Augenblicke vorstellt, wo die Ausrufer der Moscheen auf den Minarets durch das Toben der Elemente hindurch mit kreischender monotoner Stimme die Verse aus dem Koran herschreien, welche die Muselmänner zum Gebet rufen.

Der Hafen wird durch die schon erwähnte kleine Insel gebildet, welche im Südwesten von dem Landungspunkte liegt. Die Handelsschiffe ankern an der östlichen Küste der Insel, wo sie vor den West- und Nordwinden geschützt, aber den südwestlichen ausgesetzt sind, die schon häufig den Untergang von Schiffen mitten im Hafen veranlaßt haben. Die Verbindung zwischen dem Hafen und der Stadt wird durch Schaluppen und Böte unterhalten, welche auch die Ladungen transportiren, weil die Tiefe nicht bedeutend genug ist, um den Schiffen die Annäherung zu gestatten.

Die Insel ist eine Viertelstunde lang, 600 Klaftern breit und mit vier gemauerten Batterien bewaffnet. Der bedeutendste Theil der Festungswerke der Stadt bestreicht die Insel und den Ankerplatz.

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder- Magazin

№ 16. 1845.

Henriette.

Aus dem Französischen des Alfred Leroux.

(Fortsetzung und Schluß.)

Sie reisten ununterbrochen bis sie nur noch eine Tagereise von Heidelberg waren. Sie stiegen in demselben Gasthause ab, in dem Friedrich Henrietten gefunden hatte, als sie seine Liebe und ihre eigene Schwäche floh. Es war das Ziel der Reise, es war auch das Ziel von Henriettens Kraft. Sie beeilte sich, die Verstellung, die sie geübt hatte, abzuwerfen und gleichsam der Freiheit der Thränen sich zu erfreuen. Tags darauf sollte Friedrich nach Mannheim gehen, wo seine Tante ihn erwartete, während Henriette in Heidelberg sich einmiethen sollte. Am Abend wiederholte er ihr alle seine Pläne für das Glück, das sie bald vereinigen sollte.

Sie schloß ihm mit ihrer Hand den Mund, dann warf sie sich vor ihm auf die Kniee und sagte: „Friedrich, zweifelst Du an meiner Liebe?"

„Ich?" rief Friedrich erstaunt. „Was bedeutet das?"

„O, ich möchte sterben!" sagte sie schluchzend.

„Was fehlt Dir? Um Gottes Willen! antworte mir."

Henriette stützte ihren Kopf auf Friedrichs Knie; sie machte eine Anstrengung, um zu antworten, aber es war ihr unmöglich. Er betrachtete sie ängstlich und ahnete ein Unglück, das er nicht errathen konnte.

„Solltest Du noch an die Vergangenheit denken?" fragte Friedrich mit einem Strahle von Hoffnung.

„Nein, nicht an die Vergangenheit, sondern an die Zukunft!"

„Die Zukunft ist glücklich, sie verspricht uns eine ewige Vereinigung."

„Du irrst Dich; wir müssen uns trennen."

„Uns trennen? Was hast Du gesagt? Das ist nicht Dein Ernst, nicht wahr?"

Sie gab ihm den Brief seiner Tante. Nun verstand er Alles. Tausend Erinnerungen an Henriettens Trauer drängten sich seinem Geiste auf; aber der Gedanke an eine Trennung stand ihm so fern, daß er ihn nicht fassen konnte. Er empfand eine furchtbare Angst, aber doch sagte er:

„Nun wohl, meine theuere Henriette, meine Tante mußte vielleicht so sprechen, wie sie es that, aber ist deshalb Alles verloren? Sie ist gut, sie liebt mich, und wenn sie sehen wird, daß sie mich auf ewig unglücklich machen würde, so wird sie es nicht wollen."

„Aber siehst Du nicht, daß ich es jetzt will," sagte sie leiser, „ich will es."

Er erhob sich mit heftiger Bewegung und betrachtete sie zornig, aber sie fuhr fort, seine Kniee zu umklammern und sagte zu ihm: „O, stoße mich nicht zurück, verzeihe mir, verzeihe mir; ich muß, ich fühle, daß ich es muß."

„Du liebst mich und Du verläßt mich? Du, für die ich Alles geopfert hätte, Familie, Reichthum, Zukunft."

„Ach, das eben will ich nicht!"

Dabei schlang sie ihre Arme um seinen Hals und erklärte ihm, daß ihr Entschluß unwiderruflich sei.

Friedrich stürzte hinaus wie ein Wahnsinniger, und als Henriette allein war, weinte sie nicht; sie saß da wie vernichtet.

Friedrich ging zuerst auf gut Glück in freier Luft dahin, um die Heftigkeit seines Zornes ausbrausen zu lassen. Bald stieß er gegen seine Tante und seinen Vater Drohungen und Schmähungen aus, bald faßte er ausschweifende Pläne der Verzweiflung; er wollte sterben und denjenigen einen ewigen Vorwurf hinterlassen, deren kalte Vernunft ihn gemartert hatte. Dann wurde er wieder gerührt, wenn er an Henriette, die er allein und trostlos verlassen hatte, dachte, und war auf dem Punkte, zu ihr zurückzukehren, sie zu trösten und sich ihr so unglücklich zu zeigen, daß sie seinen Bitten nicht widerstehen könnte. Dieses letzte Gefühl bekam das Uebergewicht. Das Schweigen der Nacht, die traurigen Aussichten, tausend Erinnerungen, die sich vereinten, um ihn zu rühren, dämpften endlich seinen Zorn und machten ihn sanfteren Gefühlen zugänglich. Er kehrte zurück und drang ohne Geräusch in das Zimmer, wo Henriette schlief. Er weckte sie mit Küssen, und auch diesmal folgte Versöhnung, wenn auch Henriette fest bei ihrem Plane blieb. Die Trennung erfolgte und Friedrich reiste in seine Heimath zurück. Sein Vater war älter, kränklicher und also auch mürischer. Ihre erste Unterredung war aber doch sehr zärtlich. Der Baron ließ eine Thräne über seine gefurchte Wange gleiten, Friedrich zeigte eine krankhafte Empfindsamkeit. Vielleicht wußte oder errieth sein Vater die Ursache der-

selben; er war zart genug, ihn nicht darum zu fragen. Nach Verlauf dieser ersten Augenblicke gewann sein Charakter wieder die Oberhand.

Friedrich brachte in seinem väterlichen Schlosse lange Tage voll von demselben Gedanken zu, seine Wangen wurden hohl, seine Blicke verriethen seine Leiden. Sein Vater wurde unruhig darüber. Er sprach mit ihm von neuen Reisen, von Frankreich, das er immer wiederzusehen gewünscht hatte; aber er sei jetzt zu alt dazu, und Alles sei für ihn aus. Gewiß ist es traurig, am Ende seines Lebens so allein zu stehen, aber er wollte vor Allem, daß sein Sohn ein Mann werde. Ein Jahr mehr würde seine Gedanken reifen, er würde dann daran denken, ihn zu verheirathen.

Bei diesen Worten fühlte Friedrich Todeskälte im Herzen, er schwur sich, nicht darein zu willigen; der Baron verfolgte seine Pläne und sprach gebieterisch. Diese Sprache, dieser Zwang verletzten Friedrichs Empfindlichkeit und verursachten ihm furchtbare Leiden. Er sah die kindliche Gestalt Henriettens noch lebhafter, noch liebenswürdiger als sonst, und konnte nicht begreifen, daß er sich von ihr getrennt hatte. Er fühlte, wie sich seine Kräfte in dieser Einsamkeit erschöpften, und sein Gemüth in diesen täglichen Kämpfen sich verbitterte, er gab also dem Wunsche seines Vaters nach und reiste nach Frankreich, das Herz leer, ohne Pläne für die Zukunft und ganz der Vergangenheit zugekehrt.

Während dieser Zeit versuchte Henriette ihren Schmerz durch Beschäftigungen, die sie dem wirklichen Leben zurückgaben, zu betäuben. Da sie sich wieder in Heidelberg ansiedeln wollte, hätte sie gern wieder die kleine Wohnung bezogen, in der sie Friedrich zum ersten Male gesehen. Unglücklicher Weise war sie vermiethet und diese süße und peinliche Erinnerung blieb ihr versagt. Sie fand nur in demselben Hause ein Zimmer, wo sie sich indessen einrichtete. Da überließ sie sich bald dem Schmerze und brachte ihre Tage in Thränen zu, bald setzte sie sich ergeben und fast heiter zur Arbeit und betrog die Stunden, indem sie in Gedanken immer von Neuem das lange und theure Gedicht ihrer Liebe wiederholte. Sie hatte dem Arzt geschrieben, um ihn zu fragen, ob ihre Schwester und ihr Kind zurückkommen könnten; er hatte eine weitere Frist vorgeschlagen. Henriette sehnte sich nach ihnen und doch fühlte sie mit Schrecken, daß sie dann nicht mehr allein sein würde, und die Einsamkeit war für sie Muße zum Weinen. Ihre einzige Freude waren Friedrichs Briefe, sie las sie zwanzig Male und fing an, ihm zu antworten, aber die Aufregung unterbrach sie, die Feder entfiel ihrer Hand und die Nacht traf sie oft mit starrem Blick, das Gesicht über das von Thränen durchnäßte Papier gebeugt. Die Tante Mariane schrieb ihr auch von Zeit zu Zeit. Sie richtete ihren Muth durch freundliche Worte auf und erhob sie in ihren eigenen Augen durch die Achtung, die sie ihr bezeugte.

So verging der Winter. Sie lebte, wenn ein ewiges Bedauern leben heißt. Und doch muß man zugeben, daß die erste Zeit des Schmerzes vielleicht noch die erträglichste ist. Die Täuschung des Glückes scheint noch fortzudauern. Man kann nicht an sein Ende glauben. Man wartet, die Tage verfließen, es ist nur eine Abwesenheit. Man entwöhnt sich nicht so leicht des Anblickes einer geliebten Person. Aber wenn Monate entflohen sind, ohne eine Veränderung zu bringen, wenn man das Gewicht der Zeit auf sich lasten fühlt, wenn man sich sagt: Heute, Morgen, in Jahren, und Niemand und nie, nie, dann faßt Verzweiflung das Herz, das Unglück erhebt sich in seiner ganzen Ausdehnung und seine Länge macht vor Schrecken zurückschaudern. So ging es Henrietten. Sie fühlte eine schreckliche Leere, die nichts ausfüllen konnte. Der Grundgedanke ihres Lebens war verloren; sie suchte ihn und fand ihn nicht. Es ist ein schmerzlicher Augenblick, wenn man die Pläne aus seiner Seele reißen muß, die sie so schön erfüllten. Das Leben erscheint zwecklos; wohin streben? wofür sich ermüden? Dann betrachtet man das Grab als einen Ort der Ruhe und des Schlafes, wo der Traum der Vergangenheit seine Bitterkeit verliert. Selbst die Briefe Friedrichs, welche bis jetzt der einzige Gegenstand von Henriettens Erwartung gewesen waren, wurden für sie die Quelle von Unruhe und Schrecken. Wenn sie einen bekam, betrachtete sie ihn lange Zeit, bevor sie das Siegel erbrach, dann las sie ihn hastig und ward darauf noch entmuthigter. Diese Zeichen von Friedrichs Zärtlichkeit stürzten sie in unerschöpfliches Bedauern, seine Abwesenheit schien fühlbar zu werden, sie sah ihn so, wie sie ihn so oft neben sich gesehen hatte. Ach! die Täuschung währte nur kurz, und statt seiner bekannten und überredenden Stimme fand sie nur kaltes Papier und machtlose Worte, denen sein Ausdruck und sein Blick Leben gegeben hätte. Friedrichs Liebe schien sich übrigens durch die Entfernung nur gesteigert zu haben. Immer wurden seine Briefe leidenschaftlicher, sein Bedauern schmerzlicher. Henriette sah ein, daß sie ihre Aufgabe nur halb erfüllt hätte, wenn sie ihn nicht ganz sich selbst wiedergab. Sie bat ihn also, ihr nicht mehr zu schreiben. Er widerstand und schwur, daß er diesen einzigen Trost nie aufgeben werde. Da flehte Henriette sein Mitleid für sie selbst an. Ich fühle, mein Freund, schrieb sie ihm, daß jeder Ihrer Briefe ein vorübergehender Genuß ist, der mir ein ewiges Leiden mehr zurückläßt. Sie sehen ein, daß mich die Nothwendigkeit zwingt, mir dieses grausame Vergnügen zu versagen. Dieser Brief sei also der letzte zwischen uns. Könnte er Ihnen alle Zärtlichkeit bringen, die ich für Sie in meinem Herzen trage. Mein Freund, eine einzige Bitte: denken Sie an sich, an Ihre Zukunft, so allein können Sie die Vergangenheit zurückbeschwören. Erinnern Sie sich an meine frühern Wünsche und täuschen Sie sie nicht. Und jetzt leben Sie wohl, bis zu jenem Orte, an dem wir das Recht haben werden, uns ewig zu lieben. Eine geheime Freude erfüllt in diesem Augenblicke meinen Geist; ich denke, daß, wenn Sie sich je ändern sollten, ich es nicht wissen werde, und daß Sie für mich ewig jung und treu bleiben werden.

Das letzte Band war zerrissen. Henriette hoffte, daß die Ergebung ihr leichter werden würde.

Aber als der Frühling wieder kam, erwachte ihre Sehnsucht und ihre Trauer; sie grämte sich und erkrankte endlich schwer. Aber sie starb nicht. Selten tödtet der Kummer, wie viele geliebte Todte würden uns sonst nach sich in das Grab ziehen. Auf den höchsten Grad des Fiebers folgte eine Art Erstarrung, wo Henriettens Augen geschlossen und ihre Glieder regungslos blieben; ihre rechte Hand nur war gegen ihr Herz gepreßt, wie um dort ein geheimes Leiden zu ersticken. Eines Tages endlich that sie eine leichte Bewegung, öffnete die Wimpern und schien aus einem langen Schlafe zu erwachen. Sie blickte um sich voll Erstaunen und glaubte Anfangs, daß ihr Auge sie täusche. Die Tante Marianne hielt sie bei der Hand; ihr gegenüber stand ihre Schwester, auf den Armen ihr Kind, ihr rosiges und lächelndes Kind haltend; sie hatte nicht mehr ihren unruhigen Blick. Der Arzt, den sie wieder erkannte, saß neben dem Bette und betrachtete sie aufmerksam.

„Sie ist gerettet," sagte er endlich.

Später kam die Tante Mariane wieder und führte sie aus den Thoren Heidelbergs an den Fuß des Berges mit dem alten Schlosse in ein kleines Haus, das ein lachender Obstgarten umgab, und kündigte ihr an, daß sie zu Hause sei und daß sie dieses in ihrem Geschmacke für sie gemiethet habe. Henriette erröthete vor Freude und bezeugte ihre Dankbarkeit.

In dieser einfachen Wohnung, entfernt von der Welt, die sie nicht vermißte, umgeben von Achtung und heilsamer Zuneigung, fühlte Henriette, daß sie den Hafen erreicht und endlich den Lohn für ihr Opfer erhalten habe. Die Vergangenheit erschien ihr wie einer jener schönen Träume, die nach dem Erwachen weiter verfolgen zu wollen unsinnig wäre, und ihre Liebe, die zu einer guten Handlung geworden, die durch die Entsagung gereinigt und durch die Zeit und die Entfernung gemildert war, blieb ihr nunmehr eine theuere und heilige Erinnerung.

8.

Die Jahre waren einander gefolgt. Die langsame Veränderung, welche die Zeit mit sich bringt, war erfolgt. Henriette fühlte die Genugthuung der erfüllten Pflicht. Friedrich hatte die Kraft gefunden, welche dem Manne zukömmt, und die von diesem sanften Engel gesäeten Früchte erntend, trat er ins praktische Leben mit gediegenen Kenntnissen, erhabenem Geist, einer fruchtbaren Erinnerung und einem heiligen Ehrgeize, dem er genügen mußte. Wird er sein Ziel erreichen? Wird er ein Mann werden, wie ihn Henriettens Liebe geträumt hatte. Wer wüßte es? Aber das ist gewiß, daß diese keusche Liebe seine erste Jugend behütet und köstliche Keime in seiner Brust gelassen hatte. Als er nach drei Jahren von Beobachtungen und Reisen zurückkam und von Neuem den Hammer an der Thüre seiner Tante Marianne hob, hatten viele Gedanken sein Haupt durchzogen. Er lächelte, wenn er an den Abend dachte, wo er als sorgloser junger Mensch zum ersten Male an dies befreundete Haus gepocht hatte. Nach dem Entzücken des Wiedersehens konnte er sich nicht hindern, in Träumerei zu versinken. Neben ihm sitzend ließ seine Tante schweigend ihre unermüdlichen Stricknadeln laufen. Nichts war in ihrem Anzuge um sie herum verändert; das bescheidene Licht einer kleinen Lampe beleuchtete halb ihre wohlwollenden Züge, zuweilen betrachtete sie Friedrich, dessen Gesicht einen männlicheren Ausdruck bekommen hatte, ohne die Sanftmuth, die ihm so viel Reiz verlieh, zu verlieren. Endlich, als ob sie ihren eigenen Gedanken antwortete, sagte sie: „Henriette befindet sich wohl."

Friedrich hob lebhaft den Kopf. „Ist sie glücklich?" fragte er. „Täuschen Sie mich nicht."

„Sie ist so glücklich, als sie es jetzt sein kann."

Friedrich richtete nun tausend Fragen an seine Tante, die sie bereitwillig beantwortete. Er war nicht mehr der junge Mensch, trunken von Liebe und von Schmerz, es war ein ernster und ergebener Freund, der sich um eine theuere Zuneigung erkundigte. Er sprach von seinem vergangenen Leben, wie von einer noch immer geliebten Zeit der Täuschung, die aber nicht mehr zurückzurufen sei. Aber die Fluth der Erinnerungen riß ihn doch mit sich, er fühlte den Unterschied der Zeiträume und betrübte sich, als er die Veränderung entdeckte, die in ihm vorgegangen war. „Welch trauriges Ding," sagte er, „ist das Herz des Menschen. Kaum einige Jahre und tausend andere Sorgen trösten ihn. Die Gegenwart hält ihn zurück, die Zukunft beschäftigt ihn, der Ehrgeiz beginnt zu keimen. Ich fühle es, meine Liebe ist entflohen und ich würde sie vergebens zurückrufen wollen, aber wenigstens bleibt mir ihr Andenken, es bezaubert mich noch und ich wollte es nicht aus meinem Leben reißen."

„Mein Freund," erwiederte ihm seine Tante mit ernster Stimme, „das ist die Wahrheit: Alles trägt seine Bestimmung in dieser Welt mit sich; dieses, glaube ich, geht aus Deiner Jugend hervor. Eure Liebe war eine Ausnahme. Wie alle Täuschungen, konnte sie sich nicht halten und mußte vor der Wirklichkeit fallen. Ach, gebrechlich ist das Glück, das nur auf einer Ausnahme beruht. Ein Tag kömmt, ein Hauch weht und Alles ist zerstört."

„Sie müssen so denken," sagte Friedrich nach einigen Augenblicken. „Die Moral, die Religion, ich gestehe, Alles verdammt die Liebe, die nicht gesetzlich ist, aber wie süß, wie gut war die, die wir empfanden. Welche geheime Tugend enthielt sie, um ein solches Ende nehmen zu können. Er war eine wahre Liebe, eine seltene Vereinigung der Tugend und der Unschuld. Ich habe andere Liebesverhältnisse gesehen. Sie endeten schlecht, weil sie schlecht angefangen hatten. Erinnern Sie sich an Antonio; seine Liebschaft mit Frau von Rendorf hatte die Eitelkeit

geknüpft und gelöst. Wer weiß, wo er jetzt ist, auf dem unglücklichen Wege, den er einschlug. Die sinnliche Liebe verdirbt, erniedrigt seine Neigungen, entnervt sein Talent; er verliert sein Leben, wenn ihn nichts aufhält. Henriettens Liebe hatte nichts dem Aehnliches, sie hat mich auf bessere Wege geführt, sie leuchtet mir noch immer bei meinen edelsten Bestrebungen voran und ich kann sagen: Glücklich die, die so geliebt haben. Die wahre Liebe, selbst wenn sie auf einer Ausnahme beruht, fängt gut an und endet eben so, sie nährt sich von allen schönen Seiten des Geistes und Herzens, sie entwickelt sie, sie ist heilsam, und wenn der Moment, wo sie brechen muß, kömmt, findet sie immer die Hingebung, um sich in dem Opfer aufrecht zu erhalten, und die Erinnerung, um sich zu trösten."

Friedrich hatte mit Begeisterung und Ueberzeugung gesprochen; seine Tante hatte ihm aufmerksam zugehört. Als er inne hielt, legte sie sanft ihre Hand auf seinen Arm und sagte zu ihm mit Güte:

„Du hast so eben Wahrheiten gesagt. Eine solche Liebe ist sehr selten, aber sie ist heilsam und schützt vor dem Bösen, das sie zerstören würde. Uebrigens glaube mir, mein Freund, glücklich sind diejenigen, die sie bei dem Weibe finden, das sie als Gattin heimführen können. Sieh, welcher Kummer, welche Schmerzen das Ende Eurer Liebe bezeichneten, denke, um welchen Preis ihr ein Wenig dieser Ruhe erlangt habt, die unter anderen Verhältnissen Euch so natürlich zu Theil geworden wäre."

Sie führte das nicht weiter aus, Friedrich antwortete nicht. Er fühlte die Richtigkeit ihrer Betrachtungen, und der Gedanke an eine Heirath hatte sich schon unbestimmt seinem Geiste vorgestellt. Er sah den Augenblick voraus, wo dieses Band sein Leben feststellen und die Wünsche seines Vaters krönen werde. Er fühlte wohl, daß ihm jetzt die Glut der ersten Liebe fehlen werde, aber er glaubte mit Recht, daß die heftigsten Gefühle nicht die dauerndsten und sichersten seien.

Doch bewegten tausend Träume der Vergangenheit sein Herz. Seine Heilung war vielleicht nicht so gewiß, als er glaubte. Er konnte der Sehnsucht, Henrietten zu sehen, nicht widerstehen, und schlug, als es Tag ward, den Weg nach Heidelberg ein. Sein Tante hatte ihm das Haus am Fuße des Berges geschildert, er fand es ohne Mühe, aber als er es erblickte, pochte ihm das Herz so heftig, daß er still stand und nicht anzuklopfen wagte. Der kleine Garten, welcher es einschloß, war nur mit einer ziemlich hohen Hecke von Hagebutten, Weißdorn und Flieder umgeben. Friedrich ging daran herum, voll Unentschlossenheit und Verwirrung, als ein leises Geräusch von Schritten ihn zittern machte. Er näherte sich der Hecke und trachtete, indem er einige Zweige zur Seite schob, in den Garten zu sehen. Der Zufall schien seine Wünsche erfüllen zu wollen: es war Henriette. Weiß gekleidet, ihre schönen Haare um ihren Kopf geflochten, hatte sie noch immer denselben Ausdruck von Unschuld und Güte, dem etwas Schwermuth noch mehr Reiz verlieh. Sie pflegte die Blumen ihres Gartens, zwar ernst, aber nicht traurig. Friedrich wagte nicht zu athmen und fühlte, als er sie sah, seine ganze Liebe wieder aufleben. Einen Augenblick ging sie so nah an der Hecke vorbei, daß er sich entdeckt glaubte; er täuschte sich. Henriette bückte sich und pflückte einen Tag- und Nachtschatten, ihre Lieblingsblume, die er ihr am Tage einer ländlichen Hochzeit dargeboten hatte. Sie sog lange den Duft ein, ihr Blick verlor sich ins Weite, als ob ihr Gedanke Jemanden suche, und Friedrich glaubte auf einem der Blätter etwas Glänzendes zittern zu sehen. War es eine Thräne oder ein Thautropfen? Henriette steckte die Blume an ihre Brust und schien Muth zu schöpfen. Ein süßer Ausdruck von Heiterkeitte verbreitete sich über ihr Antlitz. In diesem Augenblicke ließ sich eine Kinderstimme im Hause vernehmen. Henriette stürzte schnell fort. Friedrich sah sie eine enge Treppe, die ihre kleinen Füße kaum berührten, hinaufsteigen, und sie entschwand seinen Blicken.

Friedrich besuchte sie nicht. Er hatte Alles verstanden: das stumme Bedauern, die ewige Erinnerung und die Ergebung. „Ich darf diese Ruhe nicht stören," sagte er zu sich. „Alles ist aus; man muß nichts wieder anfangen. Arme Henriette, ich weiß wenigstens, daß es auf der Welt ein Herz ohne Vergessen giebt."

Er stieg langsam den Berg hinan und besuchte die schönen Ruinen. Er setzte sich dem halbzerbrochenen Säulengange gegenüber, unter dem ihm Henriette erschienen war. Da hatte er seine ersten Träume geträumt, da als junger Mensch seine ersten Thränen vergossen. Die Luft war erstickend, der Himmel war bedeckt, finstere, unbewegliche Wolken zeigten sich an demselben. Friedrich blieb beinahe der ganzen Tag in seine Betrachtungen versenkt, bald sie auf die Vergangenheit richtend, bald die Zukunft, die sich unbekannt vor ihm eröffnete, befragend. Als es Abend ward, stand er auf und warf einen langen und letzten Blick um sich. Er fühlte sich beruhigt durch Achtung für das, was nicht mehr war, und von Muth für das, was er noch zu thun hatte. Sein ganzes Leben und das Henriettens schien ihm in den gefühlvollen Bildern der Natur zu erscheinen; duftende Blumen bedeckten die Ruinen, Vögel sangen auf ihren versteckten Trümmern; des Tages Glut war vorbei, der Sturm war weiter gezogen; einige Wolken zeigten sich noch am Horizonte, aber ein leichter Wind zerstreute sie, und Alles verkündigte die Ruhe und Heiterkeit des kommenden Tages.

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 17. 1845.

Zwei Diebe.

Herr von Saint Moris, ein junger Mann aus guter Familie, der sich um eine annehmliche Anstellung bewarb, machte, bis es dem Minister gefallen würde, seine Wünsche zu erfüllen, eifrig einer jungen Wittwe den Hof und hoffte, sie zu vermögen, ihm Herz und Hand zu reichen. Hatte er diesen doppelten Zweck erreicht, so meinte er auf die angenehmste Weise in die Welt eintreten zu können, im Besitz nämlich einer reichen Frau und eines ehrenwerthen Amtes. Leider gingen aber seine Angelegenheiten nur sehr langsam vorwärts; der Minister beeilte sich nicht, sein Versprechen zu halten, und wie er mit der Frau von Marans (so hieß die Dame seines Herzens) daran sei, vermochte er durchaus nicht zu ergründen. Bald schien die Wittwe seine Hoffnungen zu ermuthigen, bald empfing sie ihn kalt wie einen gewöhnlichen Bekannten, dessen Förmlichkeitsbesuch lästig wird und Zeit raubt, die besser hätte angewendet werden können. Er hatte ihr gleichwohl seine Liebe erklärt und seine Wünsche waren nicht gerade abgewiesen worden; man duldete seine Huldigungen, und so kam er endlich zu der Ansicht, die Frau von Marans sei unbeständig und ihre Gesinnungen änderten sich je nach den kleinen Vorkommnissen, welche den Tag ausgefüllt hatten.

„Sie ist eine Kokette," dachte er, „die sich allen Einfällen hingiebt und ihren Wittwenstand benutzt, um selbst ihre kindischesten Launen zu befriedigen; sie benutzt, ja sie mißbraucht ihre Stellung. Man weiß ja, daß der glücklichste Stand für eine Frau bei uns der ist, jung, reich und Wittwe zu sein. Die Frau von Marans vereinigt diese drei Vorzüge in sich und weiß sie zu benutzen."

Herr von Saint Moris meinte indeß, wenn sie nur erst seine Frau sei, werde er diesen unbeständigen Charakter schon zu ändern wissen. Er fand sich deshalb sowohl aus Eigennutz als aus Liebe häufig bei ihr ein, denn er liebte die Frau von Marans wirklich und seine Wünsche sollten ebensowohl seinen Eigennutz als seine Liebe befriedigen.

Eines Abends nun, kurz vor acht Uhr, erschien er in der Hoffnung bei ihr, sie allein zu finden und ungestört von seiner Liebe sprechen zu können, ohne die unangenehmen Verblümelungen anwenden zu müssen, zu denen die Anwesenheit eines Dritten einen Liebhaber immer nöthigt.

Frau von Marans erhob sich halb, als sie ihn erblickte, und sagte:

„Ah, Sie sind es, Herr von Saint Moris? Ich dachte eben an Sie."

„An mich, gnädige Frau? Ich wäre so glücklich, Ihre Gedanken zu beschäftigen? Sie entzücken mich . . .?"

„Mein Gott ja," sagte sie, indem sie ihm die Hand reichte, „gehören Sie nicht zu meinen Freunden?"

„Ich bin der wärmste, aufopferndste Ihrer Freunde," antwortete Herr von St. Moris, indem er die Hand der Wittwe ergriff. „Sie wissen es ja, meine Freundschaft für Sie ist eine Leidenschaft."

„Ja, Sie lieben mich," entgegnete die Frau von Marans zerstreut, „und Sie wollen mich überreden, Ihre Liebe würde mir endlich das Glück geben, das ich bis jetzt nicht gefunden habe."

„Wenn die feurigste Liebe," fiel Herr von Saint Moris schnell ein, „ein Pfand des Glückes ist, so können Sie darauf bauen, gnädige Frau . ."

„Sprechen Sie nicht von der feurigsten Liebe; ich weiß, was solche Worte zu bedeuten haben."

„Erlauben Sie mir, nicht Ihrer Meinung sein zu dürfen."

„Herr von Marans war ein alter Mann," fuhr die Wittwe fort, „mit dem ich eine Convenienzheirath schloß und der zu verständig war, als daß er von feurigster Liebe hätte sprechen sollen . . Das also meine ich nicht."

Diese letzten Worte brachten Herrn von Saint Moris etwas aus der Fassung, denn da die Frau von Marans wußte, was die Betheuerung der feurigsten Liebe zu bedeuten hatte und doch nicht von ihrem verstorbenen Manne sprach, so mußte es also noch Jemanden geben, der mit ihr von Liebe gesprochen hatte.

„Wissen Sie, wie lange ich Wittwe bin?"

„Seit drei Jahren, glaube ich."

„Sehr richtig. Ich lebte einige Jahre glücklich mit meinem Manne, bis das Mißgeschick mir ihn entriß."

„Das Mißgeschick, gnädige Frau?"

„Allerdings. Ich lebte angenehm im Schutze seiner Weisheit; er hatte die Mäßigung seines Charakters auch auf mich überzutragen gewußt. Sobald ich aber seinen Rath entbehrte,

änderte sich das alles. Ich war Wittwe und eine Wittwe, namentlich wenn sie jung und reich ist . ."

„Gnädige Frau," fiel Herr von Saint Moris mit der in einem solchen Falle nöthigen Verstellung ein, „das Einzige, was mir an Ihnen mißfällt, ist Ihr Vermögen."

„Ich glaube es," antwortete Frau von Marans lächelnd, „und was ich Ihnen sagen will, wird Ihnen beweisen, daß das Vermögen allerdings kein so starkes Band ist, daß es einen Liebhaber zu fesseln vermag."

„Einen Liebhaber, gnädige Frau?" fiel Herr von Saint Moris kleinlaut ein. „Sie haben einen Liebhaber gehabt?"

„Ja," antwortete die Wittwe mit festem Tone, „einen jungen Mann, der mich liebte wie Sie, um meine Hand bat und mir, wie Sie, ewige Treue und Beständigkeit schwur . . Sie wundern sich darüber?"

„Durchaus nicht, gnädige Frau," sagte Herr von Saint Moris; „man braucht Sie nur zu sehen, um nicht zu zweifeln, daß ich viele Nebenbuhler haben müsse."

„Sie haben einen gehabt, und ihn liebte ich. Hören Sie mich an. Vor zwei Jahren lernte ich bei einer Familie Herrn Adrian von Montluel kennen. Ist er Ihnen bekannt?"

„Nur vom Ansehen . . Ich habe ihn ein oder zwei Mal in Gesellschaft getroffen. Er ist ein hübscher junger Mann . ."

„Seine körperlichen Eigenschaften sind nichts," antwortete die Frau von Marans mit niedergeschlagenen Augen; „Herr von Montluel besitzt — oder scheint wenigstens zu besitzen — viele andere Vorzüge: einen redlichen Charakter, ein warmes Herz und eine Wahrhaftigkeit, so daß man ihn nur zu sehen braucht, um sofort jeden Gedanken an die Möglichkeit eines Eidbruches aufzugeben und das unbegrenzteste Vertrauen zu fassen."

„Ja, man kann Niemandem in das Herz sehen," warf Herr von Saint Moris trivial ein.

„Ich habe leider die traurige Erfahrung gemacht," fuhr die Frau von Marans fort, „Herr von Montluel machte mir eifrig den Hof und ich nahm, wie ich Ihnen bereits sagte, seine Huldigungen mit Wohlgefallen auf, bis er vor ungefähr einem halben Jahre, zu der Zeit, als Sie mir vorgestellt wurden, Paris verließ, um einige Zeit bei seiner Familie auf dem Lande zuzubringen. Dort hat man eine Heirath für ihn arrangirt und," setzte Frau von Marans hinzu, indem sie von ihrem Stuhle aufstand und in dem Zimmer auf- und abging, „er willigte ein. Ich habe seine Treulosigkeit vor einem Monate erfahren und ich gestehe Ihnen, daß, wenn ich Ihre Bewerbungen nicht zurückwies, der Verdruß und der Wunsch nach gerechter Rache ihren Antheil an den leichten Hoffnungen hatten, die ich Ihnen gegeben habe. Sie fanden mich wankelmüthig, launenhaft; ich war aber nur mit einem Verrath beschäftigt, von dem ich Sie hätte unterrichten sollen, mit einem frühern Verhältnisse, das ich Ihnen jetzt gestehen muß, so schmerzlich auch dies Geständniß für meine Eitelkeit ist."

Obgleich eine solche vertrauliche Mittheilung etwas sehr Peinliches hatte und Herr von Saint Moris erkannte, daß er noch keine Gegenliebe gefunden habe, so sah er doch auch ein, daß Adrian von Montluel kein gefährlicher Nebenbuhler mehr für ihn sei, denn er hatte sich eines der Vergehen schuldig gemacht, welche die Frauen nie verzeihen. Auch hatte Herr von Saint Moris von sich selbst eine so gute Meinung, daß er glaubte, wenn die Frau von Marans ihn jetzt auch nur aus Aerger erhöre, er doch bald einen ungetreuen Geliebten aus ihren Gedanken ganz zu entfernen und sich selbst ihre Liebe zuzuwenden im Stande sei. Er war jung und hübsch genug, um diese Hoffnungen hegen zu dürfen, und er ahnte, daß trotz dem Verdrusse und dem Zorne der Frau von Marans ihre Annahme seiner Liebe etwas Schmeichelhaftes habe und er verdoppelte demnach die Betheuerungen seiner Liebe und Hingebung.

„Ich glaube Ihnen," antwortete die Wittwe, „aber ich verlange einen Beweis von allen diesen Betheuerungen und Versprechungen."

„Welchen?" fragte Herr von Saint Moris mit Feuer.

„Hören Sie mich an. Herr von Montluel kann sich nur des Geständnisses meiner Liebe rühmen, aber er besitzt dieses Geständniß Schwarz auf Weiß, wie er auch mein Portrait hat. Ich habe diese Pfänder eines abgebrochenen Verhältnisses von ihm bereits zurückfordern lassen, er weigert sich aber, sie herauszugeben."

„Das übernehme ich," sagte Herr von Saint Moris; „Sie sollen Alles zurück erhalten, verlassen Sie sich darauf."

„Ein Duell, nicht wahr?" fragte die Frau von Marans achselzuckend; „damit es recht öffentlich bekannt werde, er habe mich verlassen, damit ich vielleicht nie vergessen darf, eine betrogene Liebe habe einem achtbaren Manne das Leben gekostet, vielleicht zwei achtbaren Männern, denn Herr von Montluel gilt für einen vortrefflichen untadelhaften Mann . . Schickt es sich denn auch, daß Sie in meinem Namen bei ihm erscheinen? als was? mit welchem Rechte? Sie sind mein Verwandter nicht und gerade Ihre Bewerbungen machen Ihre offene Einmischung in eine solche Angelegenheit unpassend."

„Sie schlagen also mein Anerbieten aus?" fragte Herr von Saint Moris etwas verletzt.

„Keineswegs, im Gegentheil, ich wünsche, daß Sie mein Mitschuldiger würden."

Herr von Saint Moris verpflichtete sich, ohne deutlich zu erkennen, was man eigentlich von ihm wolle, den Wünschen der Frau von Marans nachzukommen, welche fortfuhr:

„Ich will mein Portrait und meine Briefe zurückhaben und werde sie selbst holen."

„Bei ihm?"

„Allerdings."

„Haben Sie mir nicht gesagt, Herr von Montluel sei auf dem Lande?"

„Seit acht Tagen ist er zurückgekommen, wahrscheinlich um die Brautgeschenke einzukaufen," antwortete Frau von

Marans in Unwillen. „Wollen Sie mich begleiten?“ setzte sie nach einer Pause hinzu.

„Recht gern; wann gehen wir?“

„Sie lassen mich ja nicht aussprechen . . Ich will nicht zu Herrn von Montluel gehen, um mich seiner Verachtung, seinem Spotte auszusetzen, mich vielleicht in peinliche Erklärungen einzulassen und eine Zurückgabe zu fordern, welche dann eine unvollständige sein könnte . . Auch habe ich Ihnen gesagt, daß ich Sie nicht mit ihm zusammenbringen mag; ich will einfach nehmen, was mir gehört.“

„Ich verstehe, gnädige Frau; Sie haben die Leute des Herrn Montluel bestochen und Sie wollen in einer Zeit, wo dieser nicht zu Hause ist . . Herr von Montluel verbringt den Abend ohne Zweifel auf dem Ball?“

„Nein, mein Herr; Herr von Montluel ist in dem Augenblicke jetzt zu Hause, oder er kommt bald nach Hause. Binnen einer Stunde wird ein schwerer Schlaf ihn . .“

„Ein schwerer Schlaf!“ rief Herr von Moris verwundert aus.

„Ja, ich bin wohl etwas Schuld an diesem Schlafe . . Sein Diener, der einzige Dienstbote, den er mit zurückgebracht hat, ist in diesem Augenblicke in den Händen meines Kutschers, der ihn betrunken macht.“

„Er wird auch in einen schweren Schlaf verfallen?“

„Ja, Herr von Saint Moris; um ein Uhr in der Nacht werden Herr und Diener so fest schlafen, daß der Blitz in das Haus schlagen könnte, und er würde sie nicht erwecken.“

„Sie erschrecken mich, gnädige Frau,“ sagte der junge Mann.

„Sie haben nicht recht gerathen . . Ich habe den Schlüssel zu der kleinen Gartenthüre.“

„Einen Nachschlüssel?“

„Allerdings. Ich selbst nahm einen Wachsabdruck von dem Schlosse und der Schlüssel wurde von einem Schlosser gemacht, der von mir wohl keinen Einbruch fürchtet. Wir schleichen uns still hinein.“

„Alle Beide?“

„Sie müßten mir denn abschlagen, mich zu begleiten. Wir gelangen leicht bis zu dem Schlafzimmer des Herrn von Montluel . . Da ich aber den Schlüssel zu seinem Secretair nicht habe und wir die Zeit nicht daran wenden können, ihn zu suchen, so müssen wir das Schloß aufbrechen. Ich rechne hier sehr auf Sie, denn ich fürchte, daß ich die dazu nöthige Kraft und Geschicklichkeit nicht besitze . . In dem Secretair befindet sich ein Kästchen, das mein Portrait, meine Briefe, kurz Alles enthält, was ich haben will.“

„Aber, gnädige Frau,“ fiel Herr von Saint Moris ein, der jetzt ernstlich über diesen gefährlichen Antrag besorgt wurde, ‚das ist ja ein Diebstahl mit Einbruch?“

„Ja, Herr.“

„Nachschlüssel . .“

„Allerdings.“

„Schlaftrunk . .“

„Hm . . einige Tropfen in einer Flasche Champagner.“

„Erbrechung eines Secretairs.“

„Das ist die Hauptsache,“ entgegnete die Frau von Marans.

„Aber alle diese Dinge sind von höchster Wichtigkeit,“ erlaubte sich Herr von Saint Moris einzuwenden.

„Sie sind völlig frei, mein Herr,“ sprach die Frau von Marans mit würdevollem Wesen; „Sie sprachen von Ihrer Liebe und Ihrer Hingebung, Sie boten mir Ihre Dienste an; dies ist der einzige, den Sie mir leisten können, und Ihnen kommt es zu, zu entscheiden, ob er für Ihre Liebe, die Sie mir schwören, und die Hingebung, die Sie mir versprachen, zu groß ist.“

Frau von Marans klingelte und es erschien ein Kammermädchen.

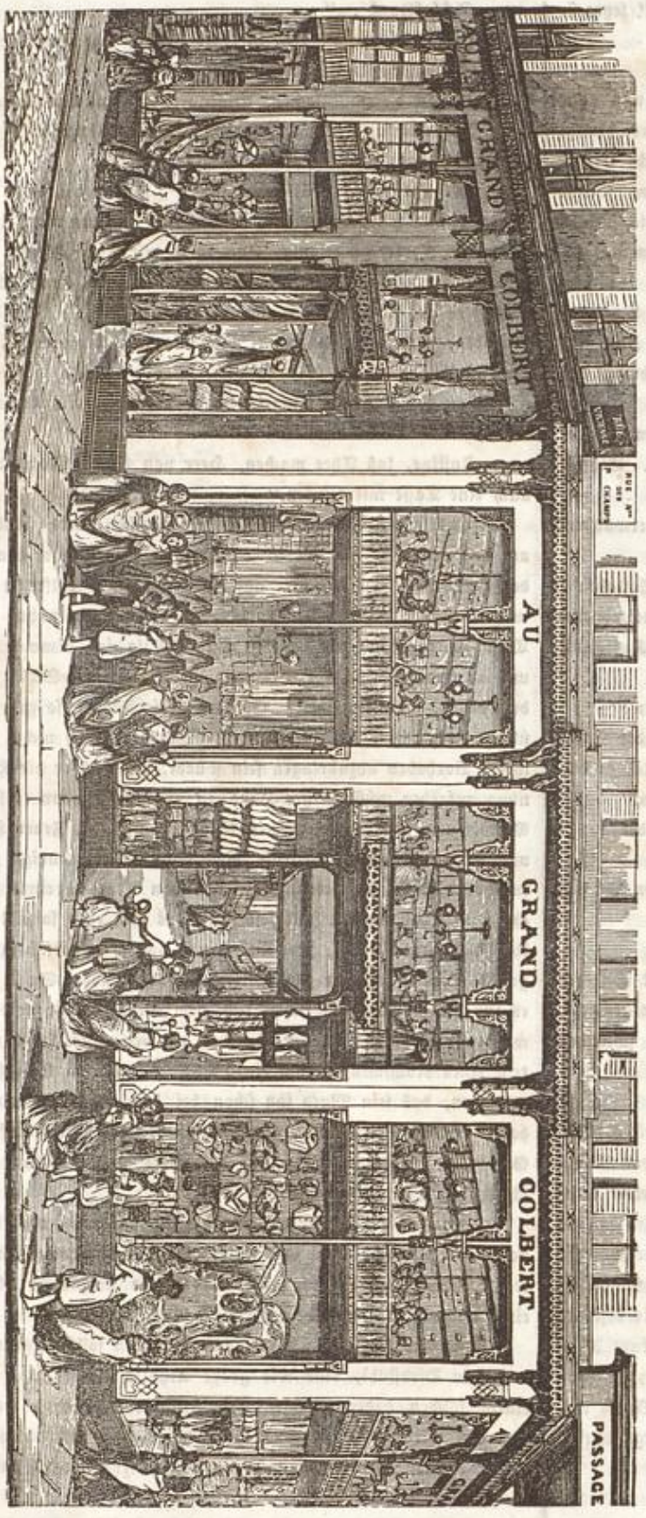
„Justine, laß Thee machen, Herr von Saint Moris wird auch eine Tasse mit trinken.“

Nachdem die Wittwe diesen Befehl gegeben hatte, stand sie auf und begab sich in ihr Schlafzimmer. Ein Diener brachte den Thee, setzte das Geschirr auf einen Tisch und entfernte sich wieder. Herr von Saint Moris war allein. Er nahm eine Tasse Thee, stand auf, ging einige Male im Zimmer auf und ab und setzte sich dann traurig wieder auf den Stuhl nieder, den er verlassen hatte. Er kannte die Frauen so gut, um überzeugt zu sein, daß die Frau von Marans durch nichts von ihrem Vorhaben abzubringen sein würde, und daß er die Hoffnung aufgeben müsse, ihre Hand zu erhalten, wenn er seine Mitwirkung oder vielmehr sein Mitschuld versage. Jener Herr von Montluel, jener geliebte Nebenbuhler, beunruhigte ihn nun auch noch, und wenn die Frau von Marans eines Tages seine Frau werden sollte, so mußte es ihm eben so viel als ihr selbst daran liegen, jene Briefe und das so unvorsichtig gegebene Portrait wieder zu erhalten. Auf der andern Seite war es für einen Mann, welcher sich dem Staatsdienste widmen wollte, so empörend, in der Nacht in ein bewohntes Haus mittelst eines Nachschlüssels sich einzuschleichen und ein Schloß zu erbrechen, daß sein Muth ihn schon bei dem bloßen Gedanken daran verließ und er Lust bekam, zu entfliehen, selbst auf die Gefahr hin, jede Hoffnung auf das Herz und die Hand der schönen Wittwe zu verlieren.

„Mein Gott!“ dachte er dann bei sich; „ich bin aber doch noch nicht Staatsdiener; wer weiß, ob ich es überhaupt jemals werde. Warum sollte ich also meine Liebe und mein Glück einer ungewissen Hoffnung opfern?“

Auch war die That, die begangen werden sollte, eigentlich doch kein Diebstahl, eine wie große Aehnlichkeit sie auch mit einem solchen haben mochte. Die Frau von Marans wollte nur das wiedererhalten, was ihr gehörte . . Das beruhigte ihn in etwas, wenn es ihm auch nicht die ganze Besorgniß nahm.

(Beschluß folgt.)



(Ansicht einer großen Modenhandlung in Paris.)

Ansicht einer großen Modenhandlung in Paris.

Wir haben vor einiger Zeit ein Bild von dem Innern einer der großen Modenhandlungen in Paris mitgetheilt und fügen nun die Ansicht der Außenseite einer solchen hinzu, nach welcher die Leserinnen sich eine noch deutlichere Vorstellung von dem Umfange eines solchen Geschäfts in Paris machen können. Es ist die berühmte Modenhandlung au grand Colbert, neben der Passage Colbert, an der Ecke der rue Vivienne gewählt, welche zu den ersten in Paris gehört. Diese Modenhandlungen führen, wie es schon ihr Name verräth, nur die gerade modischen Zeuge, welche die Saison als neu und fashionable empfiehlt. Alle Reste von der letzten Mode werden beseitigt und andern Geschäften überlassen, welche sie in das Ausland, in die Provinzialstädte ꝛc. vertreiben. Trotz der außerordentlichen Größe solcher Handlungen, in denen nicht selten funfzig bis hundert Commis beschäftigt sind, herrscht in ihnen doch fortwährend die bewundernswürdigste Ordnung und dies wird zum Theil dadurch bewirkt, daß jeder Stoff sein eigenes Zimmer, oder seine eigene Abtheilung hat. In dem einen befinden sich die Shawls, in dem andern die neuen seidenen Stoffe, in einem dritten die wollenen, in einem vierten die Gazen, Tülles, Tarlatans ꝛc.

Eine weitere Eigenthümlichkeit der großen Handlungen in Paris sind ihre Firmen, die nicht selten sogar etwas Komisches haben; so heißt eine au pauvre diable (zum armen Teufel), weil der Besitzer, wirklich früher ein armer Teufel, ganz klein anfing und zwar damit, daß er in allen andern Handlungen die kleinsten Reste zusammenkaufte. Als er eine große Menge davon vorräthig hatte, kündigte er in allen Zeitungen an, wem Zeug zu einem Knopfe ꝛc. fehle, der möge sich zu ihm bemühen, bei ihm finde man Alles. Da nun vielen Personen oft viel daran liegt, ein Stückchen von einem Kleidstoffe ꝛc. zu erhalten, das nirgends mehr aufzutreiben ist, so erwarb sich der „arme Teufel" bald eine ansehnliche Kundschaft; er verkaufte im Verhältniß theuer, was er sehr wohlfeil eingekauft hatte, vergrößerte sein Geschäft mehr und mehr und „le pauvre diable" ist jetzt eine der großartigsten Handlungen, wie der Besitzer ein steinreicher Mann.

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 18. 1845.

Zwei Diebe.

(Beschluß.)

„Was wird aus uns," fragte er sich, „wenn wir durch eine Patrouille oder durch die Polizei ergriffen werden?"

Er sah ängstlich auf seine Uhr, deren wachsamer Zeiger in gleichem Schritte der von der Frau von Marans festgesetzten Stunde zueilte.

Justine trat jetzt ein und sagte:

„Die gnädige Frau fragt, ob sie auf den Herrn rechnen dürfe."

„Allerdings," antwortete Herr von Saint Moris, der wohl einsah, daß durch das geringste Zögern Alles verloren werde; „ohne Zweifel kann sie auf mich rechnen; ich stehe ganz zu ihren Diensten. Der Würfel ist gefallen," setzte er bei sich hinzu.

Es war Mitternacht vorüber und die Frau von Marans erschien bald. Sie trug ein dunkelfarbiges Kleid, einen schwarzen Hut und einen Sammetcamail. Herr von Saint Moris betrachtete sie aufmerksam und fand in ihren Zügen keine Spur von Zögerung. Es mußte nun aufgebrochen werden. Der Himmel war rein und wolkenleer, der Mond strahlte in seinem vollen Glanze und Herr von Saint Moris betrachtete die silberne Scheibe desselben mit traurigen Blicken.

„Wir haben die Zeit nicht gut gewählt," sagte er; „es ist so hell wie am Tage . . Wollen wir nicht warten, bis eine Wolke den abscheulichen Mond verhüllt?"

„Durchaus nicht, wir haben gar keine Zeit zu verlieren. Wie leicht erwacht Herr von Montluel aus dem Schlafe?"

Herr von Saint Moris fügte sich also und sie kamen bald in einem engen Gäßchen an, in welches die Thüre des Gartens an dem Hause Montluels ging. Frau von Marans benutzte ihren Nachschlüssel und sie gelangten ohne Schwierigkeit hinein. Kaum hatten sie die Thürschwelle überschritten, als ein großer Hund auf sie zukam.

„Gott, ein Hund!" rief Herr von Saint Moris aus.

„Ja, es ist Pompejus," entgegnete die Wittwe.

Sie streichelte das Thier und nahm zugleich den Arm des Herrn von Saint Moris, um dem Hunde zu zeigen, derselbe sei ein Freund, ein Begleiter, ein Mann ihrer Gesellschaft. Das kluge oder leichtgläubige Thier ging um den jungen Mann herum, beroch ihn und knurrte noch einige Male halblaut, bellte aber nicht mehr. Sie befanden sich in einer Allee von schönen Ulmen und der Sand knisterte unter ihren Füßen. Das Haus stand vor ihnen, ein Gebäude von drei Stockwerken, zierlich und bequem eingerichtet; eine elegante Vortreppe führte zu der Eingangsthüre. Frau von Marans wendete sich links von dieser Vortreppe und öffnete eine kleine grau angestrichene Thüre, welche in die Küche führte. Die junge Frau ging vor Saint Moris her, den sie an der Hand hielt, und der dabei die Bemerkung machte, wie genau und sicher sie trotz dem Dunkel den Weg fand und überall wußte, wie viele Stufen zu steigen waren. Sie schien in dem Hause sehr genau bekannt zu sein.

Es war nun eben so unmöglich als schmählich jetzt umzukehren; auch hatte Saint Moris keine Lust mehr dazu, im Gegentheil, er wünschte sich Glück dazu, zu so gelegener Zeit zu Frau von Marans gekommen zu sein, um ihr nützlich werden zu können, denn wenn er an diesem Abende nicht zu ihr gekommen wäre, hätte sie ihr Unternehmen sicherlich allein gewagt, er aber dadurch eine Gelegenheit versäumt, seine Angelegenheit zu fördern . . Die Mitschuld, welche er anfangs gefürchtet hatte, knüpfte die Frau von Marans so fest an ihn, daß seiner Heirath mit ihr gar nichts mehr im Wege zu stehen schien. Sie gelangten in das erste Stockwerk, gingen im Dunkel durch ein großes Zimmer und gelangten in das matterleuchtete Schlafgemach des Herrn von Montluel. Dieser lag, wie es Frau von Marans gesagt hatte, in einem tiefen Schlafe und im Nebenzimmer hörte man den Bedienten schnarchen, den der Kutscher der Frau von Marans betrunken gemacht hatte.

Die Bettvorhänge des Herrn von Montluel waren nicht zugezogen; vor dem Bett lag ein Tigerfell mit vergoldeten Klauen; zu Häupten hing ein kurzer Degen. Er selbst lag da mit offener Brust und bloßem Halse; die dicken Locken seines schwarzen Haares stachen von dem blendendweißen Kissen ab, auf welchem sein Kopf ruhete, und da er einen Schnurrbart trug, so sah er aus wie ein Krieger, der nach den Anstrengungen eines Kampfes oder einer Jagd ruht.

„Nun, gnädige Frau, das Schwerste ist gethan, wir sind in der Citadelle des Feindes, aber wir stehen auf glühenden Kohlen und müssen uns beeilen. Wir haben keine Minute zu verlieren."

„Sie haben Recht," sagte die Frau von Marans zu ihrem Mitschuldigen; „wir wollen eilen, denn ich mag nicht lange hier bleiben."

Der Secretair des Herrn von Montluel stand in dem Schlafzimmer; sie zeigte mit dem Finger nach ihm, nahm dann ein kleines Brecheisen, das sie von ihrem Schlosser erhalten hatte, aus der Tasche und gab es Herrn von Saint Moris. Dieser verstand, was sie damit sagen wollte, trat zu dem Möbel, setzte das Verbrecherwerkzeug an und das Schloß gab sogleich nach, so leicht ist das Handwerk, wenn es nur einigermaßen verständig betrieben wird. Etwas Geräusch war freilich dabei nicht zu vermeiden, auch hörte es Montluel im Schlafe, denn er bewegte sich, so daß die beiden Schuldigen erschraken. Doch sank der Schläfer sofort wieder in seinen Schlummer. Herr von Saint Moris griff mit beiden Händen in den Secretair, nahm ein Kästchen, das gleich vorn stand und flüsterte stolz seiner Begleiterin zu: „Ich habe es."

Dann zog er Frau von Marans aus diesem gefährlichen Zimmer mit sich fort und entriß so Herrn von Montluel mit einem Male einen Theil seiner Geheimnisse und eine Frau, von der er geliebt worden war. Sie entfernten sich auf demselben Wege, auf welchem sie gekommen waren, gingen durch das Zimmer und erreichten durch die kleine graue Thüre den Garten. Frau von Marans sprach kein Wort, sondern folgte bleich und niedergeschlagen ihrem Begleiter, der sich seiner Freude überließ und den Arm der jungen Wittwe vertraulich drückte, als er sah, daß das Unternehmen gelungen und die größte Gefahr vorüber war. Pompejus, der Herrn von Saint Moris nun schon kannte, legte seinen dicken Kopf auf die Hand der Frau von Marans, die denn auch diesen einzigen getreuen Bewohner des ungetreuen Hauses liebkosete, in das sie nie wieder zurückzukehren gedachte. Es war zwei Uhr nach Mitternacht, als die Wittwe an der Thüre ihres Hauses ankam, wo sie Herrn von Saint Moris das Kästchen abnahm. Dann ging sie in ihre Wohnung hinauf, wo ihr Kammermädchen wartete.

„Wie es scheint," dachte Saint Moris bei sich, als er sie verlassen hatte, und allein in den öden Straßen hinging, „wie es scheint, will sie mir morgen danken . . Es ist nichts versäumt, mein ist sie doch nun gewiß, und ist sie erst meine Frau, so werde ich den Hund Pompejus zu bekommen suchen, der ihr gefallen wird . . Herr von Montluel tritt ihn mir gewiß ab."

Frau von Marans kam ermattet an Körper und Geist zurück; sie hatte eine außerordentliche Anstrengung gemacht und war in Leidenschaft sowohl aus ihrem von Natur schüchternen Charakter, als auch aus den Grenzen jener Züchtigkeit herausgetreten, die eine der gewöhnlichsten Eigenschaften ihres Geschlechts ist. Sie stellte das Kästchen auf einen Tisch, sank selbst auf einen Sessel und entließ ihr Kammermädchen . . Es war wirklich das Kästchen, dessen sie sich hatte bemächtigen wollen, aber es fehlte der Schlüssel. Herr von St. Moris hatte ihr denselben nicht übergeben, vielleicht gar auch das zum Schloßaufbrechen nöthige Werkzeug liegen lassen . . Sie versuchte, mit einer Scheere die Stickereien abzutrennen und dann auch das Schloß aufzubrechen, aber die Scheere zerbrach und ihre Hände ermüdeten, ohne daß es ihr gelang, das Kästchen zu eröffnen. Sie mußte es also aufgeben und das Vergnügen verschieben, ihr Portrait lieber zu vernichten, als es in andern Händen zu wissen, und die Briefe zu verbrennen, deren sie sich jetzt schämte.

Endlich entschloß sie sich, sich niederzulegen, und sie schlief auch bald fest ein. Es war schon heller Tag als sie erwachte. Sie zog sogleich die Vorhänge auf und erblickte vor ihrem Bette das schöne geliebte Gesicht Adrians von Montluel, seine so ausdrucksvollen Augen, seine rabenschwarzen Locken, das reizende Lächeln seines Mundes. Sie glaubte zu träumen und rief aus:

„Adrian! Adrian!"

Adrian ergriff sogleich ihre Hand und drückte sie an seine Lippen.

„Herr," sprach da die junge Frau, als sie erkannte, daß sie nicht träumte, daß Montluel wirklich da vor ihrem Bette saß, „Herr, wer hat Ihnen erlaubt, mich so zu überraschen? Hat Justine sie eintreten lassen?"

„Ja, gnädige Frau, Justine, und konnte sie anders handeln, als sie meine Freude, mein Glück sah?.. Kennt sie übrigens unsere Pläne und unsere Verhältnisse nicht?"

„Unsere Verhältnisse? — Und Ihre Heirath auf dem Lande?"

Herr von Montluel stand auf, beugte sich, ohne die Hand der Wittwe loszulassen, über die schöne junge Frau und sagte:

„Clementine, hören Sie mich an, und Sie werden selbst urtheilen, ob mein Benehmen Tadel verdient, ob meine Liebe einen Augenblick gewankt hat . . Ich bin auf das Land gereist ohne irgend einen anderen Plan, als meine Mutter von meiner Liebe zu Ihnen zu unterrichten und die Zeit abzukürzen, die ich bei ihr verbringen sollte. Meine einzige Erholung bestand darin, an Sie zu schreiben, mein einziges Glück waren die Briefe, welche ich von Ihnen empfing . . Meine Mutter bot Alles auf, um mich länger bei sich zu halten, und als ich mit ihr von unserer Liebe und nahen Verbindung gesprochen hatte, billigte sie zwar meine Absicht, mich zu verheirathen, schlug mir aber eine Partie vor, die sie längst schon für mich ausersehen hatte."

„Ich weiß es," sagte Frau von Marans, indem sie ihre Hand zurückzuziehen versuchte, die aber Montluel nicht losließ.

„Sie haben es gewußt?" entgegnete Adrian, „ach und ich wollte Ihnen diesen Kummer ersparen! Meine Mutter hat Sie nie gesehen, Clementine, Sie kannte weder ihren Character noch Ihre Schönheit und Sie müssen ihr verzeihen, daß sie Ihnen ein junges Mädchen vorzog, das unter ihren Augen aufgewachsen ist und das sie seit achtzehn Jahren für mich bestimmt hat."

„Aber Sie, Adrian, Sie?" warf Frau von Marans ein, die von Neuem ihre Hand zurückzuziehen versuchte.

„Ich liebe meine kranke alte Mutter und wollte sie allmälig, ohne ihr geradezu entgegen zu treten, dahin bringen, daß sie in mein Glück willige, wie ich Ihnen den Kummer zu ersparen gedachte, an eine Nebenbuhlerin zu glauben. Ich gewann auf diese Weise Zeit . . Eine Nebenbuhlerin konnten Sie übrigens gar nicht haben und zum Glück liebte mich auch das Mädchen nicht."

„Sie liebt Sie nicht?"

„Nein, Clementine. Sie liebt einen Andern. Was that ich nun? Ich kehrte nach Paris unter dem Vorwande zurück, die nöthigen Schmucksachen zu kaufen, und ließ Fräulein von Sourdis bei meiner Mutter. Sie erzählte ihr da meine Liebe zu Ihnen, ihre Gleichgiltigkeit gegen mich und ihre Liebe zu einem Andern. Meine Mutter besänftigte sich, begriff meine Weigerung und ich kann glücklich sein, ohne ihr ungehorsam zu werden. Ehe die Sache völlig in Ordnung gebracht sei, wollte ich Sie nicht sehen, denn es war mir unmöglich, Ihnen sagen zu müssen, meine Mutter wollte eine Frau wie Sie nicht zur Schwiegertochter. Sie aber hielten mich für treulos und forderten Ihre Briefe und Ihr Bild zurück, als ob man jemals vergessen könnte, wenn man einmal geliebt hat. Clementine, Sie werden mich von diesen kostbaren Pfändern nicht trennen, ob sie mich verlassen oder meine Liebe belohnen."

Bei diesen Worten zeigte Herr von Montluel der Frau von Marans ihr Portrait, das er an einem goldenen Kettchen auf dem Herzen trug; dann nahm er aus einer Tasche ein Portefeuille, in welchem sich ihre Briefe befanden.

„Da ist alles, was mir theuer ist und was mich nie verläßt; selbst in der Nacht trenne ich mich von den Briefen nicht und Ihr liebes Bild ruht mit mir auf dem Kissen."

Bei diesen letzten Worten schwand der Zorn der Frau von Marans gänzlich; sie suchte ihre Hand nicht mehr zurückzuziehen, ja ein leichter Druck der Hand deutete dem Liebhaber an, daß die scheinbare Untreue bereits vergeben sei.

„Aber wissen Sie," fuhr der junge Mann fort, „daß ich diese Nacht das Portrait und die Briefe leicht hätte verlieren können?"

„Wirklich?"

„Ja, ich bin diese Nacht bestohlen worden. Ich werde Ihnen das gelegentlich erzählen . . Ich war gestern bei einer Ihrer Freundinnen, der Frau von S., zum Diner . ."

„Ich weiß es."

„Sie wissen es?"

„Ja."

„Frau von S. drängte mich, Champagner zu trinken, ich gab aus Artigkeit nach und ich weiß nicht, ob dieser Wein, den ich nicht liebe, mir nicht wohl bekommen ist, genug, ich kam mit sehr schwerem Kopfe nach Hause und mußte mich ins Bett legen ohne Beihilfe meines Dieners . ."

„Haben Sie Georges fortgeschickt?" fragte Frau von Marans ganz unschuldig.

„Keineswegs, aber der Mensch war betrunken . . Wahrscheinlich hat er versäumt, eine Thüre zu verschließen und in der Nacht kamen zwei oder drei Personen, die wahrscheinlich zu den Diebesbanden gehören, welche diesen Winter Paris so unsicher machen . . Mir selbst haben sie nichts zu Leid gethan . . Es war mir im Schlafe, als sähe und hörte ich Leute. Heute Morgen fand ich meinen Secretair erbrochen und ein Kästchen entwendet, in welchem sich funfzehntausend Francs in Banknoten befanden."

„So viel?" rief Frau von Marans aus.

„Ja, Clementine, ich bin ohne Geld und ich werde eine Anleihe bei Ihnen machen müssen . . Pompejus, denken Sie, hat sich nicht gerührt . . Auf wen soll man sich noch verlassen? Sehen Sie da das Werkzeug."

Montluel zeigte der Wittwe das kleine Instrument, das sie von ihrem Schlosser erhalten hatte und das von Saint Moris zurückgelassen worden war. In demselben Augenblicke hörte man im Vorzimmer Justinen, welche einem Gaste den Eintritt verweigern wollte. Montluel stand auf.

„Es ist ein Nebenbuhler," sagte die Frau von Marans zu ihm und als die Thüre endlich vor Herrn von St. Moris sich öffnete, setzte die Wittwe hinzu, „und Einer der Diebe, die Sie bestohlen haben; der andere war ich . . Kommen Sie nur näher, Herr von St. Moris und lassen Sie uns das Kästchen Herrn von Montluel gutwillig zurückgeben. Wir haben ihm diese Nacht 15,000 Francs gestohlen."

„Sie waren es?" fragte Montluel erstaunt.

Der Mitschuldige der Wittwe brauchte nur einen Blick auf die Liebenden zu werfen, um einzusehen, daß aus seiner Heirath nichts werden dürfte . . Er hatte auch ruhiger und reiflicher über das vertraute Verhältniß nachgedacht, das nur aus Eifersucht abgebrochen worden war und das für einen Ehemann gar nichts Beruhigendes hatte. Er faßte sich also schnell und sagte:

„Herr von Montluel, Sie sind in einer Räuberhöhle und sehen zwei Diebe vor sich, aber ist wirklich nur Geld in dem Kästchen? Wir wollten Ihnen eigentlich etwas Werthvolleres entwenden."

„Die Sache ist ganz von mir ausgegangen," setzte Frau von Marans hinzu; „ich wollte dem Bräutigam des Fräulein von Sourdis kein Andenken von mir lassen."

„Mein Gott," rief Herr von Montluel aus, „gerade die Briefe des Fräuleins befinden sich in dem Kästchen, die Briefe, in denen sie mir ihre Liebe zu einem Andern und ihre Gleichgiltigkeit gegen mich gesteht, kurz die alles das beweisen, was ich eben gesagt habe."

„Da steht das Kästchen," sprach Frau von Marans, indem sie auf dasselbe wies. — „Ich beklage Sie," setzte sie leise zu

Herrn von St. Moris hinzu; „da Montluel treu befunden ist, verlieren Sie alle Hoffnungen."

„Nur die Hälfte," antwortete dieser; „ich habe die erwartete Anstellung erhalten."

„Ich gratulire!"

Wir brauchen wohl kaum hinzuzufügen, daß bald darauf die Wittwe Frau von Montluel wurde.

Die Gräfin von Elbene.

Im Sommer 1840 kam Herr Ernst Laroche in Paris mit der Post an und zwar aus Bordeaux und um sich mit Rosa Morin, der Tochter eines reichen Fabrikanten zu verheirathen, der sich seit einigen Jahren von den Geschäften zurückgezogen hatte. Ernst war der einzige Sohn eines Rheders, und Jugendfreundes Morins und die Heirath hatten die beiden Familien einige Monate vorher verabredet. Der junge Mann kannte seine Braut nicht und wußte nur zweierlei, nämlich daß Rosa reich sei (was seinen Vater zu der Wahl bestimmt hatte) und daß sie nicht zu den schönen Mädchen gezählt werde. Das letztere hatte den jungen Mann entschieden, seine Zustimmung zu der Verbindung zu geben, denn er kannte den vielerprobten alten Erfahrungssatz, daß ein minder hübsches Mädchen inniger liebt, treuer oder wenigstens in ihrer Zärtlichkeit ausdauernder ist, weil sie immer fürchtet, das Herz des Geliebten zu verlieren.

Ernst Laroche zählte fünfundzwanzig Jahre, bewegte sich in Bordeaux in der besten Gesellschaft, kam aber doch mit ziemlich klopfendem Herzen in Paris an, denn er schämte sich der Rolle, die er spielen sollte. Nur der Gedanke hielt seinen Muth aufrecht, daß diese Heirath seine Stellung im Leben begründen und den liebsten Wunsch seines Vaters erfüllen solle. Die erste Person, die er im Hofe der Post erblickte, war Morin, was ihn unangenehm berührte, da er lieber in aller Bequemlichkeit abgestiegen und sich ein Gasthaus ausgesucht hätte, in welchem er einige Tage noch der Unabhängigkeit sich erfreuen konnte, die er verlieren sollte. Morin, ein noch sehr frischer und rüstiger Mann, kam sogleich auf ihn zu, umarmte ihn, bemächtigte sich seines Gepäckes, das er in einen Fiacre bringen ließ und nöthigte ihn, in den Wagen zu steigen, der in Galopp nach seiner Wohnung fuhr.

„Ich wette," sagte er unterwegs zu dem jungen Fremden, „wenn ich Dich nicht getroffen, hätten wir Dich erst morgen gesehen; gewiß hättest Du uns den Kummer gemacht, in einem Gasthause abzusteigen."

„Mein lieber Herr . ."

„Nenne mich doch „Schwiegervater" . ."

„Ich gestehe, daß es meine Absicht nicht war, schon heute Abend bei Ihnen zu erscheinen."

„So nenne mich doch ohne Umstände „Schwiegervater"," wiederholte Morin.

„Ja, Herr Schwiegervater, der Reiseanzug, die Ermüdung von der Reise und meine Ehrfurcht vor Ihrer Frau Gemahlin und Ihrer Fräulein Tochter . ."

„Was das für schwerfällige Reden sind!" entgegnete Herr Morin; „meine Frau war die Freundin Deiner Mutter und hat Dich zur Welt kommen sehen; Rosa, die Du Fräulein nennst, erinnert sich Deiner noch recht wohl und Du darfst sie auch nicht vergessen haben. Du warst zwölf oder dreizehn Jahre alt, als Du sie auf Deinen Knien schaukeltest — ein hübsches Mädchen, nicht wahr?"

„Ohne Zweifel, aber . ."

„Seit drei Wochen ist Dein Zimmer bereit . . Ach, wir werden gar keine großen Umstände machen; morgen um vier Uhr werdet Ihr auf der Mairie, und um fünf Uhr in der Kirche verbunden; der Maire und der Pfarrer haben bereits Anzeige erhalten; um sechs Uhr setzen wir uns in den Wagen und fahren nach Chatou, meinem Schlößchen; dort verbringt Ihr die Brautnacht. Dein Vater weiß dies alles schon, da es ihm meine Frau geschrieben hat."

Die beiden Familien waren wirklich so befreundet, daß Herr Morin so eilen durfte. Auch war die Heirath so fest beschlossen, daß sie durch nichts zerstört werden sollte; gleichwohl fand Ernst, daß sein Schwiegervater etwas zu despotisch über ihn verfüge.

„Es thut mir leid, lieber Schwiegervater," sagte er, indem er eine Hand des Herrn Morin ergriff, „in Ihre Pläne eingreifen zu müssen, aber Sie müssen mein Glück auf ein Paar Tage hinausschieben . ."

„Warum denn?"

„Weil ich," antwortete Ernst erröthend, „noch nicht alle nöthigen Papiere bei mir habe. Sie wollten die Heirath schnell betreiben, ich mußte also Ihrer Güte so schnell als nur irgend möglich entsprechen und zu Ihrer Tochter eilen. Ich reisete also ohne Verzug ab und die Zeit, welche zur Beglaubigung meiner Papiere erfordert wurde, war länger als meine Geduld. . . Sie werden mir nach einigen Tagen nachgeschickt werden. Uebrigens," setzte Ernst hinzu, „muß ich doch auch einige Zeit haben, um Ihrer Tochter erst zu gefallen; wenn Rosa mich nun gar nicht haben wollte!"

„Rosa," erwiederte der Alte, „wird nicht so thöricht sein, Ungehorsam gegen meinen Willen zu zeigen, wenn ich ihr einen hübschen jungen Mann als Bräutigam bringe; sie könnte ja selbst in Paris keinen bessern finden . ."

„Sie sind zu gütig," sagte Ernst; „Sie schmeicheln mir; aber ich möchte die Hand Rosas auch nicht blos ihrem Gehorsam verdanken . ."

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 19. 1845.

Yours faithfully
W. Harrison Ainsworth

W. Harrison Ainsworth.*)

William Harrison Ainsworth wurde am 4. Febr. 1805 in Manchester geboren, wo sein Vater ein vielbeschäftigter, wohlhabender Sachwalter war, der indeß die Stadt bald verließ und seine Wohnung in einem hübsch gelegenen Landhause, Beech-Hill, nahm. Den ersten Unterricht erhielt der junge Ainsworth von dem Bruder seiner Mutter, dem Geistlichen W. Harrison; noch sehr jung wurde er sodann dem Gymnasium in Manchester übergeben, wo er sich durch Fleiß und Talent auszeichnete. Schon als Knabe hatte er eine Leidenschaft für das Theater. Er baute sich eine Bühne in einem — Keller, richtete sich die Maschinerie dazu ein, verfertigte den Vorhang, malte die Coulissen, nähete die Costüme und spielte die Stücke, die er vorher selbst geschrieben hatte. So frühzeitig begann seine literarische Thätigkeit, denn er schrieb nicht blos diese Stücke für sein Theater, sondern er war schon als Gymnasiast

*) Ich habe den „Offenbarungen von London" (Leipzig, B. Tauchnitz) obige Biographie Ainsworths vorausgeschickt, und erlaube mir, sie hier zu wiederholen. A. D.

ein fleißiger Mitarbeiter an einem damals in Manchester erscheinenden Journale „Iris". Er erwarb sich dadurch sogar einen gewissen Ruf, so daß ein Buchdrucker der Stadt ein kleines Blatt übernahm, das sich mit dramatischen Angelegenheiten befaßte und ausschließlich von dem jungen Ainsworth geschrieben wurde.

Sein Vater wünschte, daß er sich für das Studium der Rechtswissenschaft entscheide, aber der junge Ainsworth machte in demselben nur geringe Fortschritte. Byron, Scott und Shelley hatten für ihn weit größere Reize als das trockene Jus . .; in seinen Augen stand der Herausgeber eines Journals weit höher als der größte und berühmteste Jurist; ja das Streben nach einem Redactionssessel erschien ihm als ein edlerer Ehrgeiz als das Bestreben, als Lordkanzler von England auf dem Wollsacke zu sitzen. Er setzte deshalb seine literarischen Arbeiten fort und erst nach dem Tode seines Vaters begab er sich nach London, um sich dort ernstlich für den Stand vorzubereiten, für den er bestimmt war.

Er scheint indeß auch in London sich wenig um das Studium des Rechts bekümmert zu haben, zumal er dort bald den Director der Oper, den Buchhändler Ebers, kennen lernte. Er gab einen Roman, „Sir John Giveron", heraus, den selbst Walter Scott in seinem Tagebuche rühmend erwähnt. Dieser Roman erschien 1826 und in demselben Jahre verheirathete sich Ainsworth mit der Tochter seines Freundes Ebers. Die Bekanntschaft mit diesem war entscheidend für den jungen Mann. Da er keine Neigung zu den juristischen Studien hatte, so ließ er sich von Ebers leicht überreden, — Buchhändler zu werden. Es war dies ein bedeutendes Opfer, da er das Geschäft seines Vaters in Manchester aufgeben mußte, das unterdeß fortgeführt worden war und an dessen Spitze er treten sollte. Er vertauschte also das Gewisse mit dem Ungewissen; doch unterliegt es keinem Zweifel, daß ihn zur Begründung eines Verlagsgeschäfts vorzugsweise die Absicht bestimmte, die materiellen Interessen der Schriftsteller nach Kräften zu fördern. Bald aber sah er ein, daß er, ein junger Mann von 21 Jahren, dem schwierigen Unternehmen, das nicht blos Geld und Kenntnisse, sondern auch Erfahrung, Geduld, Ausdauer und Menschenkenntniß erfordert, nicht gewachsen sei, und er zog sich zurück.

In dieser Zeit und bis 1830 hatte er nur wenig geschrieben, herausgegeben gar nichts. Er fühlte, daß er neuer Anregung bedürfe, und unternahm deshalb in dem erwähnten Jahre eine Reise in die Schweiz und nach Italien.

Nach seiner Rückkehr nahm er sich vor, einen Roman in dem veralteten, sonst so beliebten Style der Radclyffe zu schreiben, die Scene aber nach England zu verlegen. Das war die Veranlassung zu „Rookwood", der indeß erst im Mai 1834 erschien. Man erwartete viel davon, aber die Erwartungen wurden weit übertroffen. Das Publikum konnte sich nicht satt lesen an dem neuen Romane, die Zeitungen theilten große Bruchstücke aus demselben mit und überhäuften den Verfasser mit Lobeserhebungen. Die berühmte Schilderung des Rittes nach York war das Thema allgemeiner Bewunderung und man muß gestehen, daß diese Schilderung ein Gemälde in Worten, ein Mazeppa in Prosa ist. Ainsworth hatte sich durch diesen Roman mit einem Male einen Platz unter den ersten Romandichtern errungen. „Rookwood" wurde in wenigen Jahren in vielen tausend Exemplaren verkauft. Ihm folgte 1837 „Crichton", unbedingt ein Fortschritt des Verf., der sogleich wieder einen neuen Roman entwarf, welcher ursprünglich „Thomas Darnley" heißen sollte, der aber vom Januar 1839 an kapitelweise unter dem Titel „Jack Sheppard" in „Bentley's Miscellany" erschien, von dessen Leitung „Boz" (Charles Dickens) zurücktrat und dessen Redaction Ainsworth übernahm. „Jack Sheppard" erwarb sich einen Beifall, wie kaum ein anderes Werk vorher; auf acht verschiedenen Theatern kam er gleichzeitig zur Aufführung und der Verf. wurde endlich sogar laut angeklagt, er verderbe durch Darstellung und Ausmalung von Verbrechen aller Art das Volk und verleite zu ähnlichen Verbrechen. Man hat ähnliche Vorwürfe Fielding wegen seines Jonathan Wild, man hat sie auch unserm Schiller wegen seiner „Räuber" gemacht; Ainsworth that also Recht daran, daß er nicht darauf achtete, sondern rüstig auf der Laufbahn fortschritt, auf welcher er so großen Beifall fand.

Mit dem neuen Jahre begann er ein neues Werk, „Guy Fawkes", das ebenfalls zuerst in „Bentley's Miscellany" erschien und für das ihm der Verleger über 1500 Pfd. St. zahlte. Gleichzeitig mit „Guy Fawkes" ließ er in monatlichen Heften einen zweiten Roman „Der Tower von London" erscheinen, der ihn mit dem genialen Zeichner Cruikshank zusammenführte, welcher den Roman illustrirte. Ainsworth hatte die Absicht, den Tower in seiner dreifachen Gestalt, als Palast, als Gefängniß und als Feste zu schildern. Die Charactere, welche er in demselben vorführt, sind außerordentlich zahlreich und sehr geschickt gruppirt. Zwei derselben können für meisterhafte Portraits gelten, die Königin Marie nämlich und der schlaue Spanier, Simon Renard.

In der ersten Woche des Jahres 1841 begann bereits wieder ein neuer Roman, „Old St. Paul", eine „Erzählung von der Pest und dem Feuer", die, wie schon aus dieser Angabe erhellt, besonders reich an gräßlichen Scenen ist. Nach Ablauf des Jahres 1841 legte Ainsworth die Redaction von „Bentley's Miscellany" nieder und begann im nächsten Jahre eine eigene Monatsschrift, „Ainsworths Magazin", die er auch jetzt noch herausgiebt und die er mit einer neuen Erzählung aus seiner fruchtbaren Feder eröffnete, mit der „Tochter des Geizigen". Dieser folgte „Windsor Castle" und „St. James". Nachdem er so die Geschichte einzelner berühmter Gebäude, wie des Towers, des St. James-Palastes ꝛc., in romantischem Gewande erzählt, hat er sich nun die ganze ungeheure Riesenstadt London selbst zum Rahmen eines neuen dichterischen

Gemäldes erwählt, welches das Leben und Treiben der Weltstadt vollständig enthüllen wird.

Ainsworth, dem die Gattin vor mehreren Jahren durch den Tod entrissen wurde, bewohnt mit seinen drei liebenswürdigen Töchtern einen reizenden Landsitz, Kensal Manorhouse, nahe bei London an der Straße nach Harrow.

Die Gräfin von Elbene.

(Fortsetzung.)

„Ach, Rosa wird Dich lieben, verehren, ich stehe Dir dafür . . Das Ausbleiben Deiner Papiere ist mir sehr unangenehm . . Aber wir wollen zusehen, wie wir es machen . . Ich gehe gleich nach dem Essen zum Maire."

Sie kamen in dem Hofe des Hauses Morins an und ein Diener überreichte diesem, ehe er noch ausstieg, einen Brief. Der Alte nahm denselben, sprang aus dem Wagen und trat in eine Ecke des Hofes, um ihn zu lesen. Dann steckte er das Schreiben in die Tasche und kehrte mit ganz heiterem Gesicht zu Ernst zurück.

„Im Grunde," sagte er, „und wenn man es recht bedenkt, ist der Mangel der Papiere doch ein bedeutendes, fast unübersteigliches Hinderniß. Wenn man auch ein Freund des Maire ist, so darf man ihn doch nicht verleiten, gegen das Gesetz zu handeln, oder auch nur Regelwidrigkeiten zu begehen, welche später nachtheilige Folgen haben können. Wir wollen also warten."

Ernst wunderte sich über das frühere Andringen nicht mehr als über die Schnelligkeit, mit welcher er jetzt von seiner Meinung zurücktrat. Er ließ sich indeß in das Zimmer führen, in welchem Madame Morin, deren Tochter und einige Freunde warteten, welche zur Feier der Ankunft des längsterwarteten Schwiegersohns versammelt waren. Alle Gesichter verriethen Freude. Madame Morin empfing den jungen Mann wie einen Sohn, der von einer langen Reise in das Vaterhaus zurückkehrt. Ein Blick, den Ernst auf die Tochter war, sagte ihm, daß, wenn Rosa auch nicht hübsch, sie doch auch gar nicht häßlich sei. Sie war ein sehr schön gewachsenes Mädchen, deren Gesichtsausdruck allerdings nichts Besonderes hatte, aber Gesundheit des Körpers und einen sanften Charakter verrieth.

„Man kann zwar nicht in den Herzen lesen," dachte Ernst bei sich, „aber ich müßte mich sehr täuschen, wenn Rosa nicht eine zuverlässige Lebensgefährtin, eine treue und aufopfernde Gattin und eine aufmerksame Familienmutter würde." Da ferner das Mädchen reicher war als er selbst und ihm manches Kleinstädtische anhing, so dachte er weiter bei sich, als er die einfache Kleidung des Mädchens sah: „Sie wird auch eine gute sparsame Hausfrau werden."

Alle Arten des Mißtrauens, die er bis dahin gehegt hatte, schwanden und er schämte sich nun der Ausflucht, die er gebraucht hatte, um die Verbindung mit dem Mädchen zu verschieben, denn er hatte gelogen, da er alle Papiere bei sich hatte.

Rosa beobachtete ihrerseits Ernst mit natürlicher Aufmerksamkeit, den sie als Knaben gesehen hatte. Er war jetzt ein schöner junger Mann mit offenem ausdrucksvollem Gesicht, in welchem außerdem etwas Entschiedenes und Charakterkräftiges lag. Sie reichte dem jungen Manne die Hand, die derselbe freundschaftlich drückte. Ernst Laroche besaß zu viel gesunden Verstand, als daß er nicht hätte einsehen sollen, er schließe hier eine Convenienzheirath, ziehe dadurch die Bande der Freundschaft zweier Familien noch enger und es werde demnach lächerlich sein, wenn er auf den ersten Anblick eine Liebe heuchele, die sich nur mit der Zeit entwickeln könne. Nach der offiziellen Vorstellung Ernsts folgte sogleich das Diner. Dies war gut, weil Morin zu den Gutschmeckern gehörte und lang, um der kleinen Eitelkeit der Madame Morin zu schmeicheln, welche ihre Gäste nöthigen wollte, ihre gute Küche, ihre vortrefflichen Weine und ihr prächtiges Silbergeschirr zu bewundern.

„Die Tochter," dachte Ernst, „wird besser als die Mutter und über diesen kleinlichen Stolz des Reichthums hinweg sein, der doch nur Neid und Mißgunst erregt."

Er hatte bemerkt, daß Madame Morin mit Diamanten beladen war, während Rosa keinen einzigen Schmuckgegenstand an sich trug; auch dies nahm ihn für das Mädchen ein. Er trat deshalb, als die Tafel aufgehoben war, zu Rosa und zog ohne alle Affectation und ohne sich darum zu kümmern, ob er gehört werden würde oder nicht, einen Ring vom Finger, ergriff die Hand des Mädchens und wollte ihr denselben anstecken.

„Es ist der Ring meiner Mutter," sagte er; „ich werde wohl das Vergnügen haben, Ihnen schönere Schmucksachen zu bieten, gewiß aber keine werthvolleren."

Die Hand Rosas zitterte in der ihres Verlobten, ihr Gesicht erröthete und erblaßte abwechselnd und sie schien einer Ohnmacht nahe zu sein. Morin stand in diesem Augenblicke hinter seiner Tochter; zwar bemerkte er ihre innere Erregung nicht, aber er sagte zu ihr:

„Nimm, nimm, Rosa; dieser Ring wird Dir Glück bringen."

„Ja," fiel Ernst ein, „denn meine Mutter hat immer das Glück getheilt, daß sie meinem Vater gewährte."

Rosa sammelte sich in etwas und nahm erröthend und mit niedergeschlagenen Augen den Ring an.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 20. 1845.

Die Gräfin von Elbene.

(Fortsetzung.)

„Nun bin ich so gut als verheirathet," dachte Ernst bei sich; „sie hat den Trauring meiner Mutter und ist somit gebunden. Sie erblaßte und erröthete; ihre Hand zitterte in der meinigen, natürlich, sie thut ja den wichtigsten Schritt in ihrem Leben."

„Wie Schade, daß Du Deine Papiere nicht bei Dir hast!" sagte Morin, indem er ihn auf die Achsel klopfte.

Ernst stand auf dem Punkte, seine List einzugestehen, aber ein bittender Blick Rosas hielt ihn davon zurück. Der Abend verging und man war so wohlwollend, sich zu erinnern, daß Ernst drei Tage im Wagen auf der Reise verbracht habe. Man forderte ihn also auf, sich in das für ihn bereit gehaltene Zimmer zu begeben. — Morin begleitete ihn dahin.

„Bis dahin," sagte er zu ihm, „hast Du nur ein mäßiges Vermögen gehabt; Deine Heirath wird Dich reich machen. Was wirst Du dann anfangen? Der Gedanke daran beschäftiget mich schon seit mehreren Tagen . . Hast Du auch schon daran gedacht?"

Ernst gestand, daß er bis dahin an nichts weiter gedacht habe, als seine Studien fortzusetzen.

„Das sind Jugendthorheiten," fiel Morin geringschätzig ein, „die ein verständiger Mann bei Seite legen muß. Du mußt Dir eine Laufbahn schaffen, was Dir bei Deiner neuen Stellung nicht schwer werden wird. Höre mich an. Ich zahle die Mitgift meiner Tochter in baarem Gelde aus; Du besitzest in Bordeaux bereits etwas Grundeigenthum und wirst neues dazu kaufen, ein Gut und in der Stadt ein Haus. Wenn Du erst auf der Liste der Höchstbesteuerten stehst, wirst Du bald in den Stadtrath eintreten, aus dem Du nothwendig in den Provinzrath kommen mußt. Ist dies geschehen, so kann Dir es nicht fehlen, Deputirter zu werden und ein Deputirter wird leicht Präfect; wenn Du es willst, wenn Du Deine Frau, Deine Familie und Deine Kinder liebst, die gewiß nicht ausbleiben, so wirst Du, ehe fünf Jahre vergehen, Deputirter und Präfect der Gironde oder Maire von Bordeaux sein. Ich für meine Person verlange nichts, aber es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn ein ehemaliger Fabrikant wie ich, der Schwiegervater eines politisch wichtigen Mannes, den Orden nicht erhalten sollte."

Nach diesen Worten entfernte sich Morin und überließ den todtmüden Ernst den eigenen Gedanken. Ernst versuchte es vergebens, sich des Schlafes zu erwehren; er verschloß also die Thüre, kleidete sich schnell aus, blies das Licht aus, legte sich in das weiche Bett und schlief bald fest ein. Schon träumte er süß, als ein Lichtschein auf seine Augen fiel und eine Hand sich auf seine Schulter legte.

Ernst schlug die Augen auf und richtete sich empor, aber er wollte nicht an die Wirklichkeit dessen glauben, was er vor sich sah. Es war drei Uhr früh, in dem Hause schlief Alles, seine Thüre war verschlossen und an seinem Bette stand Rosa Morin in demselben Anzuge, den sie am Abende getragen hatte, mit einem Lichte in der Hand.

„Mein Gott, Fräulein," rief er aus; „ist ein Unglück geschehen? Ihr Herr Vater . . Ihre Frau Mutter . ."

„Schlafen ruhig," erwiderte das Mädchen, indem sie den Leuchter auf den Tisch stellte und selbst auf einen Stuhl sank.

Nachdem sie einige Augenblicke schweigend dagesessen hatte, zog sie den Ring, den sie einige Stunden vorher von ihm erhalten hatte, von ihrem Finger, reichte ihm denselben mit Thränen in den Augen und sprach schluchzend:

„Ich bin dieser Gabe nicht würdig, die von Ihrer Mutter kommt; nehmen Sie den Ring zurück; ich verdiene es nicht, Ihre Gattin zu werden, — ich bin ein unglückliches Mädchen."

Ernst wieß den Ring, den ihm Rosa reichte, zurück und küßte ihre Hand. Das Mädchen aber sank vor dem Bette auf die Knie und ließ ihren Thränen freien Lauf. Endlich aber überwältigte sie ihren Schmerz, sie stand auf und setzte sich wieder nieder.

Ihr Gesicht hatte den gewöhnlichen Ausdruck wieder angenommen, denn das schwere Geständniß war gethan.

„Ich weiß wohl," sprach sie, „daß Sie mich als Kind gesehen haben, aber die Erinnerung daran ist aus unser beider Gedächtniß gewichen und wir kennen einander eigentlich erst seit einigen Stunden . . Gleichwohl kann ich in der Welt nur auf Sie zählen; Sie sind mein alleiniger Beschützer, mein einziger Freund . . Gott, was wird aus mir werden, wenn Sie mich falsch beurtheilen, oder wenn Sie mir Ihren Beistand versagen!"

„Rechnen Sie auf mich unter allen Umständen."

„Mein Vater," fuhr Rosa fort, „ist ein rechtlicher Mann, aber bald schwach, bald heftig; er liebt mich zu sehr, als daß ich seinen Zorn ernstlich zu fürchten haben sollte, aber er kann mir weder rathen, noch mich rächen; meine Mutter würde, wenn sie mein Unglück erführe, meine Schande nur bekannt werden lassen, nicht um mich zu strafen, sondern weil sie ihre Verzweiflung nicht zu verbergen verstünde; noch einmal, ich bin verloren, wenn Sie mir nicht beistehen, und ich sehe dann keine andere Rettung als den Selbstmord."

Rosa weinte nicht mehr und sprach so fest, daß Ernst wirklich erschrak.

„Ich werde Ihnen meine traurige Geschichte mittheilen," fuhr Rosa fort, „und Sie werden erkennen, daß meine Anwesenheit zu dieser Stunde und an diesem Orte eine Nothwendigkeit war."

„Sie werden morgen am Ende der Straße, in welcher wir wohnen, ein altes verräuchertes kleines Haus bemerken, das sich aus dem sechszehnten Jahrhunderte her erhalten haben soll und das man leicht an seinen schmalen Fenstern erkennt. Dort wohnt Karl von Elbene, der zu meinem Unglücke Ahnen hat, welche in verschiedenen Zeiten von unseren Geschichtsschreibern, namentlich in der Zeit der Fronde, erwähnt werden. Elbene, dessen Familie nie reich gewesen ist, hat gar kein Vermögen, verlor schon seit langer Zeit Vater und Mutter und lebt allein mit einem alten Diener, der ihn aus Anhänglichkeit an die Familie nicht verlassen mag. Sein Einkommen war bisher nicht größer als das des kleinsten Beamten, seine Persönlichkeit aber ist sehr angenehm. Er kommt selten in Gesellschaft und ist nur im Marais bekannt, wo die Elbenes länger als zweihundert Jahre wohnen. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich Ihnen auch sagen, daß er da sehr geliebt wird, da man in ihm den Nachkommen einer sonst mächtigen und angesehenen Familie sieht, der nichts als Reichthum fehlt. Auch hat er sich bisher des allgemeinen Wohlwollens in keiner Art unwürdig gemacht. Karl von Elbene mußte mir natürlich häufig begegnen und vor etwa einem Jahre suchte er die Gelegenheit, mich zu sehen. Ich verlasse unser Haus zwar niemals ohne meine Mutter und gehe selten zu Fuße, sobald aber unser Wagen in der Straße erschien, zeigte sich in derselben sicherlich auch Elbene. Als er sich überzeugt hatte, daß er bemerkt werde, ließ er sich bei meinem Vater einführen. Er strebte nach meiner Hand.

„Mein Vater," fuhr Rosa fort, „ist ein Mann aus dem Volke, ein Reichgewordener, hat aber durchaus die Schwäche der Emporgekommenen nicht. Der Adel existirt für ihn gar nicht, ja er begreift ihn vielleicht nicht einmal, und kümmert sich deshalb auch um die Forderungen desselben nicht; er hält sich für eben so viel als der Mann vom ältesten Adel und der schönste Name hat keinen Reiz für ihn. Er sah also auch in Elbene nur einen armen und müßigen jungen Mann und einen solchen Schwiegersohn wollte er nicht haben. Er kam einer nähern Erklärung selbst zuvor, indem er zu Elbene sagte:

„Mein Herr, ich habe mich von den Geschäften und fast auch von der Gesellschaft zurückgezogen. Ich habe keinen Credit und keine Verbindungen mehr und sehe nicht ein, worin ich Ihnen nützlich sein könnte; Sie können also mein Haus nur meiner Tochter wegen besuchen. Wenn ich mich nicht irre, sehen Sie ein, daß Ihre Besuche den Ruf des Mädchens gefährden, und ich muß Ihnen sagen, daß ich mit meiner Tochter Pläne habe, die mit den Ihrigen durchaus nicht zusammentreffen möchten; ich habe nämlich über ihre Hand bereits verfügt."

„Elbene antwortete darauf mit dem Geständnisse der leidenschaftlichsten Liebe, sprach weder von seiner Familie, noch von seinem geringen Vermögen, sondern sagte einfach, wenn er sich um mich bewerbe, so folge er nur einer unwiderstehlichen Leidenschaft, die so lange dauern werde als sein Leben. Man ersuchte ihn höflich, seine Besuche nicht zu wiederholen, und er gehorchte. Meine Mutter theilte die Abneigung meines Vaters gegen ihn nicht; im Gegentheil, die Person Elbenes gefiel ihr, und vielleicht schmeichelte es noch mehr ihrer Eitelkeit, ihre Tochter Frau von Elbene, oder vielmehr Vicomtesse von Elbene nennen zu hören, denn Elbene ist Vicomte. Was in unserm Hause geschehen war, wurde in dem Stadttheile bald allgemein bekannt, wo sich Jedermann für den sanften jungen Mann interessirte, dem nur Vermögen fehlte, um seine Vorzüge geltend machen zu können. Man tadelte es sehr, daß mein Vater eine so ehrenvolle Verbindung zurückgewiesen habe. Herr von Elbene schrieb mir, erneuerte das Geständniß seiner Liebe und schwur mir trotz der Weigerung meines Vaters, ihm meine Hand zu gewähren, ewige Treue; er wollte nur wissen, ob ich seine Huldigungen annehme und seine Gefühle theile. Ich beging die Unvorsichtigkeit, ihm zu antworten; wenn dies aber mein erstes Vergehen war," setzte Rosa erröthend hinzu, „so erging es mir wie meiner Mutter und allen unsern Nachbarn, die sämmtlich für den jungen Elbene eingenommen waren; ja ich dürfte wohl noch mehr zu entschuldigen sein. Mein Vater, der mich versorgt wissen wollte, bestand fest auf meiner Verheirathung mit dem Sohne eines seiner Freunde und der Contract wurde unterzeichnet, ehe ich etwas davon erfuhr. Der mir von meinem Vater erwählte Gemahl erschien und ich erhielt den Befehl, ihn freundlich zu empfangen. Vielleicht hätte ich trotz der in meinem Herzen aufkeimenden Liebe für Elbene gehorcht, aber am Tage darauf erhielten wir die Nachricht, daß jener junge Mann im Duell gefährlich verwundet sei und sein Wort zurücknehme. Meine Verbindung mit ihm war also abgebrochen. Der Herausforderer war, wie Sie wohl errathen, Herr von Elbene gewesen. Er schrieb mir, um sich zu rechtfertigen, und da er es, wie er sagte, in einem Briefe nur unvollständig thun könne, so ersuchte er mich um eine Zusammenkunft mit ihm. Seiner Meinung nach war nichts leichter, als daß wir uns sähen. Unser Haus hat einen Garten, der in einem Pavillon endiget, dessen Thüre in ein ödes Gäßchen geht; ich brauchte mich nur in der Nacht in diesen Pavillon zu begeben und mir den Schlüssel zu jener Thüre zu verschaffen. Ohne mir die Bedeutung des Schrittes zu verheimlichen, zu dem er

mich aufforderte, that ich doch, was viele Mädchen an meiner Stelle ebenfalls gethan haben würden — ich folgte meinem Herzen und willigte ein, allein, in der Nacht, in einem freistehenden Pavillon einen Mann zu sehen, der mich liebte und der sein Leben gewagt hatte, um mich von einer verhaßten Ehe zu befreien.

„Ich öffnete zitternd die Thüre und empfing den, der mich entehren sollte."

Rosa hielt hier inne und obwohl sie sich in hohem Grade zu beherrschen wußte, flossen doch die Thränen reichlich über ihre Wangen und Schluchzen erstickte ihre Stimme. Ernst saß mit niedergeschagenen Augen da und wagte kein Wort zu sprechen.

„Herr von Elbene behandelte mich mit einer Ehrfurcht wie eine Gottheit; er beklagte sein zugleich glückliches und unglückliches Schicksal und setzte hinzu, er sei arm und etwas anderes habe er sich nicht vorzuwerfen. Deshalb verwünschte er auch meinen Reichthum und seufzete, ach, wenn ich doch arm sei und er alle Schätze Indiens besitze, damit er sie zu meinen Füßen niederlegen könnte. Hatte Karl von Elbene schon früher mir wohlgefallen, so gewannen seine Worte, der schmeichelnde Ton seiner Stimme und eine gewisse Anmuth im Benehmen jetzt mein Herz gar und gar. Wir sahen einander häufiger, denn Elbene fand immer einen Vorwand, der ein Zusammenkommen nöthig mache. Stets benahm er sich so ehrfurchtsvoll gegen mich, daß das gefährliche Beisammensein völlig unschuldig blieb. So waren drei Monate vergangen, als ein Verwandter meiner Mutter um meine Hand anhielt. Die Partie schien passend zu sein und meine Mutter, welche das Vermögen meines Vaters gern in ihre Familie gebracht hätte, vergaß die Theilnahme, welche sie bis dahin für Elbene gezeigt hatte. Dieser begab sich zu dem neuen Bewerber und untersagte ihm so stolz und unter so fürchterlichen Drohungen an mich zu denken, daß auch er es aufgeben mußte, meine Hand zu erhalten, aber dieses Benehmen vernichtete auch die Hoffnungen dessen ganz, den ich liebte; ich liebte ihn wirklich und mit Leidenschaft. Mein Vater schwur, er wolle lieber auswandern als mich als Frau des Herrn von Elbene sehen; meine Mutter schloß sich diesem Schwure an; an meine Gefühle dachten sie nicht; es fiel ihnen nicht ein zu fragen, ob ich den Mann liebe oder nicht, welcher alle Bewerber um meine Hand verscheuchte; es schien sich ganz von selbst zu verstehen, daß in einer so wichtigen Angelegenheit meine Gesinnungen nicht beachtet würden und daß ich einfach zu gehorchen habe. Herr von Elbene dagegen steigerte seine Liebe noch und schlug mir die seltsamsten Pläne vor. Wir müßten fliehen, sagte er, der namenlosen Tyrannei entgehen, deren gehässige Berechnung nie auf mein Herz Rücksicht nehme. Dann unterbrach er sich plötzlich, vergoß Thränen und sagte, er allein sei unglücklich; seinen Reden nach liebte ich ihn nicht. Ich beruhigte ihn und über meine Lippen ging das Geständniß meiner Liebe.

„Ach," entgegnete er, „Schwüre können und werden mich nicht überzeugen; ich bin arm und mein Mißgeschick entfremdet mir die Tochter und den Vater."

„Ich sank in seine Arme," erzählte Rosa schluchzend, „und was die Liebe nicht erlangt hätte, erwarb ihm der Vorwurf eines Mangels an Edelmuth."

„Nun," antwortete Ernst, als er sah, daß das Mädchen nicht im Stande sei, weiter zu sprechen. „Was soll geschehen? Zuerst ist Ihre Hand auszuschlagen, und ich werde es in einer Art thun, daß mein Rücktritt kein neuer Beschwerdegrund gegen Herrn von Elbene werde. Ich nehme Alles auf mich, werde von Verpflichtungen sprechen, die ich in Bordeaux habe, und die ich nicht brechen könne, ja ich werde noch mehr thun, ich werde für den glücklichen Elbene sprechen. Wenn wir drei unsere Bemühungen und Bitten vereinigen, werden wir . ."

„Sie haben mich nur halb verstanden . . Elbene hat mich verlassen."

So lange Fräulein Morin nur von einer getheilten Liebe und von den Nachstellungen eines Liebhabers gesprochen hatte, den sie für getreu hielt, war sie durch die natürliche Eitelkeit eines Mädchens aufrecht erhalten worden, welche von der Liebe spricht, die sie eingeflößt; aber obgleich ein Gefühl des Edelmuthes ihr Unglück herbeigeführt hatte, war das Nachfolgende doch so peinlich, daß sie schnell darüber hinging.

„Herr von Elbene," setzte sie hinzu, „erlangte bald eine unbeschränkte Gewalt über mich und bewog mich leicht, in einen Plan der Flucht einzugehen, dessen Bekanntwerden meine Familie zwingen sollte, uns zusammenzugeben. Es blieb wirklich nichts anderes übrig, da mein Fehltritt mich in einen Zustand gebracht hatte, der nicht länger zu verbergen war. Ich gestand dies dem Geliebten; er war außer sich vor Freude darüber und seine Liebe zu mir schien sich zu verdoppeln. Wir waren bereit zu entfliehen und unser Glück, wie wir es nannten, in einer entfernten Provinz zu verbergen. Der Tag war gewählt, der gestrige; wäre Herr von Elbene ein ehrlicher Mann gewesen, so würden Sie die Braut nicht gefunden haben, die man Ihnen ausgesucht hat, und der Sie Ihre Hand nicht geben werden, da sie Ihrer unwürdig ist."

„Nun gestern?" fragte Ernst.

„Gestern," fuhr Rosa fort, „schrieb mir Elbene, er habe erfahren, daß mein Vater meine Verbindung mit dem Sohne eines seiner Freunde beschlossen habe und daß Sie, Ernst Laroche, im Laufe des Tages ankommen sollten. Er sei, setzte er hinzu, eines endlosen Kampfes müde, gebe es auf, in meine Familie aufgenommen zu werden, die ihn zurückweise, und würde an meinen Vater schreiben, um ihn zu benachrichtigen, daß er sich meiner Verheirathung nicht weiter widersetze. Mein Vater hat diesen Brief wirklich erhalten; man übergab ihm denselben in dem Augenblicke, als er mit Ihnen in dem Hofe unseres Hauses ankam, und wenn Sie damals gewußt hätten, was Sie jetzt wissen, würden Sie bemerkt haben, welche Last ihm jener Brief abnahm, denn in der Besorgniß über eine gewaltsame Störung durch Elbene war alles so vorbereitet, daß unsere Heirath sehr schnell erfolgen konnte, und eine sofortige Abreise Sie vor seinem Zorne schützte.

„Hat jener Mann Sie wirklich geliebt?" fragte Ernst.

„Niemals," antwortete Rosa kurz und bestimmt; „er verführte mich, ohne mich zu lieben und sah mich nur als eine Beute an, der er sich bemächtigen müsse, um den Reichthum zu erlangen, der ihm abging."

„Hält er jetzt Ihren Vater nicht mehr für reich?"

„Das nicht," antwortete Rosa verächtlich; „er selbst ist reich geworden."

„Reich?"

„Ja. Ich erfuhr es durch seinen alten Diener, den einzigen Vertrauten meiner Schwäche, daß er jetzt reich sei. Ein Oheim, auf dessen Hinterlassenschaft er nicht rechnete, ist gestorben, nachdem ihm der einzige Sohn in das Grab vorhergegangen. Herr von Elbene kam so in den Besitz eines unverhofften Vermögens; er bedarf jenes meines Vaters nicht mehr, da ihm das seinige genügt, er wirft nun die Maske ab, verläßt mich, heuchelt nicht länger Liebe und kümmert sich um die Schande nicht, welche mich niederbeugen wird . . Ich werde meine Entehrung nicht überleben," setzte Rosa hinzu. „Ich fürchte weniger den Zorn meines Vaters oder die Thränen meiner Mutter, als meine eigene Schande . . Ach, welche ehrenvolle, angenehme Zukunft hätte mich erwartet, wenn ich nicht so schwach gewesen wäre! Beurtheilen Sie selbst," setzte sie erröthend hinzu, „wie glücklich ich gewesen sein würde, da ich Sie blos zu sehen brauchte, um den Muth zu finden, Ihnen das entehrendste Geständniß zu thun. Weiß ich übrigens, was mich hierher führt? Ein geheimer Trieb, der uns unwillkürlich an das Leben fesselt und andere Betrachtungen, die in meinem Kopfe sich kreuzen und mich am Rande des Abgrundes zurückhalten. Habe ich jetzt das Recht, über mich zu verfügen und ein doppeltes Verbrechen zu begehen? Ach, Herr, mein Kopf glüht, mein Herz klopft ungestüm und ich weiß nicht, was ich thun will, was ich thun muß; ich weiß nur, daß ich verloren bin."

„Wir sind recht unglücklich," sagte Ernst, indem er die eiskalte Hand Rosas ergriff; „wir lieben einander und eine Verkettung unseliger Umstände entfernt uns von einander."

„Ich Sie lieben?" rief das Mädchen erschrocken aus.

„Ja," entgegnete Ernst traurig, „eben so wie ich Sie liebe. Der Himmel ist mein Zeuge, daß ich von dem Augenblicke an, wo ich Sie erblickte, meine entstehende Leidenschaft in mein Herz zurückdrängte, weil ich fürchtete, Sie würden dieselbe mehr für erheuchelt halten, wenn ich sie sichtbar werden ließ, so plötzlich trat sie ein, so sicher erkannte ich, daß Sie allein mich glücklich machen könnten. Als Ihre unerwartete Erscheinung hier mich aus dem Schlafe weckte, beschäftigte sich mein Geist im Traume mit Ihnen. Sie gehören zu den Personen, welche die nicht mehr lieben können, welche sie zu achten aufgehört haben; Sie lieben Herrn von Elbene nicht mehr und Ihr Vertrauen zu mir ist Liebe. Das ist die Wahrheit; aber diese Wahrheit ist ein Traum, Rosa, und die Wirklichkeit erweckt uns. Ich muß Abschied nehmen von Ihnen, die ich zärtlich geliebt haben würde und die mir das grausame Schicksal nur zeigte, um Sie mir für immer zu entreißen . . Ich werde nicht mehr von mir sprechen . . . Sie wollen sterben; es ist das immer der erste Gedanke eines Mädchens, das auf so schmähliche Weise verlassen wurde, aber nicht der richtige. Das Glück ist verloren, die Achtung und die Liebe sind vor der Treulosigkeit Elbenes entflohen, aber Sie können weder sterben, noch entehrt leben . . Daran ist zu denken . . Ich bitte Sie um acht Tage Bedenkzeit, dann werde ich Ihnen meine Meinung mittheilen."

„Und Sie wollen Herrn von Elbene aufsuchen?" fragte Rosa.

„Ohne Zweifel."

„Sie beabsichtigen ein Duell!" rief das Mädchen erbleichend aus.

„Ich glaube es."

„Geben Sie diesen Plan auf; ich suchte keineswegs Rache, als ich Ihnen mein Unglück erzählte, ich wollte nur eine Heirath verhindern, zu welcher Sie durch das Andringen meines Vaters und die gute Meinung getrieben wurden, die Sie von mir hatten. Ich hatte nur den Zweck, einen ehrlichen Mann nicht zu täuschen, vor dem Altare nicht zu lügen, gerächt aber will ich nicht sein, ich wiederhole es noch einmal."

„Es gebührt Ihnen auch nicht Rache, sondern Entschädigung. Arme Rosa, Sie lieben Herrn von Elbene nicht mehr, Sie achten ihn nicht mehr und müssen doch seine Frau werden. Er darf also nicht unterliegen."

„Himmel, und wenn Sie unterlägen!"

„Sie würden dann so schwach sein, sich das Leben zu nehmen, aber Unrecht daran thun. Es erfordert einen gewissen Heldenmuth, die Folgen eines begangenen Fehlers auf sich zu nehmen, und es würde für Sie leichter sein, zu sterben, als mit Herrn von Elbene zu leben. Gleichwohl ist dies das Glücklichste, was Ihnen begegnen kann. Ihr Vater ist alt, Sie haben kein Bruder, wer also sollte für Sie sprechen, wenn ich, der einzige Freund Ihrer Familie, es nicht thun wollte? Als Sie diese Nacht hierher kamen, dachten Sie wohl nicht an die Gefahr, welcher Sie mich aussetzten; Sie wurden nicht einmal durch die Ehrlichkeit hergeführt, welche Sie bewog, mir Ihre Lage zu gestehen; Sie suchten vielmehr nur eine Seele, die Sie verstünde und der sie Ihren Schmerz mittheilen könnten. Noch einmal, Rosa, Sie kamen, weil ich Sie liebe und weil Sie mich lieben. Für mich fürchten Sie nichts, ich werde der Bruder sein, der Ihnen fehlt, und dessen gutes Recht leicht über den Verrath siegen wird. Bewilligen Sie mir die erbetenen acht Tage und was unsere Gefühle betrifft, so müssen wir uns der Nothwendigkeit fügen."

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 21. 1845.

Der Sänger Fornasari.

In der diesjährigen Saison in London macht unter den italienischen Sängern Fornasari großes Aufsehen. Namentlich bewundert man ihn allgemein als „Zampa", da er sich eben so durch sein Spiel als durch seinen Gesang auszeichnen soll.

Die Gräfin von Elbene.

(Fortsetzung.)

Während Ernst so sprach, blies er das Licht aus, das auf dem Nachttische brannte, und Rosa bemerkte mit Schrecken, daß es heller Tag war. Sie eilte denn auch sofort an das Ende des Zimmers und verschwand durch eine Thüre, die ohne Zweifel in ihr Zimmer führte und welche Ernst Laroche am Abende vorher nicht bemerkt hatte. Neben der noch rauchenden Kerze erblickte Ernst den Ring seiner Mutter, den er traurig wieder an seinen Finger steckte. Eine Stunde später klopfte er an die Thüre des Herrn von Elbene. Wenige Menschen besitzen die nothwendige Seelenstärke, um ungestraft von der Armuth zu dem größten Reichthum übergehen zu können. In der Armuth waren sie sanft, gutherzig, freundlich, ehrenhaft, weil sie diese Eigenschaften an Anderen bedurften; plötzliches Reichwerden berauscht und blendet sie, giebt ihnen eine neue Macht, unterwirft ihnen die, von welchen sie sonst abhingen, und sie büßen darüber das Gedächtniß und das gesunde Urtheil ein. Er, der sonst nichts besessen hatte, war jetzt im Besitze bedeutender Güter, hatte Schlösser mit weitläufigen Parks, und ehe er noch recht wußte, was er eigentlich sein nennen dürfe, ehe er den Weg nach seinen Gütern kannte, hielt er sich für einen wichtigen Mann.

Das Vermögen Morins war jetzt geringer als das seinige und es fiel ihm nun mit einem Male ein, daß sein Name und sein Adel eine ehrenvolle Verbindung erforderten und ihn von einer Familie lächerlicher Kleinbürger entfernt halten müßten. Bei seinem Verhältnisse mit Rosa hatte er nicht geheuchelt, d. h. er hatte das Mädchen wirklich geliebt und sich mit ihr zu verheirathen gewünscht, aber nur als er arm war, als er eine Frau brauchte, die ihn aus seiner mehr als precären Lage herausriß. Jetzt hatte sich alles geändert, er war reich und konnte also wieder unter seines Gleichen treten, ohne diesen Vorzug durch ein schmerzliches Opfer erkaufen, ohne sein Wappen durch eine Mißheirath beflecken zu müssen. Es war das schlimm für Rosa, aber sie mußte sich in ihr Mißgeschick fügen, da nun einmal die Würfel gegen sie gefallen. Seit zwei Tagen dachte er an nichts als an die Vergnügungen, nach denen er seit seiner Kindheit geseufzt hatte. Er wollte sich Jagdhunde, schöne Equipagen, kostbare Pferde anschaffen und seine angenehme Persönlichkeit durch Schmuck und Luxus in noch vortheilhafterem Lichte erscheinen lassen. Er rechnete viel auf seine Schönheit und Eleganz, um zu gefallen und Herzen zu gewinnen, und schon hatte er die Augen auf eine reiche adelige Wittwe geworfen, deren Hand ihn mit einem Male wieder in eine so lange verlorene Stellung einführen sollte. Am Tage vorher hatte man mit ihm von dieser Verbindung gesprochen und er hatte mit beiden Händen zugegriffen. Das also war der Mann, zu welchem sich Ernst Laroche begab.

Der alte Diener Elbenes führte den jungen Mann aus Bordeaux in ein kleines Zimmer, dessen ärmliche Meubles die Armuth verriethen, in welcher der Eigenthümer bis dahin gelebt hatte, und meldete ihn Herrn von Elbene, der bereits aufgestanden war und dem Schneider, dem Wagenfabrikanten ꝛc. Audienz gab. Einen Augenblick nachher erschien er in funkelnagelneuem Schlafrocke und als Ernst den wirklich schönen jungen Mann erblickte, sah er wohl ein, daß Rosa ihn leicht hatte lieben können. Er trat freundlich auf Ernst zu und fragte:

„Sind Sie der Herr Architect, den ich erwarte?"

„Nein," antwortete Ernst.

„Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?"

„Ich heiße Ernst Laroche."

Herr von Elbene machte bei der Verbeugung ein Zeichen, welches beweisen sollte, er habe nicht die Ehre, Herrn Laroche zu kennen, welcher darauf fortfuhr:

„Ich kam gestern aus Bordeaux hier an, um Fräulein Rosa Morin zu heirathen."

„Rosa Morin," fiel Herr von Elbene ein, „das junge Mädchen hier in der Straße?"

„Ja, Sie kennen sie."

„Allerdings, ich hatte das Vergnügen, sie mehrmals zu sehen, aber ich begreife nicht . ."

„Ich will es Ihnen sagen. Sie hielten um die Hand des Fräulein Morin an."

„Ja, ich war aber nicht so glücklich als Sie; Herr Morin wies mich ab."

„Ich weiß es. Es hatte sich ein anderer Bewerber eingefunden; Sie forderten und verwundeten ihn; ein zweiter wurde durch Ihre Drohungen entfernt."

„Fürchten Sie, mein Herr, durchaus nichts der Art," fiel Elbene ein; „ich habe endlich eingesehen, daß ein Vater Herr über sein Kind ist und daß man sich nicht in eine Familie eindrängen darf."

„Wenn ich nun gerade käme, um von Ihnen Rechenschaft für ein solches Benehmen zu verlangen?" entgegnete Ernst; „wenn ich käme, um Sie zu fragen, warum Sie mich nicht behandelten, wie Sie meine beiden Vorgänger behandelt haben?"

„So würde ich Ihnen wiederholen, was ich Ihnen bereits gesagt habe, daß ich mich vor der hartnäckigen Weigerung des Herrn Morin endlich zurückziehe."

„Es ist zu spät," sagte Ernst, der Herrn von Elbene unverwandt ansah.

Die Züge des jungen Edelmanns verdüsterten sich einen Augenblick; bald aber heiterte sich sein Gesicht wieder auf.

„Wenn ich mir erlauben könnte, in Ihre geheimen Gesinnungen einzugehen," sagte er, „würde ich Ihr Benehmen ganz ungewöhnlich finden, denn es muß Ihnen ja angenehm sein, ohne Widerstand glücklich sein zu können."

Es lag in dem Tone des Herrn von Elbene keine Spur von Ironie, Ernst war aber zu gut unterrichtet, als daß er sie nicht in den Worten gefunden hätte.

„Ich weiß Alles," sagte er.

„Ich verstehe Sie nicht."

„Fräulein Morin selbst hat mir Alles gesagt."

Herr von Elbene nahm eine ernste Miene an, trat etwas näher zu Laroche und sagte:

„Ich weiß nicht, was Fräulein Morin Ihnen mitgetheilt haben mag; was sie Ihnen aber auch anvertraut hat, Sie wissen, daß ich mich Ihrer Heirath nicht widersetze. Giebt es etwas, was Sie davon abhält, so liegt es an Ihnen, den Entschluß zu fassen, der Ihnen der geeignetste scheint."

„Ich habe mich allerdings nicht zu beklagen, da ich von Allem unterrichtet worden bin; aber ich bin nicht blos der Verlobte des Fräulein Morin, sondern auch ihr und ihrer Familie Freund, ich bin mit einem Worte von ihr beauftragt, Rechenschaft von Ihrem Benehmen zu verlangen. Noch einmal, ich weiß Alles."

Herr von Elbene hatte Zeit gehabt, seine Antwort vorzubereiten und er zeigte gar keine Verlegenheit.

„Sie wissen Alles," sagte er, „und Fräulein Morin muß allerdings großes Vertrauen zu Ihnen haben, da sie Ihnen solche Geständnisse machte."

„Nicht ihr Vertrauen zu mir hat sie veranlaßt, zu sprechen, sondern ihr Rechtsgefühl und der natürliche Wunsch, einen Beschützer, vielleicht einen Rächer zu finden."

„Einen Rächer?" wiederholte Elbene, „und aus welchem Rechte?"

„Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß ich ein Freund der Familie sei."

„Nun, mein lieber Herr Laroche, — so, glaube ich, heißen Sie."

„Ja."

„Nun," fuhr Herr von Elbene gutmüthig fort, „ich will Ihnen meine Gründe sagen, Sie mögen mein Richter sein. Ich halte Sie für einen so verständigen Mann, daß Sie dieselben gewiß billigen."

„Das werden wir sehen," entgegnete Ernst kalt.

Herr von Elbene setzte sich und winkte Ernst, ebenfalls Platz zu nehmen.

„Mein Herr," fuhr er dann, zu dem jungen Manne aus Bordeaux gewandt, fort, der die Augen von ihm nicht abwendete, „Sie wissen, daß der Zufall Alles in der Welt beherrscht, unsere Neigungen und unsere Leidenschaften; der Zufall regelt unsere Interessen und entscheidet so über unser Leben; der Zufall machte mich auch zum Nachbar des Fräulein Rosa Morin und mit ihr bekannt. Sie war reich, ich arm, aber ich brachte ihr meinen Namen und glaubte, mein Adel wäre wenigstens eben so viel werth, als ihr Vermögen. Viele bürgerliche Familien mit noch größerem Vermögen als Fräulein Morin würden sich durch eine solche Verbindung für geehrt gehalten haben."

„Der Adel," antwortete Ernst, „ist nicht mehr was er sonst

war, der menschliche Stolz allerdings aber so unverbesserlich, daß Sie allerdings Recht haben."

„Nun," fuhr Herr von Elbene fort, den diese Erklärung schon etwas zu erleichtern schien, „Herr von Morin war dieser Ansicht nicht; er wieß mich hart ab und verschloß mir sein Haus. Ich that Alles, was ich vermochte, um ihn von meiner Ehrlichkeit zu überzeugen; es erschien ein Nebenbuhler und ich nöthigte ihn durch ein Duell zum Rücktritt; ich entfernte einen zweiten durch meine Drohungen, wie Sie selbst schon gesagt haben. Herr Morin blieb unerschütterlich. Was konnte ich weiter thun? Heute hat sich die Sache geändert und die Stellung zwischen mir und der Familie Morin ist nicht mehr gleich. Ich habe nicht blos meinen Namen, sondern auch ein Vermögen, das das ihrige noch übertrifft. Dieser Glückswechsel würde mir ein Recht geben, die Ehe zu trennen, wenn sie schon geschlossen gewesen wäre; mit wie viel größerem Rechte durfte ich zurücktreten, da man meine Bewerbungen zurückwieß?"

„Das ist Alles sehr wahr," entgegnete Ernst, „und es muß noch hinzugefügt werden, daß Morin Ihnen seine Tochter keineswegs anbietet, ja daß er sie Ihnen heute noch verweigern würde, wenn Sie um dieselbe anhielten, obgleich Sie reich sind,"

„Es freut mich sehr, Sie so einsichtsvoll zu finden," sagte Herr von Elbene triumphirend; „ich wußte wohl, daß das Urtheil einer dritten unparteiischen Person günstig für mich ausfallen mußte."

„Sie haben in den Augen Morins allerdings Recht, der nichts weiß," sagte Ernst, „und als er Ihren Brief empfing, schien ihm eine Last vom Herzen genommen zu sein; ich aber weiß Alles und kann deshalb auch nicht so urtheilen wie er. Sie haben sich nicht gegen Morin verpflichtet, sondern gegen die Tochter desselben, die Sie entehrten und die Sie heute entführt haben würden, wenn Sie gestern nicht reich geworden wären."

„Sie haben Recht," antwortete Herr von Elbene, „obgleich das Wort „entehrt" zu hart ist und eine Verbindung mit einem Manne gleich mir ein Bürgermädchen nicht entehren kann; aber bin ich noch derselbe Mann, der ich gewesen war? Brauche ich heute das Vermögen des Fräulein Morin? Jetzt, da ich selbst reich bin, werde ich von den adeligsten Familien gesucht. Kennen Sie die Frau Marquise von B.? Sie ist eine reiche und schöne junge Wittwe und scheint mich zu lieben; man hat mir gestern Abend ihre Hand fast angetragen und da ihre Güter an die meinigen grenzen, so wird die Verbindung wohl zu Stande kommen . . Fräulein Rosa wird von meiner Seite immer die gebührende Achtung finden und in Bezug auf das Ihnen bekannte Unglück bin ich zu allen Opfern bereit.."

„Sehr wohl," antwortete Ernst; „man kann sich nicht deutlicher und bestimmter ausdrücken und es dürfte kaum möglich sein, mit größerer Anmuth zu gestehen, daß man sich des Treu- und Eidbruchs schuldig gemacht habe."

„Herr!" fuhr Elbene auf,

„Herr," entgegnete Ernst eben so gelassen als höflich; „Sie haben mir die Gründe Ihres Benehmens auseinandergesetzt und man könnte Ihnen beistimmen, wenn man von Rechtlichkeit absieht."

„Herr!" wiederholte Elbene.

„Ich gebe es zu," entgegnete Ernst ruhig, „daß Ihr Interesse heute nicht mehr dasselbe ist, wie gestern; aber das Interesse des Fräulein Morin hat sich nicht geändert. Wenn das Bürgermädchen sich nicht in dem Zustande befände, in dem sie ist, so würde ich ihr gerathen haben, nicht mehr an einen adeligen Herrn zu denken, der so gemeine Gesinnungen hat, wie Sie eben aussprachen; jetzt aber müssen Sie, Herr Vicomte, das Mädchen entweder heirathen oder sich mit mir schlagen."

Herr von Elbene war ein sehr artiger Mann und gewissermaßen Raufbold; die kaltblütige Ruhe Ernsts und das Lächeln desselben setzten ihn in Erstaunen und er fürchtete, was die Raufbolde am meisten fürchten, Jemanden vor sich zu haben, der ihm gewachsen sei. Da er ferner jetzt reich war, so betrachtete er das Duell auch mit anderen Augen als sonst. Als er nichts hatte, rechnete er auf sein Glück und seine Gewandtheit; jetzt hatte er in seinen eignen Augen einen weit höhern Werth und er fand es keineswegs angenehm, sein Leben in Gefahr zu setzen, da er eben anfangen wollte, alle ihm noch neuen Vergnügungen zu genießen. Auf der andern Seite lautete der Antrag sehr bestimmt.

„Herr Vicomte," sagte Ernst zu ihm, „betrachten Sie mich meinetwegen als einen betrogenen Bräutigam, über den Sie nach der Hochzeit lachen wollten, oder als einen Bruder, der die Ehre seiner Schwester rächen will. In beiden Fällen verlange ich eine vollständige Genugthuung, wenn Sie sich weigern, Fräulein Morin zu heirathen."

„Aber, mein Gott," sagte Elbene, „Sie sinnen mir eine Zwangsheirath an."

„Ein Molièrisches Stück?" erwiderte Ernst ruhig, „nein; in dem Stücke Molières handelt es sich um einen alten Mann, der eine Kokette heirathen soll, die ihn hintergehen und betrügen wird; hier dagegen haben wir ein betrogenes, unglücklich gemachtes Mädchen, das Genugthuung verlangt, und ich bin kein Alcidas, der den Degen gegen einen Alten ziehen will, sondern der Rächer der betrogenen Hingebung und Ihrer Zögerung nach darf ich wohl glauben, daß Sie sich anders benommen haben würden, wenn Sie gewußt hätten, daß ich mich der Sache annehmen würde."

Es fehlte Herrn von Elbene durchaus nicht an Muth, er zögerte nur wegen seiner neuen Stellung; vielleicht regte sich auch das Gewissen, das den Mann zurückzuhalten versucht, wenn er mit den Waffen in der Hand eine schlechte Sache vertheidigen will; bei der letzten Beleidigung durch Ernst aber, als er erkannte, daß man an seinem Muthe zweifelte, faßte er schnell einen Entschluß.

„Ich stehe zu Ihren Diensten," sagte er; „welche Waffe wählen Sie?"

„Den Degen."

„Sehr wohl, . . . welchen Tag?"

„Den heutigen."

„Welchen Ort?"

„Der Ort würde mir gleichgiltig sein," sagte Ernst, „wenn es sich nur um mich handelte; aber eben wegen der Ursache unsers Streites muß alles sehr schnell und geheimnißvoll geschehen. Ich bin gestern erst in Paris angekommen, ich kenne die Stadt und die Umgegend viel weniger als Sie, wählen Sie also den Ort."

„Ich habe," entgegnete Elbene, „einen kleinen Garten, an dessen Ende sich eine dicht mit Hopfen bewachsene Laube befindet. Das Plätzchen ist vollkommen geeignet, vor den Blikken der Neugierigen geschützt und hat den Vorzug, daß der Verwundete hier die nöthige Pflege erhalten kann . ."

„Oder auch," fiel Ernst ein, „leicht zu Herrn Morin zu bringen ist . ."

„Sie wohnen bei Herrn Morin?"

„Ich habe diese Ehre."

„Wenn Ihnen also meine Laube gefällt . ."

„Vollkommen."

„Es scheint Ihnen angenehm zu sein, die Sache ohne Zeugen abzuthun und die Art unseres Streites erfordert es auch," fuhr Elbene fort.

„Ich danke Ihnen für diese Aufmerksamkeit," entgegnete Ernst artig.

„So bleibt Ihnen nichts übrig," setzte Elbene noch hinzu, „als daß Sie sich meiner Waffen bedienen."

Ernst verbeugte sich zum Zeichen seiner Zustimmung und Elbene öffnete einen Wandschrank, in welchem sich eine Sammlung von Degen in ganz gleicher Länge befand. Ernst besah sie einige Augenblicke, ohne sie anzurühren, dann nahm er einen, ohne ihn genauer zu betrachten und sagte zu seinem Gegner:

„Wählen Sie sich auch einen."

„Ich glaube nicht, daß Sie den besten gewählt haben," meinte Elbene.

„Ich bin vollkommen damit zufrieden."

Diese Artigkeit vor dem Kampfe war ein schlimmes Zeichen und Elbene fühlte es wohl; er wählte indeß den Degen, dessen Schwere ihm am besten zuzusagen schien, und dann verließen beide das Zimmer. Sie gingen durch einen dunklen Vorsaal, gelangten in ein Speisezimmer, dessen Fenster in den Garten sahen und schritten der Laube zu, welche der Ort des Zweikampfes sein sollte. Der alte Diener Elbenes begoß eben Blumen; er sah die Degen nicht und da er von der Absicht seines Herrn nichts ahnen konnte, so richtete er nicht einmal den Kopf empor. Die Laube war so bewachsen, daß die Sonnenstrahlen nicht hindurch zu bringen vermochten und übrigens so groß, daß sie sich zu einem Fechtplatze vollkommen eignete. Ernst zog seinen Rock aus und Elbene folgte seinem Beispiele; dann nahmen sie ihre Stellung ein. Schon an der Art, wie Ernst die Waffe faßte und handhabte, erkannte Elbene, daß er einen gefährlichen Gegner vor sich habe und daß er seine ganze Geschicklichkeit und Kaltblütigkeit aufbieten müsse.

Die beiden Gegner legten sich aus; die Degen kreuzten sich und sausten drohend umher; plötzlich stieß Elbene einen Schrei aus und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Ernst senkte den Degen und schlug die Arme über der Brust übereinander. Sein Gegner war am rechten Auge verwundet. Der alte Diener eilte herbei, um seinen Herrn aufzufangen, der vor Schmerz wankte. Der Sieger verließ darauf ohne Verzug das Haus, statt aber zu Herrn Morin zu gehen, blieb er in der Straße. Er sah von da aus, daß ein Arzt für den Verwundeten geholt wurde, und als derselbe wieder aus dem Hause trat, redete er ihn an;

„Sie sind Arzt?" fragte er.

„Ich habe diese Ehre."

„Sie kommen von Herrn Elbene?"

„Wie Sie sehen."

„Ist der arme Vicomte krank?"

„Krank? Nein", antwortete der Arzt; „aber einäugig ist er."

„Einäugig? Er hatte ja die schönsten Augen von der Welt!"

„Ja wohl. Er scheint diesen Vormittag bei dem Fechten mit einem Freunde Unglück gehabt zu haben . ."

„Mit einem Freunde?"

„Ja," antwortete der Arzt, „mit einem Freunde. Es zerbrach ein Fleuret und ein Stück flog Herrn von Elbene in das Auge."

Dann ging der Doctor in physiologische Details ein, er gab sogar eine vollständige Beschreibung des Auges und versicherte endlich, das verletzte Auge Elbenes sei unwiederbringlich verloren und der Vicomte würde genöthiget sein, entweder eine schwarze Binde über dem verlorenen Auge zu tragen oder sich ein Glasauge einsetzen zu lassen. Uebrigens befinde sich derselbe ganz wohl.

Ernst erkannte mit Vergnügen, daß Elbene das Duell nicht eingestand und sein Unglück einem Zufalle zuschrieb. Er konnte auch nicht wohl von demselben sprechen, denn auf der einen Seite war sein Benehmen gegen Fräulein Morin gar zu schlecht und auf der andern konnte er nicht wünschen, daß die Frau Marquise v. B. etwas davon erfahre. Ernst kehrte auch jetzt noch nicht in das Haus Morins zurück, sondern nahm einen Fiacre und fing an Besuche bei seinen Bekannten zu machen, die ihn in seinem Plane unterstützen konnten.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 22. 1845.

Die Gräfin von Elbene.

(Fortsetzung.)

„Wenn die Marquise reich ist," dachte Ernst bei sich, „so braucht sie das Vermögen Elbenes nicht, und wenn sie jung und schön ist, wie man behauptet, so wird sie einen Einäugigen nicht heirathen mögen. Angenommen auch, er ließe sich ein Glasauge einsetzen, so muß die Marquise doch davon benachrichtigt werden. Man erzählt von einem Gesandten, der seit zwanzig Jahren Europa darüber in Ungewißheit hält, ob er von seinen beiden Augen eines gekauft habe; die Marquise soll einer solchen Gefahr nicht ausgesetzt werden."

Ernst frühstückte eilig in einem Kaffeehause, machte einige Besuche und erfuhr endlich, daß die Marquise den Abend in einem Hause zubringen würde, in das er eingeführt werden konnte. Mehr verlangte er nicht. Er machte sich also wieder auf den Weg nach dem Marais und wußte nur nicht, wie er Herrn und Madame Morin, so wie Rosa selbst von der Sache unterrichten sollte. Auf dem Wege kam er vor dem Hause Elbenes vorüber. Es hielt vor demselben ein Fiacre und Ernst meinte, da das Duell in allen Formen der Höflichkeit vor sich gegangen, sei es ihm wohl gestattet, sich nach dem Befinden des Besiegten zu erkundigen. Es ist dies eine ritterliche Sitte, die leider mehr und mehr abkommt. Sein Verkehr mit Herrn von Elbene war ja auch noch gar nicht beendigt. Er ging also in das Haus hinein.

In der Vorhalle begegnete er dem alten Diener.

„Herr," sagte dieser traurig zu ihm, „ich sollte eben im Auftrage des Herrn Vicomte zu Herrn Morin gehen."

„Warum, alter Freund?"

„Um Sie zu bitten, den Herrn Vicomte zu besuchen, der mit Ihnen zu sprechen wünscht."

„Herrn Morin sollten Sie nichts sagen?" fragte Ernst weiter.

„Nein," antwortete der Diener seufzend, der nach der Laube hinwieß.

Ernst ging in den Garten und an derselben Stelle, wo einige Stunden vorher der Zweikampf stattgefunden hatte, fand er den jungen Vicomte, der unruhig da auf- und abging. Er war außerordentlich elegant gekleidet; ein bis zum Kinne zugeknöpfter Frack ließ unten die Spitzen einer weißen Weste sehen und eine seidene Binde bedeckte einen Theil seines schönen Gesichts, in welchem Ernst recht leicht Haß, den Wunsch nach Rache und Verdruß erkennen konnte. Er hatte auch etwas von seinem Stolze und seiner aristokratischen Ruhe verloren.

„Ich glaubte," sagte er, sobald er Ernst erblickte, „Sie würden der Meinung sein, daß wir einander nicht wiedersehen sollten."

„Keineswegs," antwortete Ernst; „unsere Sache ist ja noch immer in Ordnung zu bringen. Fräulein Morin wartet noch immer auf die Genugthuung, die Sie ihr schuldig sind, und ich kam eben . ."

„Sie kamen aus eigenem Antriebe?"

„Ich kam, um mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen," sagte Ernst, „und hoffte nicht, Sie selbst zu sehen."

„Ich befinde mich wohl, ganz wohl," antwortete Elbene, „aber Sie haben mich entstellt, Sie haben meine Zukunft verdorben und dafür müssen Sie mir Genugthuung geben."

„Sie wollen also die Rollen tauschen, Herr Vicomte, als Angreifer gegen mich auftreten? Wie es Ihnen beliebt. Wenn ich Ihnen nur gegenüberstehe, so ist es mir ganz gleichgiltig, als was. Ehe ich Ihnen aber zu Diensten bin," setzte Ernst sich verbeugend hinzu, „müssen Sie meine Pläne und Ansichten vollständig kennen. Das Mädchen, die Sie verlassen wollen, nachdem Sie dieselbe verführt und die ich gestern zum ersten Male gesehen habe, liebe und verehre ich. Sie können sich also denken, wie sehr ich bedaure, daß Sie mir mein Glück gestört und das einzige weibliche Wesen geraubt haben, das ich lieben könnte. Ich würde es für mein größtes Glück halten, könnte ich die Ehe selbst eingehen, zu der ich Sie drängen muß . . Da ich aber nicht mit Ehren Fräulein Morin zu meiner Frau machen kann, so übernahm ich eine andere Pflicht und bin der Ehrenhüter Rosas geworden. Die Ehre des Mädchens ist befleckt worden; dieser Flecken muß getilgt werden und dies kann nur durch Ihr Blut oder durch Ihre Verheirathung mit der Beleidigten geschehen. Habe ich Sie getödtet, so heirathe ich Fräulein Morin; Sie können mir also nichts Erwünschteres bieten, als ein zweites Duell. Jedoch . ."

„Jedoch . .?" wiederholte Elbene, der sich anstrengte, um sich im Zaume zu halten.

„Jedoch ist die Lage des Fräulein Morin von der Art," fuhr Ernst fort, „daß sie sich vielleicht auch dann noch weigerte, mich zu heirathen, wenn Sie auch todt wären, wenigstens jetzt . . Es ist dies überhaupt ein Traum und ich sehe wohl ein, daß die Unglückliche nur in Verborgenheit leben und sterben, oder Frau von Elbene werden muß. Deshalb habe ich Sie auch diesen Morgen nicht getödtet, was so leicht gewesen wäre; ich begnügte mich damit, Ihr Gesicht zu entstellen. Sie sind jetzt einäugig; glauben Sie, daß die Marquise von B., die gestern Ihre Huldigungen annahm, sie auch heute noch annehmen wird? Ich glaube es nicht. Ich hatte überdies die Absicht, Sie an der Fortsetzung Ihrer Bewerbung um diese Dame zu hindern und Ihnen das zweite Duell anzutragen, mit dem Sie mir jetzt selbst entgegen kommen. Herr Vicomte, kommen Sie zu sich selbst; Sie brauchen nur ein Wort zu sagen und ich übernehme es, Herrn Morin zu Ihnen zu bringen."

Herr von Elbene, der ruhiger geworden zu sein schien, hörte Ernst mit einer Geduld an, aus welcher dieser das Beste schloß. Als er geendigt hatte, antwortete der Vicomte:

„Binnen einer Stunde in Vincennes, wenn Sie nichts dagegen haben. Wir haben uns jetzt der Degen bedient; nun greifen wir zu Pistolen."

Ernst verbeugte sich und ging fort, zu einem Freunde, der ihn denselben Abend bei der Marquise von B. einführen sollte. Auf die Gefahr hin, daß der Freund sein Versprechen nicht halte, ersuchte er ihn, ihm als Secundant bei einem Duell beizustehen, dessen Veranlassung ein Mädchen sei. Sie reisten denn auch ohne Verzug ab und fanden an der bezeichneten Stelle Elbene, der nur seinen alten Diener bei sich hatte. Sie schlugen schweigend den Weg nach dem Walde ein, und kamen bald in einer Allee an, die sich vollkommen zu dem Zweikampfe eignete, den sie beabsichtigten. Ernst gab Herrn von Elbene seine Pistolen, die dieser sorgfältig untersuchte und selbst lud. Dann nahm er ein Geldstück aus seiner Börse, das er in die Luft werfen wollte; Ernst aber hielt ihn zurück und sagte:

„Sie haben den ersten Schuß."

„So sei es," antwortete Elbene.

Ohne den Raum abzumessen, entfernten die beiden jungen Männer sich etwa zwanzig Schritte von einander und der Vicomte schoß wirklich zuerst. Die Kugel riß ein Stück von dem Kragen Ernsts hinweg, der seiner Seits schoß und seinen Gegner niederstreckte. Elbene war am Knie getroffen.

„Einäugig und lahm!" sagte er ruhig zu Ernst. „Verheirathen Sie mich nun, wie Sie wollen, denn ich gebe es auf, nun selbst eine Frau für mich zu finden."

„Sie werden glücklicher sein als ich," antwortete Ernst.

„Bis auf zwei Glieder," antwortete der Verwundete.

Herr von Elbene verlangte einen Wagen und wollte mit Ernst nach Paris zurückkehren. Unterwegs sagte der Verwundete trotz seiner Schmerzen:

„Man muß reich geboren werden. Wenn das Vermögen plötzlich kommt, liegt man noch in den Ketten und Banden der Armuth und diese kann man nicht ohne Schmerz und Wunden brechen. Vor kaum achtundvierzig Stunden wurde ich unverhofft Millionair und um diesem unerwarteten Glücke das Gegengewicht zu halten, führt Sie der Teufel von Bordeaux daher, um mich zu verunstalten. Sie siegen; ich heirathe Fräulein Morin. Aber," setzte er nach einer Pause hinzu, „Sie lieben das Mädchen, wie Sie sagen?"

„Von ganzem Herzen," antwortete Ernst.

„Warum haben Sie mich in diesem Falle nicht erschossen? Sie konnten mich heute Morgen schon umbringen und ich glaube, Sie wären auch jetzt im Stande gewesen, Ihre Kugel in mein Herz, statt in mein Knie zu senden, wenn Sie gewollt hätten . . Nein, ich vergaß, Sie thaten es wegen des Mädchens nicht, oder Sie hofften, daß Hymen Ihnen geben würde, was Amor Ihnen versagt."

„Herr!" fuhr Ernst auf.

„Warum nicht?" entgegnete Elbene, indem das Fieber sich zu regen begann, „warum nicht? Ich werde nie ein eifersüchtiger Ehemann sein; ich besitze die hundert Augen des Argus nicht, im Gegentheil . . Aber Sie haben ein vortreffliches Verfahren gewählt. Man bringt Jemanden um ein Auge, man zerschießt ihm ein Knie und dann giebt man ihm eine Frau. Natürlich zieht die Frau sehr bald einen vollständigen Mann ihrem K . ."

Elbene schloß die Augen und versank allmälig in die Fieberschlaffsucht, welche oft eine Wunde begleitet gleich der, welche er erhalten hatte. Erst in Paris selbst kam er wieder zu sich.

„Wir wollen nicht bei mir absteigen, sondern bei Herrn Morin," sagte er.

„Bei Herrn Morin?"

„Nun ja; ich kann Fräulein Rosa nicht entführen, ihr Vater muß sie mir geben. Wer sagt Ihnen auch, ob Rosa einen Mann wie ich bin, haben will?"

„Sie haben Recht," antwortete Ernst.

Er ließ den Wagen halten, stieg aus, nahm einen Fiacre und fuhr zu Herrn Morin. Die Familie war im Gesellschaftszimmer versammelt. Rosa saß bleich und kummervoll in dem Fensterwinkel; die Mutter rechnete die Ausgaben in ihrem Wirthschaftsbuche zusammen und Morin ging auf und ab. Als Ernst eintrat, kehrte die Farbe auf die bleichen Wangen Rosas zurück, Madame Morin ließ ihr Buch fallen und Morin rief aus:

„Da ist er! Da ist er!"

Ernst fühlte, daß er keinen Augenblick zu verlieren habe, und während er einen ermuthigenden Blick auf Rosa warf, trat er zu Morin und sagte zu ihm:

„Herr Morin, ich habe mich über Sie zu beklagen."

„Ueber mich, Ernst?"

„Sie haben mir Hoffnung gemacht, mich mit Fräulein Rosa zu verheirathen; ich hielt sie für frei, aber ein junger Herr liebt sie schon längst . ."

„Das ist eine alte Geschichte," antwortete Morin; „der junge Herr, Elbene, ist ein armer Teufel . ."

„Den meine ich.“

„Lieber Schwiegersohn,“ fuhr Morin fort, indem er die Hand auf die Achsel Ernsts legte, „beruhige Dich. Dieser Elbene hat allerdings um Rosas Hand angehalten, hat sogar vor einiger Zeit dumme Streiche gemacht, aber erstens hat ihn meine Tochter nie leiden mögen und dann hat er auch seine thörichte Bewerbung aufgegeben.“

„Sie irren sich, Herr Morin.“

„Ich irre mich? . . Ich habe ja einen Brief von ihm, in dem er es mir verspricht . .“

„Er wird aber sein Versprechen nicht halten. Der Herr Vicomte von Elbene liebt Ihre Tochter leidenschaftlich und er wird wieder geliebt.“

„Wieder geliebt?“ wiederholte Morin.

„Allerdings.“

Morin drehete sich nach seiner Frau um und beide gingen auf Rosa zu, die weißer aussah, wie das Taschentuch, das sie in ihrer Hand hielt, und einen Zornausbruch ihres Vaters erwartete.

„Ach ja,“ fiel Ernst rasch ein; „wenn Sie Ihre Tochter gefragt hätten, würden Sie mir ein Herz, das mir nicht angehören kann, nicht angeboten und dem Herrn von Elbene ein Zeichen der Liebe erspart haben, das ihm theuer zu stehen kommt.“

„Sie haben sich wohl mit jenem Manne geschlagen?“ fragte Madame Morin.

„Zwei Mal.“

„Und Sie haben ihn verwundet?“ fragte Morin.

„Zwei Mal,“ antwortete Ernst wiederum. „Uebrigens,“ setzte er hinzu, indem er die Hand Morins ergriff, „was haben Sie gegen den Vicomte? Sein Adel ist kein Vergehen, im Gegentheil, ein berühmter Name ist ein Vorzug in der Welt, warum sollte ihn Ihre Tochter nicht genießen? Seine Armuth? Er ist jetzt reicher als Sie. Das Duell, das er veranlaßt hat? Konnte er Ihrer Tochter einen größern Beweis von Liebe geben, als daß er ihretwegen sein Leben auf das Spiel setzte?“

In demselben Augenblicke wurde die Thüre geöffnet und Herr von Elbene von mehreren Dienern hereingetragen. Er bestätigte, was Ernst gesagt hatte und erklärte, daß er wirklich aus Liebe zu Fräulein Morin in den Zustand versetzt worden sei, in welchem er sich befinde. Rosa erkannte die Wichtigkeit dessen, was Ernst für sie gethan hatte, warf sich auf ihre Knie vor ihrem Vater nieder und gestand ihre Liebe, wenn auch nicht ihre Schuld, ihre Liebe, die — sie nicht mehr fühlte. Madame Morin, welche vor einem halben Jahre die Bewerbung des Vicomte von Elbene gern gesehen und begünstiget hatte und auf die der Name „Vicomte“ noch immer einen tiefen Eindruck machte, wurde gerührt, als sie den jungen Mann erblickte, der wegen seiner Liebe zu ihrer Tochter verwundet worden war und als Morin erfuhr, daß Elbene noch reicher sei als er selbst, wagte auch er es nicht, von einer Weigerung zu sprechen. Die Verlobung wurde deshalb vollzogen und Herr von Elbene der Pflege der Madame Morin und Rosas übergeben. Dann kamen die Erklärungen. Morin glich einem Manne, der aus einem Traume erwacht und in dessen Auge mit einem Male ein Lichtstrahl fällt; er wunderte sich über die Liebe seiner Tochter, über das plötzlich erlangte Vermögen Elbenes und besonders über die leidenschaftliche Liebe des jungen Edelmannes, die ihn bis zu Zweikämpfen geführt hatte.

„Aber Du,“ sagte er dann zu Ernst, „Du liebst wohl meine Tochter auch, da Du ja auch zwei Mal um ihretwillen Dein Leben gewagt hast?“

Ernst gestand seine Liebe, setzte aber hinzu, daß er sich, seit er die Gesinnungen Rosas kenne, vor einem bevorzugten Nebenbuhler zurückziehe und daß er nichts bedauere, als daß er das Glück der beiden Liebenden gefährdet, indem er das Leben Elbenes bedrohet.

Die Hochzeit fand sehr bald statt und zwar in dem Hause Morins. Elbene lag dabei im Bette, das er wegen Schmerzen nicht verlassen konnte und Rosa schwamm in Thränen, deren Bedeutung Ernst allein kannte. Zeugen waren nur einige Hausfreunde, die im Stillen das Glück des ehemaligen Fabrikanten beneideten, welcher seine Tochter an einen reichen Edelmann gebracht habe. Manche dieser Personen warfen dabei einen geringschätzigen Blick auf Ernst, da sie nicht zu begreifen vermochten, was diesen zudringlichen Menschen noch im Hause zurückhalte. Elbene seiner Seits verwünschte im Herzen das Mädchen, der er die Hand reichte und reichen mußte, er verwünschte die ganze bürgerliche Familie, in die er gegen seinen Willen kam, und vor allem verwünschte er Ernst, der ihn in seine so unangenehme Lage gebracht.

(Beschluß folgt.)

Abenteuer auf dem Mississippi.

Unser Boot brauste und keuchte den Mississippi hinauf, dessen trübe gelbe, lehmartige Flut, von dem letzten Regen große weiße Schaumklumpen mit fortführend, blitzesschnell bei uns vorbeischoß, das gewöhnliche träge Leben unter den Passagieren aber, vorzüglich an einem heißen Nachmittag, hatte einem ganz eignen regen Treiben Platz gemacht und erwartungsvoll schauten Viele den Strom hinauf, wo ein zweites Boot, dem unsern etwa eine Meile voraus, ebenfalls sein Bestes zu thun schien, ein Ueberholen von unserer Seite zu vermeiden.

„Seid Ihr sicher, daß das da drüben die „Flame“ ist?“ frug Einer der Passagiere jetzt einen vorbeigehenden Deck-hand.*)

„Gewiß, Männchen! ich wollt' ihre Schornsteine über den Missouri hinüber erkennen!“

*) Deckhand, Ausdruck auf Dampfbooten für „Matrose“.

„Und Ihr werdet sie überholen?"

„Ob wir werden? ich sage Euch, Fremder, so gewiß mein Name Ben Blower ist, so gewiß hat das letzte Theerfaß, was wir eben unter die Kessel schoben, gerade genug „Vorwärts" in uns gefeuert, um die „Flame" entweder dort bei jener Landspitze einzuholen, oder unser Boot zum ewigen Frieden zu befördern."

„Der Teufel!" rief ein Dabeistehender, der indessen, besonders bei dem Wettlauf interessirt, an dem die Kessel umgebenden Sparrenwerk gelehnt hatte, „ich habe mir hier neben diesem verwünschten Pulverfaß einen hübschen Platz ausgesucht, den Spaß mit anzusehen!"

„Nicht so schlimm, als wenn Ihr drin stäkt!" bemerkte Ben höchst kaltblütig, als jener seinen Platz in besonderer Eile verließ.

„Als ob er drin stäke? in was? in dem Kessel?" frug ich verwundert.

„Gewiß? Kriecht man nicht oftmals in die Kessel, Männchen?"

„Es sollte doch, meiner Ansicht nach, behaglichere Stellen auf einem Dampfboot geben!"

„Das ist recht — lacht mich auch noch aus; aber wartet nur, bis wir diesen Spaß mit der alten Flame überstanden haben, und ich will Euch erzählen, in was für Patschen ein armes Menschenkind hineinkommen kann. Jedes Wort davon ist wahr, — so gewiß ich Ben Blower heiße!"

Der ersehnte Wettlauf bewieß sich glücklicher Weise in der That nur als ein Spaß, und ich zündete mir mit der freudigen Hoffnung eine Cigarre an, sie auch ausrauchen zu können, ehe unserm Boote noch einmal die Gelegenheit würde, die Stärke seiner Kessel und das zähe Leben seiner Passagiere zu erproben. Ben aber begann indessen mit jenem Eifer, der oft magnetisch durch das aufmerksame Lauschen des Zuhörers bei dem Erzähler entzündet wird, seine Geschichte. —

„Ihr habt doch wohl die Flame schon einmal früher gesehen, Fremder; vor sechs Jahren war sie ein „Durch und Durcher" das kann ich Euch versichern; damals war ich Deckhand auf ihr; ja, Fremder, damals, wie sie den großen Wettlauf mit dem Go-liar hatte, gehörte ich zu ihr; Ihr habt vielleicht auch von dem kleinen Malheur gehört, durch das wir die Wette verloren? Sie erhoben deshalb ein unmenschliches Geschrei zu jener Zeit, bei Lichte besehen, war's aber doch weiter nichts, als ein Bischen gespritztes heißes Wasser. Ein Paar Bänder sprangen, was zwei oder drei Platten um eine Kleinigkeit zu locker machte, und ein Paar Neger, die nicht Grütze genug hatten, aus dem Wege zu gehen, verbrühten.

„Gut! Der Go-liar nahm unsere Passagiere an Bord und wir liefen bei Smaschers Landung an's Ufer, um die Kessel auszubessern und die armen Narren, die bei der Geschichte um's Leben gekommen waren, zu begraben. Dort lagen wir etwa 30 oder 36 Stunden und machten Alles für ein nagelneues Auslaufen zurechte. Eigentlich hätte nun noch etwas Zimmermannsarbeit nöthig gethan, der Capitain sagte aber, daß wir diese ebensogut unter Weges machen könnten und jetzt, da wir doch hart gearbeitet hätten und das Wetter häßlich war, den Nachmittag für uns haben sollten; am nächsten Morgen wollte er jedoch ganz früh Dampf haben und blank, wie ein neuer Knopf, auslaufen. Da sich gerade keine Mäßigkeitsvereine an Smaschers Landung befanden, ging ich mit ein Paar der Unseren an's Land und wir ließen es uns dort recht wohl sein."

Ich will des würdigen Ben Abenteuer am Lande hier weglassen, und mit dem Uebrigen, da es doch nicht möglich ist, den wahren herrlichen Dialekt desselben wiederzugeben, in meiner gewöhnlichen Art zu erzählen fortfahren.

Die Nacht war, als ich das Verdeck unseres Bootes wieder betrat, rauh, stürmisch und kalt; der Bootsmann hatte deswegen, anstatt Jemanden zur Aufsicht an Deck zu lassen, Alles zugeschlossen und sich selbst in die Cajüte zurückgezogen; nur die Maschinenräume waren offen und die durch die Explosion abgesprengten Planken und Breter noch nicht wieder durch neue ersetzt, die Dielen dabei naß und kein Plätzchen im ganzen weiten Boot zu finden, das Schutz und Wärme gegen den immer heftiger werdenden Sturm gewährt hätte. Ich wollte schon das Innere des Bootes verlassen um lieber in der freien Luft zu schlafen, als dem fürchterlichen Zug ausgesetzt zu sein und tappte mit vorgestreckten Armen an der Maschine hin, meinen Ausweg zu suchen, da blieb mein Fuß an einem im Wege liegenden eisernen Deckel hängen, ich stolperte und fiel mit einem Arm gerade in das „man hole"*), in das der Schmied am Tage hineingekrochen war, um die Reparatur vorzunehmen; so tief gerieth ich aber mit dem Arm hinein, daß ich meine Stirn ziemlich stark an den Kessel selbst rannte und mir sehr weh that; sobald ich mich aber von dem Stoß erholt hatte, zögerte ich keinen Augenblick, das, wenn auch nicht bequeme, doch wenigstens gegen den Wind geschützte Lager in dem Kessel selbst dem rauhen Unwetter draußen vorzuziehen und kroch hinein. Der Platz war trocken und warm und wäre das Lager nur ein klein wenig weicher gewesen, so würde ich ausgezeichnet gut gelegen haben, aber auch so schlief ich und schlief sanft.

*) Das ovale Loch am untern Ende des Kessels, das gerade groß genug ist, einen Menschen hindurch zu lassen, um die Kessel inwendig zu reinigen, und das nachher mit einem schweren eisernen Vorsetzer und Klammern luftdicht verschlossen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 23. 1845.

Abenteuer auf dem Mississippi.

(Fortsetzung.)

Erwähnen muß ich noch, daß ich, ehe ich die Augen schloß, meine Lage mehrere Male veränderte; im Anfang war ich bis an das andere Ende gekrochen, später wieder einmal nach vorn gekommen und hatte meine Hand herausgestreckt, um zu sehen, daß das Loch noch offen sei; endlich hatte ich mich wieder an das entfernteste Ende als den wärmsten Platz zurückgezogen. Es war vielleicht thöricht von mir, daß ich glaubte, die Oeffnung, durch die ich vor wenigen Minuten erst hereingekrochen, könnte zugemacht sein, ohne daß ich das Vorschieben des schweren Eisens gehört hätte, da noch dazu Niemand mehr auf dem Boote, außer mir, wachte; der Schlag an die Stirn hatte mich aber ein Bischen angegriffen; überdies konnte ich auch nie vertragen in irgend einem Raum eingeschlossen zu sein; es steigt mir immer gleich so heiß nach dem Kopf und, Ihr mögt lachen, Fremder, ich glaube, ich erstickte in einer leeren Kirche, wenn ich wüßte, sie wäre so zugeschlossen, daß ich nicht wieder hinauskönnte. Ich habe Männer genug gekannt, die gerade wie ich, vielleicht noch schlimmer waren, Männer, die ordentlich wahnsinnig wurden, wenn sie sich nur im Mindesten irgendwie für gebunden hielten, dagegen sich wie die Kinder leiten ließen, sobald sie den Zwang nicht fühlten. Fremder, es gehören alle mögliche Arten von Menschen dazu, um eine Welt zu bilden, und wir haben hier im Westen viel gute, aber auch recht viel schofeles, nichtsnutziges Pack.

Ich habe aber Menschen auf eben diesem Flusse hier gesehen, Leute, die ganz mild und sanft aussahen, die aber so eigensinnig waren, daß sie den Doctor über den Haufen geschossen hätten, der ihnen gesagt, sie müßten an der Krankheit, an der sie gerade litten, sterben, und die im entgegengesetzten Fall aus lauter Trotz abgefahren wären, wenn ihnen ebenderselbe gesagt hätte, sie müßten leben, Leute, die sich der guten Dinge auf dieser Erde so gern erfreuten, wie Ihr oder ich, die aber mit aller Gewalt über Bord gesprungen wären, sobald ihnen einmal erst der Glaube gekommen, daß sie, gut oder übel, gezwungen sein sollten, hier auf Erden zu bleiben.

Donner und Wetter, wenn solch ein Bursche beim Erwachen die Hähne hätte krähen hören, wie ich und tiefe Finsterniß um sich gefunden hätte, Finsterniß so dick, daß man sie fast mit einem Messer schneiden konnte, dann schnell und mit größtmöglichster Anstrengung zum man hole gekrochen wäre, dies aber ebenfalls schwarz wie alles umher, verschlossen, eisern und undurchdringlich wie den übrigen ihn umgebenden Sarg, ohne die winzigste Oeffnung darin gefunden hätte, — ja — ja — er müßte auf der Stelle ohnmächtig geworden sein, — — wie ich — und ich schäme mich nicht, es irgend einem weißen Manne zu gestehen."

Die dicken Schweißtropfen traten dem armen Teufel auf die Stirn, als er einen Augenblick in der Erzählung seiner fürchterlichen Geschichte inne hielt; er strich aber mit der Hand über die rauhen Gesichtszüge und fuhr, etwas ruhiger geworden, nach einer Weile fort:

„Wie lang ich so besinnungslos gelegen, weiß ich nicht; die Doctoren haben mir später gesagt, daß es mehr eine Art Schlagfluß als Ohnmacht gewesen sein müsse, denn der Anfall ging zuletzt in Schlaf über — ja ich schlief, ich weiß das, denn ich träumte — ich träumte eine Menge Sachen, ehe ich aufwachte, ich kann mich jedoch nur an ein Bild dieses Traumes deutlich erinnern, und das muß mir, gerade vorher, ehe ich wieder meine Besinnung erlangte, vorgeschwebt haben. Mein Ruheplatz war die ganze Nacht, wie ich Euch schon sagte, das vordere, also von der Oeffnung am weitesten entfernte Ende des Kessels gewesen*) und ich träumte jetzt, daß das man hole noch immer offen sei und (es ist mehr sonderbar wie lächerlich, wenn Ihr's mit dem Andern zusammenstellt) daß meine Beine sich durch den Marsch am vorigen Abend so ausgedehnt hätten, daß sie bis an eben dies man hole und hindurch reichten.

Im Anfang (als ich mir im Traume die Sache überlegte) war es ein ungemein beruhigender Gedanke für mich, die Füße durch die Oeffnung gesteckt zu haben, denn ich konnte jetzt

*) Die Kessel auf einem Boot wie die „Flame" sind ungefähr 25 Fuß lang.

überzeugt sein, daß Niemand das man hole zu schließen vermöchte, ohne mich vor allen Dingen zu erwecken. Bald schien es mir aber, als ob meine Füße, die draußen hingen, durch den Sturm und Regen durchnäßt würden, ich fühlte das kalte Wasser und eisige Kälte ging bald darauf von ihnen auch auf andere Glieder über. Sonderbarer Weise ergriff diese Kälte nur die untern Theile meines Körpers. Ich lag auf dem Rücken und es muß eine Art Alp gewesen sein, denn ich wußte, daß ich träumte.

Ein fürchterlicher Reiz zum Husten gab mir endlich meine Besinnung und meine Kraft, mich zu bewegen, wieder. Das Wasser, das langsam um mich her stieg, war mir in den Mund gekommen und ich erwachte, um die regelmäßigen Klänge der Pumpe zu hören, die das Wasser in den Kessel trieb.

Meine ganze Lage — nein — noch nicht Alles — noch nicht — doch meine gegenwärtige Lage erfaßte mich mit einem Herz und Seele erschütternden Entsetzen; ich wurde aber nicht zum zweiten Male ohnmächtig. Der betäubende Schreck, der mich das erste Mal ergriff, als ich das Fürchterlichste ahnte, machte jetzt einem belebenden Gefühl Raum; ich schrie — selbst in dem Augenblick, in welchem ich aus meinem Schlaf erwachte. Die vorher gegangene Entdeckung, daß die Oeffnung verschlossen, schien ebenfalls nur ein Theil meines Traumes gewesen zu sein; ich streckte meine Arme aus und schaute ängstlich nach der Stelle umher, durch die ich hereingekrochen war; ich fühlte aufs Neue nach dem Ausgang, um wiederum die fürchterliche Ueberzeugung zu gewinnen, ich sei eingeschlossen und wiederum schrie ich, daß die eisernen Wände meines Sarges erbebten. Die dumpfen Töne der Pumpe schienen allein höhnisch meinem Ruf zu antworten, während sie meinen Hilferuf übertäubten.

Endlich gab ich mich verloren — es ist der Kampf gegen unser Schicksal, der uns den Verstand verwirrt, sobald wir nicht mehr hoffen, fürchten wir auch nicht mehr — ich gab mich verloren und — wurde ruhig.

Der Gedanke an meinen Tod, selbst an die Art meines Todes fing an, mir vertraut zu werden; es war überdies gar nichts Neues mehr, daß Jemand auf solche Art starb, Tausende sind auf den Grund des Meeres, in dem engen Raume eines Schiffes eingeschlossen, hinabgesunken, haben verzweifelnd gegen die nur zu gut befestigten Luken angeschlagen, und wurden, mit dem Todesschrei auf den Lippen, niedergerissen; aber nicht nach Leben schrieen jene Unglücklichen, nein, nach dem Tode, um nur unter der Sonne, in der Luft des Himmels sterben zu können; auch ich konnte einen solchen Tod finden; ich sagte das, dachte es, fühlte es, — ich fühlte es wenigstens eine Minute lang, oder wohl gar zehn Minuten, ich weiß es nicht, es kann auch nur ein Augenblick gewesen sein, es war jedoch eine Zeit, in der ich mich in mein Schicksal ergeben hatte. — Aber, Fremder —, ich fühlte, wie das Wasser, das meine Glieder umgab, heiß wurde, obgleich es jetzt noch nicht tief war — ich fühlte das und hörte in demselben Augenblicke auch das Prasseln der Glut, die dies Wasser in Dampf verwandeln würde, ehe es hoch genug steigen konnte, um mich zu ersäufen.

Ihr schaudert? — ja — es war schauderhaft; aber betäubte mich aufs Neue das Gräßliche meiner Lage? sank ich wieder kraftlos und ohnmächtig auf den eisernen Boden zurück? Nein — obgleich mein Hirn fieberhaft zuckte, obgleich das Blut im Herzen stockte — für immer zu stocken schien — ich wußte, daß ich zu heiser, zu matt sei, um noch schreien zu können, aber ich schlug — schwach erst und dann stärker, fast wahnsinnig mit der geballten Faust gegen die Wände des Kessels. Leute waren in der Nähe, die mein Klopfen hören mußten; ich konnte ja das Scharren der Füße, das dumpfe Werfen der Holzscheite, ja sogar das Lachen der Leute hören, die Alle, Alle nur wenige Zoll von mir entfernt standen. Ich hörte es, aber das brausende Wasser, das meine Knie umgab und heißer und heißer wurde, machte in dem dampfenden Kessel zu viel Geräusch, als daß es meine schwachen Schläge gegen die eisernen Wände nicht hätte übertäuben sollen.

(Beschluß folgt.)

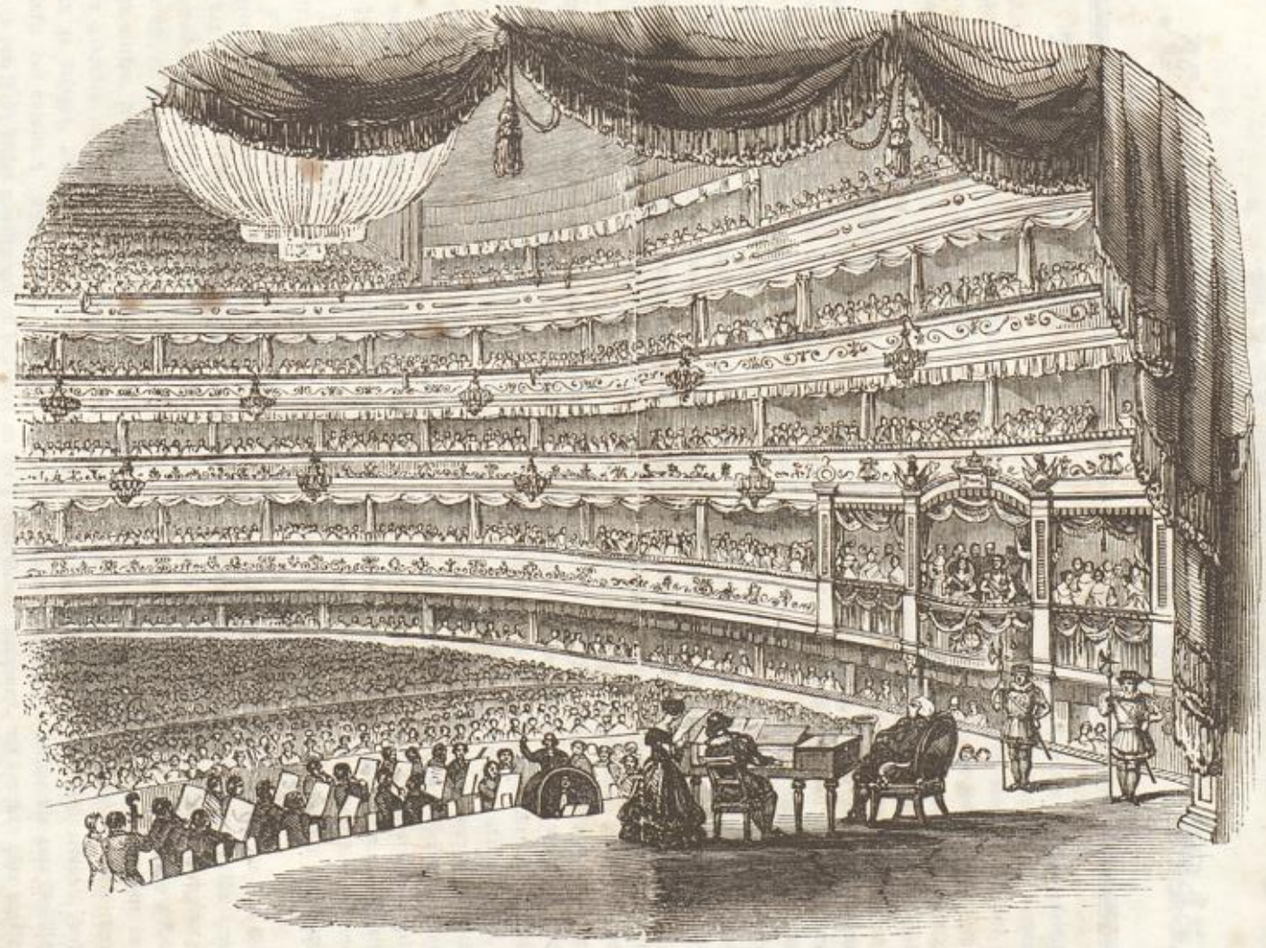
Das Queen's Theater, oder das italienische Opernhaus, Haymarket,

ist das anständigste und glänzendste der Theater in London von allen. Italienische und deutsche Opern und Ballets werden hier von den berühmtesten Mitgliedern der italienischen, deutschen und französischen Bühne aufgeführt. Das schöne Gebäude wurde 1818 nach Zeichnungen von Mr. Nash errichtet; es ist mit Stuccaturarbeit verziert, und hat eine geschmackvolle Colonnade von gußeisernen dorischen Säulen. Das Innere ist prachtvoll und fast so geräumig als das La Scala in Mailand. Die Logen können 900 Personen fassen, das Parterre 800 und die Gallerie 800.

Die Opern beginnen gewöhnlich für die Saison im Januar, und werden bis August jeden Dienstag und Sonnabend aufgeführt.

Die Eintrittspreise sind sehr bedeutend, da sie z. B. im Parterre 3 Thlr. 15 Ngr. betragen. — Die Aufführungen beginnen um halb 8 Uhr. Man wird nur im Frack und Schuhen im Parterre zugelassen.

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.



(Das Queen's Theater, oder das italienische Opernhaus, Haymarket.)

Bilder-Magazin

№ 24. 1845.

Die Gräfin von Elbene.

(Beschluß.)

Nachdem der Vicomte von Elbene mit Fräulein Rosa Morin verheirathet war, setzte sich Ernst in den Postwagen und kehrte nach Bordeaux zurück.

In dem Wagen, in welchem er zufällig ganz allein saß, dachte er über die Ereignisse nach, welche ihn unverheirathet wieder nach Bordeaux führten und er fragte sich über sein Benehmen und über den Zustand seines Herzens. Er hatte Herrn und Frau Morin jedenfalls einen großen Dienst erwiesen, ohne daß sie etwas davon ahneten, denn er hatte die Ehre, vielleicht das Leben ihrer einzigen Tochter gerettet. Diese Tochter hatte zwar ein angenehmes Gesicht, war aber keineswegs schön und wenn ihre Züge Unschuld verriethen, wenn alles an ihr darauf hindeutete, daß sie ein reines Herz besitze, so war es doch nicht minder wahr, daß sie schwach gewesen. Ernst mußte also seinem guten Stern danken, der es ihm möglich gemacht, eine glänzende Rolle in einer Sache zu spielen, wo bei geringerer Aufrichtigkeit auf der einen und minderem Glück auf der anderen Seite, er leicht hätte der Betrogene sein können. Sein Glück hatte Alles gut geleitet; es hatte dem Fräulein Morin so viel Vertrauen zu ihm eingeflößt, daß sie ihm ein peinliches Geständniß machte; er war so geschickt oder so glücklich gewesen, zweimal Herrn von Elbene zu verwunden und zwar einzig und allein in der Art zu verwunden, die ihn veranlassen konnte, sich zu verheirathen. Es blieb ihm also nichts übrig, als sich Glück zu wünschen, daß er noch am Leben und unverheirathet, daß er weder einäugig, noch lahm sei, und wenn er noch immer an das Heirathen dachte, sich der Hoffnung hinzugeben, daß ein zweiter Versuch nicht minder glücklich ausfallen werde.

Aber ach, er brauchte nur einen Blick auf den Ring seiner Mutter zu werfen, der noch immer an seinem Finger glänzte, um seinen Gedanken eine ganz andere Richtung zu geben und sich dahin zu bringen, die Dinge von einem ganz anderen Standpunkte aus anzusehen. Dieser Ring war einige Stunden lang in dem Besitz Rosas gewesen und es hatte nur an ihr gelegen, ihn für immer zu behalten; Fräulein Morin liebte Herrn von Elbene nicht mehr, ja sie verachtete ihn, ja Ernst wußte, daß sie ihm selbst mit inniger Liebe zugethan sei, weil sie einen gefährlichen Schutz von ihm erbeten hatte, die Aufopferung seines Lebens. Darüber lächeln vielleicht die prosaischen Leser; aber die, welche die Liebe kennen, werden die geheimnißvolle Sprache verstehen, die durch Worte nicht auszudrücken ist. Und warum hatte sie den Fehltritt begangen? Aus leidenschaftlicher Liebe, aus jugendlicher Unvorsichtigkeit? Nein. Fräulein Morin hatte aus edler Gesinnung gesündigt, sie hatte sich gleichsam aufgeopfert für einen armen jungen Mann, den sie reich machen wollte. Kaum war der Fehltritt gethan, so änderten sich die Verhältnisse und Fräulein Morin hatte sofort erkennen müssen, daß sie einen Unwürdigen liebe. Diesen Unwürdigen hatte ihr Ernst nun doch zum Gemahle gegeben.. Ach, warum hatte er dem Herrn von Elbene das Leben nicht genommen, da es doch in seiner Hand gelegen? Er hätte dann doch von der Zeit etwas erwarten können.

Alle diese Ideen, alle überstandenen Gefahren und getäuschten Hoffnungen wirkten zusammen, um dem Geiste und Herzen Ernsts das Bild der Gräfin von Elbene tief einzudrücken und bald machte er die Erfahrung, daß wenn ein nur mäßig hübsches Weib selten eine leidenschaftliche Liebe einflößt, die Liebe, die sie erweckt, meist so ungestüm und heftig ist, daß sie sich nicht beherrschen läßt. Bordeaux wurde Herrn Ernst Laroche bald unerträglich. Er fühlte das Bedürfniß, aus der Stadt sich zu entfernen, in welcher er sich ein Glück geträumt hatte, das ihm nun auf immer entgangen war. Er reiste also nach Italien und wendete ein halbes Jahr darauf, um ein Land zu sehen, dessen Schönheiten er bei seiner Zerstreutheit nicht zu würdigen verstand.

Eines Tages, als er in den Gärten von Portici umherwandelte, unter den Orangenbäumen, welche durch die beiden Terrassen des Schlosses geschützt sind, sah er einen jungen Mann auf sich zukommen, der mit seltener Eleganz gekleidet war und an dessen Arme eine junge hübsche Frau hüpfte, in der man an ihrer ungezwungenen Haltung und an ihrer etwas leichtfertigen Anmuth leicht die Italienerin erkannte, und zwar eine Italienerin von der Art, welche die gute Gesellschaft nicht in ihren Schooß aufnimmt, mit der man aber ungescheut in einem Lande umgehen kann, wo in den Sitten völlige Freiheit herrscht. Ernst betrachtete sie mit Aufmerksamkeit, und je näher sie ihm kam, um so deutlicher erkannte er Züge, welche er schon früher irgendwo gesehen. Und richtig, es war Signora Pamphila,

eine Tänzerin von dem Theater del Fondo, welche in Neapel allgemein bekannt war, und zwar weniger wegen ihrer Kunstfertigkeit im Tanze, als wegen ihrer Galanterien. Im Jahre vorher hatte sie in Rom einen Monsignore, den Erben einer der ersten Familien Italiens, um sein Vermögen gebracht und dann in Neapel in einigen Monaten einen Banquier genöthigt, seine Zahlungen einzustellen. Sie war die modische Schönheit und ihr Begleiter ließ sie jetzt einen Augenblick los, als er Ernst bemerkte.

„Herr Laroche?" fragte er.

Bei dem Klange dieser Stimme öffneten sich die Augen Ernsts; er erkannte den Vicomte von Elbene. Der elegante junge Mann hatte Gebrauch von der Geschicklichkeit gemacht, mit welcher man jetzt Glasaugen verfertiget und obgleich das eine Auge unbeweglich war, so sahen sie doch beide glänzend und gleich aus. Außerdem erinnerte ein fast unbemerkliches Hinken allein an eine Wunde, deren Folgen und Wirkungen durch das Talent der Aerzte geschwächt worden waren.

Herr von Elbene, der immer artig und spottsüchtig war, reichte Ernst seine Hand und sagte zu ihm:

„Wir sind nicht mehr Gegner und Ihr Haß ist mir theuer zu stehen gekommen . . ohne daß man etwas davon sieht . . Uebrigens danke ich Ihnen; Sie haben mir ein wahres Geschenk gemacht mit einer sanften, bescheidenen, sparsamen Frau, welche in dem Schlosse Elbene wie eine Burgfrau lebt, deren Gemahl in das heilige Land gezogen ist . . Ich suche in Rom Ablaß; die Signora Pamphila begleitet mich, und da sie bei den Cardinälen Einfluß hat, so wird sie mir sehr nützlich sein; morgen reisen wir dahin ab."

Während Elbene so sprach, schüttelte er Ernst die Hand, trat dann wieder zu seiner Begleiterin und verschwand mit derselben unter den Orangen.

Ernst erfuhr leicht die Wahrheit. Herr von Elbene war seit einem Monate in Neapel, lebte da mit der Signora Pamphila und verschwendete mit ihr ungeheure Summen. Ernst fühlte wohl, daß es nicht anders sein könnte; er hatte die Ehre des Fräulein Morin retten wollen; das war geschehen, an das übrige aber durfte man nicht denken. Er verließ Neapel und kam nach Marseille, von wo er sich nach New-York einschiffte. Dann wanderte er anderthalbes Jahr lang in den Vereinigten Staaten umher und wurde immer von dem Bilde einer Frau verfolgt, die er nicht wiederzusehen hoffte, obgleich es ihm unmöglich war, das Andenken an sie aus seiner Seele zu reißen, als er einen Brief von seinem Vater erhielt, der ihn nach Frankreich zurückrief . . Der Alte schrieb ihm darin, daß zu der Last der Jahre bei ihm die Langeweile der Einsamkeit und alle Schmerzen der Krankheit kämen. Er bat ihn also, nach Bordeaux zurückzukommen, wo er auch für eine Verbindung für ihn gesorgt habe, welche seinen Wanderungen und seiner herumstreifenden Lebensweise ein Ende machen würde. Ernst zögerte nicht, dem Willen seines Vaters zu gehorchen; er kehrte nach dem Vaterlande zurück und zwar mit dem festen Entschlusse, diejenige, welche man ihm wiederum zur Lebensgefährtin bestimmt habe, gar nicht zu sehen. Er würde sie, dachte er, doch nicht lieben, denn nicht zwei Mal entsteht in dem Herzen jene plötzlich sich entwickelnde leidenschaftliche Liebe, welche uns weder Ruhe noch Rast läßt und übrigens kannte er nun die Gefahr der vorschnellen Verheirathung. Die ihm Bestimmte mochte schön sein oder nicht, er fürchtete sie, da sie schwach gewesen sein konnte wie Fräulein Morin, vielleicht aber nicht so zartfühlend noch so aufrichtig war. Er konnte sich kein anderes Glück denken als das, welches man ihm genommen hatte und nahm sich also fest vor, jeder Verpflichtung aus dem Wege zu gehen. Das Schiff, auf welchem er die Ueberfahrt machte, kam in Marseille an . . Ernst setzte sich von da traurig in den Postwagen, kam mitten in der Nacht in Bordeaux an und klopfte da vorsichtig an das Fenster des Portiers im Hause seines Vaters. Die Thüre wurde geöffnet und ein alter Diener, die einzige Person im Hause, die noch auf war, empfing den Sohn vom Hause.

„Befindet sich mein Vater wohl, lieber Anton?" fragte Ernst.

„Er schläft," antwortete der Diener lächelnd, „wie Alle hier."

„Sehr wohl, Anton, so geleite mich in mein Zimmer, denn ich will thun, wie alle Andern, da ich den Schlaf nicht mehr bekämpfen kann."

Ernst begab sich in sein Zimmer und kaum hatte er sich in das Bett gelegt, als er in einen tiefen Schlaf sank. Dies Mal störte kein Traum seine Ruhe, denn auch seine Phantasie ruhete; kein Phantom machte seinen Schlaf unruhig, aber unterbrochen wurde derselbe doch, denn es legte sich eine Hand auf seine Schulter und zog ihn aus dem Zustande gänzlicher Ermattung, in den er gesunken war. Er schlug die Augen auf, ließ sie aber gleich wieder zusinken, da ihn das Licht einer Kerze blendete. Endlich setzte er sich auf, sah sich nochmals um und rief dann verwundert aus:

„Rosa! Rosa! Fräulein Rosa!"

„Ja, ich bin es," antwortete sie ihm . . „Ich bitte Sie um den Ring Ihrer Mutter, wenn Sie mich noch lieben und mir denselben geben wollen."

„Ihnen? der Vicomtesse von Elbene? Wo bin ich denn?" rief Ernst aus, der die Hände auf die Augen legte, wahrscheinlich um sich zu überzeugen, ob das Bild verschwunden sei, wenn er die Augen von neuem aufschlage.

„Sie sind in Bordeaux, bei Ihrem Vater," antwortete Rosa, „wo Sie für uns . ."

„Uns?" fiel Ernst ein.

„Wir, mein Vater, meine Mutter und ich," antwortete Rosa, „befinden uns seit fünf Monaten in Bordeaux, wo wir Sie erwarten, ich besonders, da ich sehen wollte, ob Sie mich noch lieben und ob ich mein Leben dem weihen kann, der meine Ehre bewahrt hat."

„Und Herr von Elbene?" fragte Ernst. „Herr von Elbene ist in Italien?"

„Das er nicht mehr verlassen wird," entgegnete Rosa mit niedergeschlagenen Augen.

„Er hat Sie verlassen?" fragte Ernst weiter.

„Ich bin Wittwe."

Ernst jubelte laut auf, riß den Ring seiner Mutter vom Finger, bot ihn der jungen Wittwe und sagte:

„Nehmen Sie ihn, nehmen Sie ihn, Rosa, und morgen mag ihn mein Vater von mir für die diejenige verlangen, die er mir bestimmt hat."

„Die bin ich."

„Sie? Ach, sprechen Sie, Rosa, erzählen Sie mir, wie Alles hier sich zu meinem Glücke vereiniget hat, nachdem ich schon alle Hoffnung verloren hatte, jemals glücklich zu werden."

Rosa setzte sich an dem Bette nieder und begann mit Thränen in den Augen:

„Sie reiseten ab, sobald ich verheirathet war, aber nach Ihrer Entfernung verließ mich auch der Muth gänzlich, der mich bis dahin aufrecht erhalten hatte, und ich wurde ohnmächtig. Man entfernte mich von dem Bette Elbenes, den übrigens die Aerzte ganz in Anspruch nahmen. Die Wunde meines Mannes," fuhr Rosa erröthend fort, „war nicht so gefährlich als man Anfangs vermuthet hatte. Er namentlich hatte gefürchtet, er würde wie das Auge auch das Bein verlieren und sich ein hölzernes machen lassen müssen. Die Aerzte beruhigten ihn darüber. Nach einigen Tagen erklärten sie sogar, daß Herr von Elbene nicht hinken und seine Wunde fast keine Spur zurücklassen würde. An mich richtete er kein Wort; nur wenn er mit meinem Vater sprach oder Besuche von den Freunden erhielt, die er seinem neuen Vermögen verdankte, wünschte er sich laut Glück und sagte, er habe die so wünschenswerthe günstige Wendung seines Schicksals nicht zu theuer erkauft. Man bewunderte seine Liebe und sein Zartgefühl; mein Vater machte sich Vorwürfe darüber, daß er so lange taub gegen die Bitten eines solchen vortrefflichen jungen Mannes gewesen sei und Alle tadelten Ihre Hartnäckigkeit und Raufluft, die durch nichts zurückgehalten worden sei, nicht einmal durch den Anblick der reinsten gegenseitigen Liebe. Alle sagten, ich sei reich und mein Vermögen habe Sie so zudringlich und blutdürstig gemacht.

„Elbene genaß und wollte Paris verlassen, um das Schloß Elbene zu beziehen, wo er erzogen worden und das ihm gegen alle Wahrscheinlichkeit zugefallen war. Er nahm mich mit sich in die Bretagne, und schloß mich in einem alten Schlosse ein, das seit zwanzig Jahren nicht bewohnt worden und der Zufluchtsort aller Eulen von Calvados war. Hier änderte er plötzlich seine Sprache; ich war nicht mehr die angebetete Frau, um deretwillen er die Verachtung einer Familie ertragen, sondern die Tochter eines Bürgerlichen, die, um seine Hand zu erlangen, an einen Raufbold sich gewendet und ihn nicht blos um seine Gesundheit, sondern auch um eine der besseren Partien in Frankreich gebracht habe. Ich hatte alles dies erwartet, ja ich war gefaßt darauf, von seiner Hand zu sterben und Gift von ihm zu erhalten. Er begnügte sich damit, mir zu verbieten, das Schloß zu verlassen und entfernte sich . . Ich habe ihn nicht wieder gesehen. Ach, wie oft habe ich den Tod herbeigewünscht, da ich an einen Mann gefesselt war, den ich verachtete und leidenschaftlich einen Andern liebte, an den ich nicht denken durfte; aber ich sollte Mutter werden. Die Abgeschiedenheit, in welcher ich lebte, war eine Bürgschaft für meinen Ruf. Ich gebar einen Sohn und ich weiß nicht, ob Elbene, der dies Ereigniß erwartete, jemals Nachricht davon erhalten und erfahren hat, daß ein Erbe seines Namens geboren sei, so ganz war unsere Verbindung abgebrochen. Vor einem Jahre endlich erhielt ich einen Brief von seinem Sachwalter, der mir den Tod meines Mannes meldete und mir anzeigte, daß mein Sohn die Güter seines Vaters geerbt habe. Zugleich theilte er mir mit, in welcher Weise Herr von Elbene das Leben verloren habe. Er hatte, wie ich bereits erwähnte, Frankreich verlassen und zuerst England besucht. Von da begab er sich nach Italien. Ueberall verschwendete er große Geldsummen, da er das ganze Vermögen vergeuden zu wollen schien, damit weder ich, noch mein Kind jemals etwas davon erhielten. In Neapel knüpfte er ein Verhältniß mit einer Tänzerin an, die früher in Rom Aufsehen gemacht und dort einen Abbé oder höhern Geistlichen völlig ruinirt hatte. Dieser konnte ein Mädchen, das er geliebt, nicht im Besitz eines Andern sehen und rächte sich auf italienische Weise, indem er das Mädchen und deren Geliebten vergiftete. So starb ein Mann," fuhr Rosa fort, „der mir zu viel Leid bereitet hatte, als daß ich seinen Tod hätte beklagen können, obgleich ich ihn geliebt. . . Plötzlicher Reichthum hatte ihn ins Verderben gestürzt und ich hoffte, sein Sohn würde glücklicher und weiser sein. Die Vorsehung hatte es anders beschlossen. Mein Sohn starb und das Spiel und die Verschwendung seines Vaters verschlangen das ganze Vermögen in wenigen Monaten. Die Vicomtesse von Elbene hat nichts mehr, weder Schloß, noch Erbe, noch Wittthum; dagegen besitzt die Tochter Morins ihr Vermögen noch."

„Gott sei Dank!" rief Ernst aus. „So bleibt keine Erinnerung an diesen Mann."

„Ich kehrte nach Paris zurück," fuhr Rosa fort, „und wohnte wieder in dem Hause meines Vaters, für den das Benehmen Elbenes noch immer ein Räthsel ist. Endlich habe ich ihn vermocht, nach Bordeaux zu reisen, wo wir seit fünf Monaten auf Sie warten."

Nach diesen Worten blies Rosa das Licht aus und verschwand. Ernst sprang aus dem Bette und rief laut. Da öffnete sich die Thüre.

„Vater!" rief er, indem er auf den alten Laroche zu eilte, der ihn in seine Arme schloß. „Bist Du es wirklich, oder wirst Du auch meinen Armen entschwinden wie das Traumbild, das ich eben sah?"

„Still!" sagte der Alte. „Sie war es wirklich; sieh doch an Deinen Finger, Du hast ja den Ring Deiner Mutter nicht

mehr . . Ich weiß alles; erwecke aber Herrn und Frau Morin nicht, die nebenan schlafen und Deine und Rosas Geheimnisse nicht zu wissen brauchen."

Acht Tage später war die Vicomtesse von Elbene Madame Laroche und der Name Elbene, der eine Zeit lang zur Zeit der Fronde geglänzt hatte, für immer erloschen.

Abenteuer auf dem Mississippi.

(Beschluß.)

„Bis jetzt hatte ich meine Lage in dem Kessel mehrmals verändert," fuhr der Erzähler fort, „nun aber zwang mich die stets wachsende Hitze des Wassers, hin- und herzuplätschern; ganz hinausheben konnte ich mich nicht und still zu bleiben, war ebenfalls unmöglich. Da mit einem Male fühlte ich etwas mit dem Fuße, es war ein hölzerner Hammer, den der Schmidt zufällig vergessen hatte. O, mit welcher Wollust ergriff ich das Werkzeug, mit welcher zuversichtlichen Hoffnung that ich damit die ersten Schläge gegen die eisernen Wände meines Gefängnisses. — Wehe mir! Kaum hatte ich einen Augenblick dem Erfolge gelauscht, als ich das Klappern der eisernen Thüren hörte, welche die Feuerleute aufrissen, um die Flammen zu nähren, die mich zu Tode martern sollten. Mein Klopfen blieb unbeachtet, obgleich ich das Werfen der unter den Kessel geschobenen Scheite und das Zuschlagen der eisernen Thüren, als die Höhlung gefüllt war, hören konnte.

„Blieb mir jetzt noch eine Hoffnung? — Ja — neben dieser stieg aber eine andere schrecklichere Furcht auf, daß ich nämlich vielleicht selbst die Ursache würde, die mir einen sogar noch gräßlicheren Tod, als lebendig gekocht zu werden, bereitete. — Hätte ich diesen Schlägel nur eine kurze Zeit, nur wenige Minuten früher entdeckt — das blieb sich aber jetzt gleich, mit seiner Hilfe wollte ich, mußte ich zu dem letzten Mittel greifen, das mir übrig blieb — es war das folgende:

„Ich erinnerte mich, ein Schlitzeisen in der Tasche zu haben und in kürzerer Zeit, als ich hier brauche, die gefürchteten Folgen meines Verfahrens anzudeuten, hatte ich es gegen eine der eisernen Platten gesetzt und mit Hilfe des Holzhammers hindurchgetrieben. Das Wasser sprudelte aus der Oeffnung hinaus — ob sie es sahen? Nein! eine hölzerne Wand verbarg den Strahl für jetzt noch ihren Augen; es mußte erst über das Deck laufen, ehe sie den Leck gewahren konnten. Sollte ich, um die Oeffnung zu vergrößern, ein zweites Loch schlagen? Das Wasser schien sich zu verringern; lief noch mehr ab, so war ich in Gefahr, es auf den eisernen Platten, die schon jetzt meine Füße brannten, kochen und zischen zu hören. —

„Ha! jetzt sehen sie's — ich höre Stimmen — sie rufen nach einem Brecheisen — die Planken krachen, während sie abgerissen werden, sie haben den Leck entdeckt — sie versuchen, heranzukommen. — Guter Gott, warum löschen sie nicht erst die Feuer aus? Warum rufen sie nach —

„Fremder! seht Ihr den Finger hier? er wird nie seine natürliche Gestalt wieder erhalten, hat aber all die Dienste geleistet, die ein Mensch von einem so geringfügigen Glied erwarten konnte. — Herr! das Loch wäre, einen Augenblick später wieder verstopft worden, hätte ich nicht eben diesen Finger hindurch geschoben."

„Ich hörte den Schrei des Entsetzens, als sie ihn draußen bemerkten, hörte den Ruf, die Feuer zu löschen — die ersten Stöße der kalten Wasserpumpe; man sagt auch, daß ich nicht besinnungslos gewesen wäre, als sie mich herausgeholt hätten, aber ich — ich weiß nichts weiter davon — bis sie mir später einen Julep*) an's Bett brachten — aber der Julep —"

„Nicht wahr, der kühlte?"

„Fremder!!"

Ben wandte sich ab und — weinte.

Notiz.

(Der Königsbau in München.) Therese in ihrer neuesten Schrift: „Menschen und Gegenden" (Braunschweig, Vieweg, 1845), sagt über den vielgepriesenen Königsbau in München, der Eindruck im Ganzen sei ein einförmiger, wenn auch bunter. Die Gemächer des Königs und der Königin sind ausschließlich mit Frescomalereien geziert. Wohin man blickt — Fresco. Auf den Treppen, in den Vorzimmern, in den Sälen nichts als Fresco oder enkaustische Malerei. Dabei überall weiße Möbels mit Vergoldung geschmückt, die in einem Zimmer schön, in allen aber monoton sind. — Das zweite Stockwerk des Königsbaues ist dem geselligen Vergnügen des Hofes gewidmet. Das Erdgeschoß enthält die noch nicht vollendeten Fresken aus dem Gedichte der Nibelungen, die theilweise sehr viel versprechen. Der Festsaalbau ist mit enkaustischen Malereien geschmückt, faßt aber auch die Schlachtengemälde von Peter Heß, Adam ꝛc. Die drei großen Säle, durch die man zu dem Thronsale gelangt, sind drei Hauptepochen der deutschen Geschichte gewidmet, der von Karl dem Großen, von Friedrich Barbarossa und Rudolph von Habsburg. Der Thronsaal selbst enthält die zwölf colossalen vergoldeten Erzstatuen von Fürsten aus dem Hause Wittelsbach nach Schwanthaler von Stiglmayer gegossen, die zwischen zwanzig korinthischen Säulen in dem 112 Fuß langen Saale aufgestellt, einen grandiosen Anblick gewähren. —

*) Julep — ein nordamerikanisches Getränk von Liqueur, Zukker, Eis, Wasser und grünem Pfeffermünzkraut bereitet, aus dem, da das Eis in Stücken das Glas füllt, die Flüssigkeit gewöhnlich mit Strohhalmen gesogen wird.

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 25. **1845.**

Eine schwedische Ehe.

(Aus dem Schwedischen.)

1.

Eine Entdeckungsreise.

An einem Sommerabende setzte der Eilwagen, welcher von Leipzig nach Frankfurt fährt, in der Stadt Eisenach vor dem „Engel" einen Reisenden ab, der so vornehm aussah, daß der Inhaber des Gasthauses ihm das beste Zimmer anweisen ließ, ob er gleich nur wenig Gepäck bei ihm bemerkte. Dieser Reisende war ein Mann von etwa vierzig Jahren, sehr einfach gekleidet, mit einem gelben Bande im Knopfloche; das Merkwürdigste aber an ihm war der Ausdruck seines offenen und lachenden, edeln und geistvollen Gesichtes. Nach kaum einer Viertelstunde kam er aus seinem Zimmer in einem blauen militairisch knappem Frack, in einer Weste mit goldenen Knöpfen und weißen Beinkleidern wieder herunter. Er schrieb sich in das Fremdenbuch mit dem Namen Dalmann ein und als er seinen Wirth vor dem Hause auf der steinernen Bank sitzen sah, nahm er zutraulich neben ihm Platz und knüpfte ein Gespräch mit ihm an.

„Schon längst war es mein Wunsch," sagte er, „diesen schönen Theil von Deutschland zu sehen, und die grünen Berge Thüringens, die frischen Thäler und die alte ehrwürdige Wartburg, die da auf uns niederschaut, gefallen mir so wohl, daß ich mich gleich entschlossen habe, einige Wochen hierzubleiben. Nur möchte ich noch wissen, ob ich hier eine Neigung befriedigen kann, die sich seit meiner Jugend mehr und mehr in mir entwickelte, die Liebe zur Musik. Ich bin kein Musiker von Profession und kann nicht vier Worte singen, ohne drei falsche Töne herauszubringen, aber ich liebe die Musik leidenschaftlich und um eine Symphonie Beethovens, ein Lied von Schubert ꝛc. zu hören, würde ich Stunden weit gehen."

„Dann wird es Ihnen in Eisenach wohl gefallen. Wir haben da einen Sängerverein, der wöchentlich ein Mal zusammenkömmt, singt und musicirt; auch ist gestern ein fremder Virtuos angekommen, der sich hören lassen will."

„Sehr gut," entgegnete Dalmann, „aber ich möchte auch etwas für das tägliche Leben haben. Einer meiner Reisegefährten im Eilwagen erzählte mir von einem jungen Manne in der Stadt hier, der Unterricht in der Musik ertheile und namentlich ein ausgezeichneter Hornbläser sei. Er soll . . ., ah, da habe ich den Namen vergessen!"

„Wander vielleicht?"

„Richtig, Wander."

„Ein vortrefflicher junger Mann, der bisweilen in meinem Hause speiset. Er wohnt etwa seit einem halben Jahre hier, man weiß aber nicht, woher er gekommen ist. Er spricht das Deutsch allerdings sehr gut, aber in einer eigenthümlichen Art, wissen Sie? . . beinahe so wie Sie. Seit er in der Stadt lebt, hat er keinen einzigen Brief erhalten, wie mir der Postmeister selbst erzählt hat; aber er ist ein hübscher gesetzter junger Mann, der regelmäßig bezahlt, was er verzehrt und bei dem Herrn Bürgermeister sehr gut angeschrieben steht, in dessen Hause er Unterricht giebt. Nur ein wenig leutescheu und traurig ist er, — wer weiß aus welchem Grunde; aber das geht mich nichts an."

„Was Sie mir da erzählen, stimmt genau mit dem überein, was ich schon von dem jungen Manne gehört habe. Ich muß ihn kennen zu lernen suchen."

„Sehen können Sie ihn gleich, denn dort geht er auf dem Wege nach der Wartburg hin, um seinen alltäglichen Abendspaziergang zu machen."

„Nun ich will ihn in seinen Betrachtungen nicht stören," sagte Dalmann, indem er rasch aufstand, „aber auch einen Spaziergang machen."

Nach diesen Worten schritt Dalmann schnell und rüstig dem jungen Manne nach; nach zwei Stunden kam er zurück, begab sich in sein Zimmer und schrieb folgenden Brief:

„An Herrn Wiarta in Werior, in Schweden.

„Beruhige Dich, lieber Bruder, und beruhige auch unsere liebe Cäcilie. Die Schilderung, die man mir von unserem flüchtigen Bloberg entworfen hat und die Nachweisungen, die man mir über ihn gab, stimmen, wie ich glaube, vollkommen mit dem Gesicht und Wesen des Herrn Wander zusammen, den ich hier, mitten in Deutschland, in dem Städtchen Eisenach, als Musiklehrer gefunden habe. Schon begegnete ich ihm zwei Mal auf einem einsamen Spaziergange. Ich grüßte ihn, ohne ein Wort zu sagen, und er dankte mir wie Jemand, der recht höflich sein will, aber ungestört zu bleiben wünscht. Sein Gesicht gefällt mir, ob ich gleich den melancholischen Blick und die

geneigte Stirn nicht liebe, die einen eben so unangenehmen Eindruck auf mich machen, als eine weinerliche Elegie. Ist es aber nicht seltsam, daß ich, der alte Soldat Gustavs III., aus unserem lieben Schweden so weit daher reise, um den leutescheuen melancholischen Jüngling zu suchen? Was würden meine Dragoner in Smaland sagen, wenn sie ihren gestrengen Herrn Obersten einem Verliebten nachlaufen sähen? Aber es handelt sich um die Ruhe und das Glück Cäciliens und Du weißt es, Bruder, daß das liebe Kind stets mit mir gemacht hat, was es wollte. Seit dem Tage, da ich sie in Wexior aus der Taufe gehoben habe, ist sie mein Oberbefehlshaber geworden; kaum konnte sie gehen, kaum konnte sie lallen, als ich, um nur ihre schönen blauen Augen zu sehen, eine königliche Musterung hätte versäumen und vergessen können. Als ich das liebe heitere Kind endlich plötzlich traurig und nachdenkend werden sah, als ich erfuhr, daß ein glücklicher junger Mann wiedergefunden werden müsse, den sie liebte, den man für todt hielt und der, ich weiß nicht warum, vor so reizender Anmuth und Unschuld entflohen sei, um sich unter einem falschen Namen weit weit vor uns verborgen zu halten, zögerte ich keinen Augenblick, sondern reiste ab und da sitze ich nun im „Engel" in Eisenach und entwerfe meinen Feldzugsplan gegen einen einzelnen Mann. Es müßte seltsam zugehen, wenn er mir entkommen sollte. Ich habe einen unbeschränkten Urlaub, ich habe Geld und Empfehlungsschreiben, die ich im Nothfalle geltend machen kann. Zwar habe ich mich nur unter dem bescheidenen Namen Dalmann eingeführt, kann aber auch im Nothfalle sagen, daß ich der Oberst Hiarta bin, der Freund Gustavs III. und dessen Sohnes, beehrt mit einer Menge Orden und speziell durch unsern verehrten Landesherrn an dem Hofe von Weimar empfohlen.

„Uebrigens gefällt mir Eisenach ganz gut. Wenn es einen See, einen Fluß, einen kleinen Meerbusen, etwas von jenen Schätzen da gäbe, an denen unser Schweden so reich ist, so könnte ich das Städtchen für ein schwedisches halten, so still und lieblich ist es. Ueber dem Thale, in welchem es liegt, erhebt sich, wie Dir bekannt sein wird, die alte Wartburg.

„Man hat mir allerlei Merkwürdigkeiten in dieser alten Burg gezeigt, am meisten aber gefiel mir ein kleiner vierseitiger Thurm, von dem aus man eine unermeßliche Gegend von Wald und Thal und Berg überschaut. Bei dem Anblicke dieser Hügel, dieser Fichtenberge, dieser grünen, stillen Wiesen glaubte ich einen Augenblick in unser liebes Smaland versetzt zu sein, und als mir darüber das Herz weich wurde, trat ich in ein Wirthshaus, wo mir ein allerliebstes Mädchen ein Glas mit vortrefflichem Biere brachte. Ich setzte mich da am Fenster nieder, das halb von Epheuzweigen umhüllt war, und schaute mit inniger Lust in das Thal hinein, das die scheidende Sonne mit ihren letzten Strahlen grüßte. Das liebe hübsche Mädchen hatte sich mit der Arbeit neben mich gesetzt, . . aber, Gott verzeihe mir! Ich alter Narr könnte wohl gar verliebt werden . . Die Nähe Wanders muß mich verführt haben . . Er soll mir dafür büßen; von morgen an laß' ich ihn nicht aus den Augen und ich bringe Dir ihn zurück, todt oder lebendig, verlaß Dich darauf. — Lebe wohl, küsse mir die liebe Nichte, um deretwillen ich so seltsame Streiche begehe . . Sobald ich eine neue Nachricht von ihrem Ungetreuen mitzutheilen habe, werde ich Dir schreiben. Karl Hiarta."

2.

Ein Wort, das schlummernde Erinnerungen weckt.

Es vergingen mehrere Wochen, in denen der Oberst alles nur Erdenkliche aufbot, um sich Wandern zu nähern und mit ihm bekannt zu werden. Er fühlte wohl, daß er nicht zu militärisch barsch werde auftreten können, denn, wenn nicht alle Zeichen trügten, schien der, welcher mit Gewalt das Vertrauen des jungen Musikers erlangen wollte, alles verderben zu müssen . . Es war also jedenfalls am besten, sich ihm allmälig zu nähern und sein Herz zu erreichen durch den dichten Nebel von Melancholie hindurch, der es umgab . . Der Oberst folgte deshalb dem jungen Manne auf dessen einsamen Spazierwegen und richtete es so ein, daß er öfters plötzlich, wie zufällig, vor ihm stand. Im Anfange grüßte er blos, später sprach er ein Paar Worte, dann suchte er ein gewöhnliches Gespräch über das Wetter und die Gegend anzuknüpfen . . Auch hatte sich der Oberst in dem Hause des Bürgermeisters einführen lassen, in welchem Wander Unterricht gab, und da Gelegenheit gehabt, den Flüchtling länger zu beobachten.

(Fortsetzung folgt.)

Die in der St. Paul's Kirche neuerdings aufgestellte Statue Sir Astley Cooper's.

Einer der ausgezeichnetsten englischen Aerzte und Wundärzte war unstreitig der berühmte Sir Astley Cooper, der Sohn eines achtbaren Geistlichen. Von der Natur mit guten Anlagen ausgerüstet, äußerst fleißig, von kräftigem Körper und gefälligem Aeußern, erhob er sich nach und nach auf die höchste Stufe in seinem Fache und wurde von dem Könige zum Baronet ernannt. Er führte als Wundarzt die Aufsicht am Guys-Hospital in London, machte sich durch mehrere chirurgische Schriften berühmt, war der Arzt und Freund der höchsten und angesehensten Personen in England und bei seinem Ableben hinterließ er ein Vermögen von mehr als einer Million Pfund Sterling. Sein Andenken wurde von seinen zahlreichen Verehrern durch Aufstellung einer marmornen Statue in der St. Paulskirche verewigt, die ein Werk Baily's ist; sie stellt den Verewigten in seiner ganzen Größe dar und soll die Züge und äußere Erscheinung desselben vollkommen wiedergeben.

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

(Sir Astley Cooper's Statue.)

Bilder-Magazin

№ 26. 1845.

Eine schwedische Ehe.

(Aus dem Schwedischen.)

(Fortsetzung.)

Diese kluge Taktik, diese täglichen Gefälligkeiten und Bemühungen scheiterten an der unveränderlichen Haltung Wanders. Begegnete er dem Obersten, so blieb er wohl einen Augenblick mit ihm stehen, hörte zerstreut an, was dieser zu ihm sagte, und antwortete nachlässig auf die conventionellen Redensarten, die dieser an ihn richtete; sobald aber der arme Hiarta ein ernsthafteres Gespräch mit ihm anzuknüpfen versuchte, verbeugte er sich tief und stumm und entfernte sich. In den Häusern, in welchen ihm sein musikalisches Talent, sein freundliches sanftes Gesicht und sein gebildetes Benehmen Zutritt und wohlwollende Aufnahme verschafft hatten, blieb er eben so gleichgiltig gegen Alles, was man um ihn her sprach und that. Nur die Musik gab von Zeit zu Zeit seinem Blicke mehr Leben, aber es war auch dies nur ein flüchtiger Schein und sobald derselbe vorüber war, setzte er sich traurig bei Seite, als nehme er an den gewöhnlichen Ereignissen des Lebens gar keinen Antheil. Mehr als ein blauäugiges hübsches Mädchen in Eisenach hatte bereits versucht, dem melancholischen Träumer ein Lächeln oder einen theilnehmenden Blick abzugewinnen; wenn es Einer aber auch gelang, wenn wirklich ein Lächeln auf die Lippen des schönen jungen Mannes trat, so war dieses Lächeln so traurig, daß es diejenigen, welche es sahen, verstimmte. Bisweilen bemühte sich Wander wirklich, in die Heiterkeit einer Gesellschaft einzustimmen, aber man sah es ihm dann an, welchen Zwang er sich anthun mußte. Ein einziger mächtiger Gedanke beschäftigte ihn und entfernte ihn von Allem, was die gastliche Geselligkeit von Eisenach beschäftigte; dieser Gedanke war aber so tief in seinem Herzen verschlossen, daß Niemand ihn zu erreichen vermochte.

Nach allen seinen vergeblichen Verfolgungen und allen seinen Beobachtungen schrieb der Oberst an seinen Bruder mehrere Briefe, in welchen sich die größte Ungeduld aussprach:

„Ich möchte," schrieb er eines Tages, „daß Deinen trau„rigen Flüchtling und alle melancholischen Liebesgeschichten der „Teufel holte. Zu meiner Zeit kannte man solche Dummheiten „nicht. Man liebte und sagte es gerade heraus, daß man liebe. „Wurde die Erklärung wohl aufgenommen, so lud man alle „seine Freunde zu einer lustigen Hochzeit ein und ließ auftra„gen, was die Tafel halten wollte; fand die Erklärung keinen „Beifall, so kehrte man zu seinem Regimente zurück und ver„gaß bei einem tollen Junggesellenfeste die Strenge einer grau„samen Geliebten. Jetzt aber seufzet und schmachtet und träumt „man, reiset dreihundert Stunden weit, um einzeln auf einen „Berg zu wandeln, in einem Walde zu seufzen und über die „Ungerechtigkeit des Schicksals zu klagen, während doch das so „hart und oft geschmähete Schicksal herzlich gern süß wie „Honig und zart wie eine Rose sein möchte. Ich habe schon „manche unserer jungen Männer dieser neuen kopfhängerischen „Mode nachleben sehen, aber noch erschien mir keiner so arg „wie dieser hier. Der sitzt Stunden lang unter einer Fichte „und seufzet wie ein Ofen . . ich glaube, Shakespeare hat „diesen Vergleich zuerst gebraucht . . Schon oft hatte ich große „Lust, den thörichten verliebten Menschen mit seinem blassen „Gesicht und melancholischem Blicke sitzen zu lassen, umzukehren „und für unsere liebe Cäcilie einen vernünftigeren Mann zu „suchen; aber Deine Bitten und die Liebe zu meiner Nichte „hielten mich bisher immer zurück. Und, ich muß Dir es nur „gestehen, der junge Mann gefällt mir trotz allen seinen Thor„heiten; sein Gesicht, sein Benehmen, seine Sprache, selbst sein „hartnäckiger Widerstand gegen alle meine Verführungskünste „gefallen mir. Es ist mir, als hätte ich mich in eine Ehren„sache eingelassen, und die Schwierigkeiten, die mich an der „Ausführung derselben hindern, reizen meinen alten Muth nur „noch mehr. Freilich würde ich lieber ein Regiment Kosaken „in Finnland verfolgen, als daß ich jeden Morgen und jeden „Abend dem melancholischen Schwärmer auf dem Wege nach der „Wartburg oder in ein Haus in Eisenach nachlaufe; aber ich „muß doch meinen neuen Feldzugsplan zu Ende führen und „wenn es mir gelingt, wird mir meine liebe Nichte — da ich „alle schwedischen Orden bereits habe, zur Belohnung einen „Nichtenkuß geben, worauf ich gern von meinen Strapazen „ausruhen will."

Einige Tage nach der Absendung dieses Briefes glaubte der Oberst sein Ziel erreichen zu können. Er hatte den leutescheuen Musiker endlich so weit gebracht, daß er ihm den Antrag machen konnte, er möchte mit ihm im Gasthause zu Abend essen.

Wander ging mit ihm; Hiarta setzte sich mit triumphirender Miene nieder, schenkte fleißig ein, als wollte er sich selbst Muth machen und fing an von allerlei zu sprechen, auch von unglücklicher Liebe, die zuletzt doch noch befriediget werde. Wander hörte ihn schweigend an, ohne auch nur zu nippen von dem Weine. Nur der Oberst trank und je mehr er trank, um so kecker sprach er. Er hatte bereits manche lustige Garnisonsabenteuer erzählt und wollte eben ein neues anfangen. „Eines Abends," sagte er, „kam ich in einer kleinen Stadt im nördlichen Schweden an . ." Bei diesen Worten zuckte Wander zusammen, als sei er von einem electrischen Schlage berührt worden.

„Sie kennen Schweden?" fragte er.

„Ob ich es kenne!" antwortete Hiarta schwedisch und mit einem Accente, an dem man sofort den Eingeborenen erkennen mußte.

„Verzeihen Sie mir," sprach Wander darauf, „mich befällt ein schmerzliches Kopfweh und ich bitte um die Erlaubniß, mich entfernen zu dürfen."

Damit nahm er seinen Hut, verbeugte sich vor dem Obersten, der wie versteinert dasaß und schritt durch die Thüre hinaus.

„So mögen doch alle Hexenmeister in Lappland und alle Trolle im Norden," rief endlich der Oberst, indem er zornig auf den Tisch schlug, „Dich in ihre Höhlen schleppen! Es ist nichts mit Dir anzufangen. Wandere denn meinetwegen nebelnd und schwebelnd herum, ich mag Dich nicht mehr sehen. Morgen schon kehre ich nach Wexioe zurück . . Meine Nichte mag sagen, was sie will, ich habe von diesem Thoren genug."

Während er so vor sich hin brummte, leerte er die letzte Flasche vollends und begab sich dann mürrisch auf sein Zimmer.

3.

Das Geständniß.

Als Hiarta am andern Morgen erwachte, stand sein Entschluß, nach Schweden zurückzukehren, nicht mehr fest. Zwar schimpfte er noch immer auf den melancholischen Wander, aber er klagte sich auch selbst der Unvorsichtigkeit an. „Wie konnte ich auch von Schweden sprechen? Ich konnte mir's doch denken, daß es noch nicht Zeit sei; ich hätte ihn erst an mich gewöhnen, sein Vertrauen erwerben sollen. Statt klug und vorsichtig zu handeln, wie es einem grauköpfigen Alten geziemt, werfe ich ihm das Wort Schweden wie eine Bombe zu . . Aber, der Wein trägt die Schuld; ich hätte vor ihm auf der Hut sein sollen, da er mir ja schon mehr als einmal schlimme Streiche gemacht hat."

Während er so mit sich sprach, nahm der Oberst Stock und Hut und ging fast unwillkürlich nach der Wartburg zu, wo er Wander zu begegnen pflegte. Diesmal sah er ihn nicht, auch in der Stadt bemerkte er nichts von ihm. Endlich ging er geradezu in die Wohnung des jungen Mannes, aber auch da war er nicht; man sagte dem Obersten, Herr Wander sei ganz früh ausgegangen und noch nicht zurückgekommen.

Eben so vergebens bemühte er sich auch am nächsten Tage, mit Wander zusammenzutreffen; der junge Mann war verschwunden und es ließ sich durchaus keine Spur von ihm auffinden. Am Abende dieses zweiten Tages nahm sich der Oberst vor, zu dem Bürgermeister zu gehen, und diesen aufzufordern, polizeiliche Nachforschungen nach dem Verschwundenen anstellen zu lassen, als an seine Thüre geklopft wurde und Wander selbst eintrat, aber so bleich und verstört, daß der Oberst erschrak.

„Sie erwarteten wahrscheinlich nicht, mich wiederzusehen," begann Wander, „nachdem ich mich vorgestern Abend so schnell entfernt; aber ich habe zwei schreckliche Tage verbracht . . Ich kann in diesem Fieberzustand nicht länger ausharren; er muß aufhören, koste es was es wolle und ich sehe kein anderes Mittel, als mich einem braven Manne anzuvertrauen. Sie sind ein Schwede und dies allein reichte hin, mich zu Ihnen zu ziehen. Außerdem haben Sie mir seit Ihrer Ankunft vielfache Beweise Ihrer Theilnahme gegeben; ich komme also mit meinen peinlichen Erinnerungen zu Ihnen; zwar weiß ich im Voraus, daß Sie eben so wenig als irgend ein anderer Mensch in der Welt im Stande sind, mich von meinem Unglücke zu befreien, aber ich glaube, eine Erleichterung meiner Schmerzen zu finden, wenn ich Ihnen erzähle, was ich leide. Wollen Sie mich anhören?"

„Ich verlange gar nichts weiter," antwortete der Oberst mit einer Lebhaftigkeit, welche seine Freude über eine so unverhoffte vertrauliche Mittheilung deutlich verrieth.

Wander setzte sich, schwieg einen Augenblick, als wisse er nicht sogleich, wie er seine Erzählung beginnen solle, dann strich er mit der Hand über die Stirn und begann also:

„Ich bin ein Schwede und wurde wie Sie in der Provinz Schonen in einer adeligen, aber armen Familie geboren. Da ich meine Aeltern sehr frühzeitig verlor, so ließ mich ein Oheim erziehen, der sein geringes Vermögen gern für mich hingab. Er starb in dem Augenblicke als ich die Universität verließ, als wenn er nun, nachdem er seine edele Aufgabe gelöset, auf der Welt nichts mehr zu suchen habe. So stand ich denn in meinem zwanzigsten Jahre allein, ohne Verwandte und Vermögen in der Welt. Ich nahm Militairdienste, da mir diese Laufbahn, wenn auch keine glänzende, doch wenigstens eine gesicherte Zukunft versprach. Bei unserm letzten und unglücklichen Kriege gegen Rußland wurde ich mit meinem Regimente nach Finnland geschickt; ich hatte das Glück, mich auszuzeichnen und wurde zum Capitain ernannt. Als ich nach dem unseligen Vertrage von 1808 wieder nach Stockholm kam, befand ich mich eines Tages in dem Hause unsers Majors und da sah ich ein junges Mädchen, dem sogleich mein ganzes Herz angehörte. Den ganzen Abend hindurch wichen meine Blicke nicht von ihr. Sie bemerkte mich auch und ich sah, daß sie von Zeit zu Zeit den Kopf emporrichtete, um nach mir zu blicken,

aber immer senkte sie ihn sogleich wieder in jungfräulicher Verschämtheit. Ich sah sie den zweiten und dritten Tag, . . wir liebten einander und wagten es einander zu gestehen. Die Liebe entfaltete sich in unseren Herzen wie eine duftreiche Blume in dem warmen Strahle der Sonne. Erst als die Blicke und das engelgleiche Lächeln Mariens mir die Uebereinstimmung verrieth, die zwischen uns herrschte, sah ich wer sie sei. Bis dahin hatte ich an nichts weiter gedacht als sie zu sehen, sie zu hören; es war mir ganz gleichgiltig gewesen, ob sie reich oder arm, die Tochter eines Grafen oder eines Bauern sei. . . Sie war reich, stand allein in der Welt gleich mir und unter der Vormundschaft des Majors, in dessen Hause ich sie gesehen. Ich erfuhr mit Schmerz, daß sie ein bedeutendes Gut in Dalecarlien besitze und fürchtete, man werde mich beschuldigen, durch ihr Vermögen angelockt worden sein, wenn ich um ihre Hand anhalte . . Zum Glück beleidigte mich Niemand durch eine solche Aeußerung, so offen lag die Aufrichtigkeit meiner Liebe vor Aller Augen.

Der Major, welcher mich liebte, willigte gern in mein Gesuch und segnete unsere Verbindung. Unmittelbar nach unserer Verheirathung entflohen wir, um unser Glück in der friedlichen Stille Dalecarliens zu verbergen. Ach, Herr, welches Leben führten wir da! Wie soll ich es Ihnen beschreiben! Zwei Jahre lebten wir in einer Ehe ohne alle Störung, in einer Ehe voll namenloser Liebe, zwei Jahre, in welchen jeden Tag unsere Liebe noch zuzunehmen schien. Marie war Alles für mich und ich war Alles für sie. Gott schien uns mit einander vereiniget zu haben, um uns nebst den Freuden unserer Liebe auch zugleich alle Gefühle für die Familie genießen zu lassen, die uns entgangen waren. Bisweilen sprach ich mit der Zärtlichkeit eines Vaters zu ihr und sie antwortete mir mit dem liebevollen Gehorsam eines Kindes. Dann sagten wir einander wieder, um die Schätze unseres Glückes zu mehren, wir wären Bruder und Schwester; sie legte ihre kleine Hand in die meinige und wir sprachen ruhig mit einander wie Geschwister, bald aber erinnerte uns ein lebhafterer Blick, ein innigeres Wort an unsere wirkliche Lage. Ich umschloß sie dann entzückt mit meinen Armen, ihr schöner Kopf sank schmachtend an mein Herz und der Himmel lächelte über diese innige Vereinigung zweier Seelen.

Wir bewohnten ein einfaches und angenehmes Haus bei Mora, dem in der Geschichte Schwedens so berühmten Dörfchen. Zu unsern Füßen lag ein heller See und rund um uns herum große Wiesen, welche durch einen Gürtel majestätischer Fichten eingeschlossen wurden. Auf der einen Seite sahen wir nur die Spitze des Kirchthurms von Mora, auf der andern das verräucherte Dach einer Schmelzhütte, deren Flammen und Funken einen phantastischen Schein am Horizonte verbreiteten . . Wir hatten also da die Kirche, welche durch die heldenmüthigen Thaten des ersten Wasa berühmt war und dort die Bewegung der menschlichen Industrie, die uns an das wirkliche Leben erinnerte, während unser ideales Leben in der Stille, rein wie der Krystall der Welle und ruhig wie der Frühlingsmorgen verging.

Im Sommer machten wir lange Promenaden, bald auf dem See, bald im Walde; wir erstiegen die steilsten Berge und betrachteten von dem Gipfel derselben herab mit Entzücken die frischen prächtigen Bilder, die sich vor unsern Augen ausbreiteten. Sie wissen, wie schön unser Dalecarlien ist und wir erfreuten uns an diesen Schönheiten mit einem nicht zu beschreibenden Enthusiasmus. Ach, wie oft beim Untergange der Sonne, wenn die letzten Strahlen des Tages auf den Wellen schwammen und ein Lichtgeflecht über den Schatten der Wälder breiteten, wenn alles feierlich still war und man nur das Rauschen des Windes in den leichten Birkenzweigen hörte, wie oft sank da die Geliebte mit Thränen in den Augen, das Herz voll heiliger Andacht in meine Arme und rief aus: „Gott, mein Gott, wie gütig bist Du! Was kann ich thun, um Dir für so viele Wohlthaten zu danken?"

Im Winter unterhielten wir uns durch Lesen und Studiren. Ich lehrte Marien die Meisterwerke der englischen und französischen Literatur kennen und wurde ihr Lehrer, wie sie, sobald wir die schwedischen Dichter vornahmen, mich auf die Anmuth Franzens, auf die Bilder Tegners, auf die frommen Gedanken Wallins und auf die melancholischen Träume Stagnelius' aufmerksam machte. Immer hielten wir uns bei den zärtlichsten Stellen auf und wiederholten mit einander die reizenden Verse Arels: „Die Liebe, das Wunder des Himmels!" und wir lasen häufig das Drama von Stagnelius: „Die Liebe nach dem Tode."

„Auch ich werde Dich so erwarten," sagte Marie, „wenn ich vor Dir sterbe, aber Du wirst Deine Seele nicht entweihen, Du wirst nicht zu den Strafen der Hölle verurtheilt werden und ich werde Dich erwarten, um die Seligkeit des Himmels mit Dir zu genießen."

Aber auch andere Sorgen beschäftigten uns in der rauhen Jahreszeit. Unsere Dalecarlier sind arm, wie Sie wissen und jedes Jahr müssen viele die Heimath verlassen, um in Stockholm oder andern Städten Arbeit und die Mittel zum Lebensunterhalte zu suchen. Oftmals sahen wir mehrere solcher trauriger Caravanen vor unsern Fenstern vorüberziehen; die Männer trugen die letzten Reisevorräthe auf den Schultern, das bittere Brod aus Mehl und Birkenrinde . . Die Frauen führten an der Hand unglückliche schwache, blasse Kinder, welche von der Geburt an einem Leben voll Mühseligkeit und Entbehrungen aller Art verfallen sind. Sobald Marie solche Unglückliche erblickte, schickte sie ihnen einen Diener entgegen, ließ sie in das Haus hereinrufen, an dem Heerde Platz nehmen und gab ihnen Speise, Kleidung und etwas Geld. Die Alten besonders und die Kinder erregten ihre Theilnahme. Sie suchte für sie in allen Schränken, erkundigte sich mit rührender Sorgfalt nach ihren Leiden und Bedürfnissen und gab ihnen mit freigebiger Hand. Die armen Leute sahen sie wie ihren Schutzengel

an und verließen sie segnend; Marie aber dankte dem Himmel für die Freude, so viel unverdientes Elend lindern zu können.

Eines Tages wurde einer der alten Männer, die wir aufgenommen hatten, so schwach, daß er den Weg nicht fortsetzen konnte. Seine Familie überließ ihn unserer Pflege und zog weiter. Marie ließ ihm ein Bett in einem Zimmer bereit machen und pflegte ihn mit kindlicher Sorgsamkeit. Oftmals saß sie selbst an seinem Bette und wenn er traurig und betrübt war, sprach sie, um ihn zu trösten, von seinen Kindern und von dem Sommer, der sie mit ihm wieder vereinigen würde. So vergingen vierzehn Tage, der alte Mann wurde schwächer und schwächer und fühlte sein Ende nahen. Eines Abends befand sich Marie an seinem Bette und er bat sie, ihm den Quersack zu reichen, den er mitgebracht. Sie that es und er nahm daraus ein hölzernes geschnitztes Crucifix, eine der Arbeiten, welche die Bauern blos mit einem gewöhnlichen Messer liefern. „Als letztes Mittel," sagte er, „wollte ich dieses Crucifix mit nach Stockholm nehmen, an dem ich lange, lange gearbeitet habe; jetzt brauche ich nichts mehr, denn ich habe nur noch einige Augenblicke zu leben; behalten Sie diese Arbeit eines armen Dalecarliers und möge der Segen eines Sterbenden darauf ruhen, um Ihnen Glück zu bringen." Der Unglückliche starb wirklich am Tage darauf und Marie geleitete ihn weinend zum Grabe, als habe sie in ihm einen nahen Verwandten verloren.

Inmitten dieses Lebens, fern von dem Geräusche und dem Treiben der Welt, das so große Liebe verschönte und durch edele Handlungen geadelt wurde, umhüllten bisweilen trübe Wolken meine Seele. Marie war schwächlich; zwar stellte sie sich in meiner Gegenwart gesund und kräftig, aber mehr als ein Mal bemerkte ich, daß sie sich plötzlich entfernte, um mir ihre Blässe und Brustbeklemmung zu verbergen, den Anfang einer entsetzlichen Krankheit. Ich hatte mehrere Aerzte zu Rathe gezogen und ihre Worte voll Besorgniß und schwacher Hoffnung nagten an meinem Herzen und an meinem Glücke.

Auf der andern Seite konnte ich bei den Ereignissen nicht gleichgiltig bleiben, die mein Vaterland bewegten. Gustav IV. war des Thrones beraubt worden und büßte im Lande der Verbannung. Man hatte einen jungen Fürsten gewählt, der eines Tages den erlauchten Thron der Wasa einnehmen sollte; aber ganz Europa befand sich in heftiger Aufregung; überall wüthete der Krieg und wie sehr wir uns auch bemüheten, die Ruhe zu erlangen, die Schweden so sehr bedurfte, so vermochten wir sie doch nicht zu finden, da wir zwischen den gebieterischen Forderungen Rußlands und Frankreichs standen.

Wir sprachen häufig über diese wichtigen Angelegenheiten und obgleich Marie bei dem Gedanken zitterte, daß ich einst von ihr fern sein könnte, so konnte ihr edles Herz doch nicht zugeben, daß ich mich dem Vaterlande entziehe und sie sagte oftmals, daß sie mich lieber für immer verlieren, als mich meiner Pflicht untreu werden sehen wolle.

Wir hatten sehr oft dieses schmerzliche Thema durchgesprochen, als plötzlich eine traurige Nachricht gleich einem Blitzstrahle in unser friedliches Haus drang.

Der Kronprinz war plötzlich gestorben und das Volk von Stockholm erklärte diesen unerwarteten Todesfall durch ein Verbrechen. Es stürzte sich in der Verzweiflung auf die Wohnung derer, welche es für die Schuldigen hielt, opferte dem Prinzen, den es liebte, das Leben eines Unschuldigen und schleppte den Leichnam des unglücklichen Fersen in cannibalischer Wuth über das Straßenpflaster. Ganz Schweden war nun von Neuem in Aufruhr, alle Friedenshoffnungen waren in Frage gestellt und vor Allem mußte ein Regierungsnachfolger gewählt werden.

Ich wurde von dem Gouverneur nach Fahlen berufen, da er sich mit den angesehensten Grundeigenthümern der Provinz über die Maßregeln zu berathen gedachte, welche bei diesen stürmischen Umständen wohl zu ergreifen sein möchten. Diese Reise war die Ursache meines Unglücks. Ach, wie viele geschichtliche Ereignisse giebt es, an die sich Unfälle von Privatpersonen knüpfen, welche in der großen allgemeinen Noth vergessen werden und verschwinden, wie die Gewässer des Baches in dem Ozeane. Der Geschichtschreiber berührt nur eine Thatsache und Niemand weiß, wie viele unbekannte Schmerzen, wie viele blutende Herzen und gebrochene Verhältnisse davon abhängen.

Ich möchte hier aufhören, aber ich habe meine traurige Geschichte begonnen in der Absicht, nichts auszulassen, und werde also bis zum Ende gehen."

„Fahren Sie fort, junger Freund," entgegnete der Oberst, indem er ihm die Hand drückte, „ich höre Sie mit der innigsten Theilnahme an."

„Nun," fuhr Wander nach einem tiefen Seufzer fort, „ich war nach Fahlen abgereist und hatte versprochen, am nächsten Tage Abends zurückzukommen. Ich hatte nur einige Stunden zurückzulegen und konnte meine Ankunft fast auf die Minute genau berechnen. Meine junge Frau begleitete mich bis an das Ende des Parkes . . Es war das erste Mal, daß wir uns auf so lange verließen und sie weinte, als wenn wir einander nie wiedersehen sollten. Mehrmals hatte ich die Absicht, die Reise ganz aufzugeben, mit Marien umzukehren und den Gouverneur mit den Anderen über die Verwaltungsangelegenheiten sprechen zu lassen. Mein Herz war voll von trüben Ahnungen; aber es handelte sich um eine gebieterische Pflicht und Marie selbst forderte mich auf, sie zu erfüllen. Ich stieg in den Wagen und lange noch sah ich sie an einem Baume gelehnt stehen und mir mit der Hand noch immer Abschied nachwinken.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.